

DIE TEMPELRITTER

jean LeMaitre
HENRI DE ROSLIN
UND DAS ENDE
DER WELT

ROMAN



DIE TEMPELRITTER

DIE TEMPELRITTER

Jean LeMaitre

**Henri de Roslin und
das Ende der Welt**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: akg-images, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
Buch-Nr. 019794
www.derclub.de

Während sich die Zeichen des Weltuntergangs mehren und zahlreiche Vorbeten einen Krieg ankündigen, ziehen immer mehr Geissler- und Büssergruppen durch Frankreich. Es ist die Stunde der Apokalypsenprediger. Und es ist die Stunde von Madeleines Bewährung: In den Wirren einer um sich greifenden Hysterie geraten ihr Geliebter Uthman, Henri, Joshua und Sean in einer unheimlichen Ortschaft nahe Calais in die Hände einer fanatischen Sekte. Den Gefährten droht der Scheiterhaufen. Nur die Madeleine könnte sie retten – doch der Preis ist hoch.

September 1318. In Nordfrankreich

Wo Aas ist, da sammeln sich die Geier, dachte Henri de Roslin. In den Nöten unserer Tage wird die Sonne sich verfinstern und der Mond seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden ins Wanken geraten...

Henris düstere Gedanken wurden durch die Predigt des Priesters verstärkt, die durch die dreischiffige Kirche hallte. Henri kannte den Text des Matthäusevangeliums auswendig, Kapitel vierundzwanzig, dachte er, denn wie der Blitz ausgeht vom Osten und leuchtet bis zum Westen, so wird auch das Kommen des Menschensohns sein. Und dann werden wehklagen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen den Menschensohn auf den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit...

In diesen Tagen blicken alle zum Himmel auf, dachte Henri, auch ich. Doch wir alle erwarten nicht den Messias, wir fürchten uns vor den bösen Mächten. Denn der Komet ist wieder da, die brennende Fackel in der Nacht. Und das Zittern in der Stimme des Priesters und sein heftiger Atem verraten, dass auch er Angst hat vor diesem geheimnisvollen Zeichen und keinen Rat weiß.

»Und zu einer Stunde, die der Mensch nicht kennt, wird er kommen und ihn in Stücke hauen und ihm seinen Teil geben bei den Heuchlern, da wird sein Heulen und Zähneklappern!«

Der Priester hob noch einmal die Stimme und breitete anklagend seine Arme aus, dann wendete er der Gemeinde den Rücken zu und beendete die Messe.

»Amen!«, sagte Henri im Chor mit den anderen in der Kirche. Er blieb noch eine Weile knien. Die Worte haben Kraft und Macht, dachte er, sie trösten, wenn sie auch keine Antwort geben. Und wir suchen ständig nach Antwort. Wo wir auch sind, unter allen Himmeln, wollen wir wissen, woher wir kommen, wohin wir gehen und wie viel Zeit uns noch bleibt. Das sind die Fragen, die uns alle beschäftigen.

Henri schlug das Kreuz, stand auf und ging hinaus. Die Gefährten warteten auf dem staubigen Platz vor der Kirche mit den schnaubenden Pferden. Es schien ein strahlender Tag zu werden. Aber dann zogen von Westen her dunkle Wolken auf, die über ihnen auf ihrem Weg nach Nordosten dahinglitten. Und dahinter näherte sich der Komet, die unheimliche Feuerfackel.

Als Henri am frühen Morgen nach Vögeln Ausschau hielt, geschah etwas Seltsames. Plötzlich war weit oben in der Höhe ein gleißend heller Streifen zu sehen. Ein Blitzstrahl, der aus seiner eigenen Mitte heraus zu leuchten schien und gemächlich am noch dunklen Himmel entlangzog, erst langsam, dann immer schneller. Dieser Strahl schien auf ihn zuzurasen. Henri zuckte zusammen, doch der Strahl zog über ihn hinweg und schien dann in einem Funkenregen zu explodieren, als hätte jemand Schwarzpulver entzündet.

War das das Ende der Welt?

Henri de Roslin dachte sofort an ein Himmelsgericht, an einen Boten, der vom Himmel kam, um die Menschen für ihre Sünden zu bestrafen. Denn lebten sie nicht alle in Sünde, verstießen sie nicht alle gegen die Gebote? Etwas Gutes

verhieß dieses Zeichen doch bestimmt nicht, so bedrohlich, wie es wirkte.

Der helle Schein schien einen großen Bogen zu machen, so, als wollte er ausholen, um mit umso größerer Kraft zurückzukehren. Es war ein Licht, das aussah, als flüchte es vor der untergehenden Sonne. Oder als wollte dieses Licht wie einst Luzifer der Sonne ihre Macht streitig machen.

Vielleicht wurde in diesem Augenblick auch ein neuer Stern von Bethlehem geboren, den man bis hierher sehen konnte? Ja, das mochte zutreffen. Am Himmel wurde ein Stern geboren, und hier unten, auf der Erde, starben Menschen. Aber der Heiland war auferstanden und würde ewig leben. Und er würde das letzte Strafgericht leiten.

Das Weißglühende über seinem Kopf drängte sich in seine Gedanken, Handlungen und Träume. Zweifelsohne war es ein Zeichen.

Das glaubten auch Henris Gefährten.

Sean zitterte beim Anblick des Feuerschweifs vor Angst. Jetzt schien der Abend der letzten Abrechnung wirklich gekommen! Jetzt ging die Welt unter!

Die Landschaft der nördlichen Normandie war in herbstliche Farben getaucht. Breit auslaufende Wellen aus Hügeln und Tälern, mit hohen Hecken an den Wegen, die noch immer dicht belaubt waren, dornenreiches Gebüsch, das ein Eindringen von Wild und Fremden verhindern sollte. In der Ferne lagen kleine, beschauliche Dörfer.

Die Reiter – vier Männer und eine Frau – ließen die Pferde nur langsam traben, denn es gab viel, woran sich das Auge erfreuen konnte. Die Vogelscharen an ginstergesäumten Angern und in Hainbuchenhecken, an Bächen und in Senken, flatterten auf und zogen umher. Es waren Bilder des Friedens –

so schien es den Reisenden auf den ersten Blick jedenfalls. In den Dörfern warteten gedrungene Kirchen auf jene, die seelische Erquickung suchten, und einladende Wirtshäuser aus Stein auf die, deren Mägen gefüllt werden wollten. Die Klöster waren reich, an Zulauf mangelte es ihnen nicht, und so schien alles an seinem Platz.

Sie waren bis spät in die Nacht hinein geritten, weil sie rasch das Meer erreichen wollten. Der Weg führte sie über Hügel, die die offene Landschaft beherrschten, und durch kleine Ortschaften, deren feste Steinhäuser sich über malerische Hänge hinabzogen oder in Senken zwischen Obstgärten und hohen Scheunen verborgen lagen. In einem Wald bereiteten sie ein Lager. Es duftete nach Herbst, und in der Nacht zog schon die Kälte des nahen Winters heran. Am Morgen stand zum ersten Mal im Jahr weißer Nebel auf den Wiesen. Und dann erschien das Himmelszeichen.

Später, in einem nahen Kloster der Zisterzienser, das sie aufsuchten, weil Henri de Roslin den dortigen Prior, einen Mann namens Malwran, kannte, erfuhren sie wenig Erfreuliches. Angeblich stand ein Krieg bevor.

Das Kloster lag am Rand eines Orts mit dick gedeckten Strohdächern über rot verputzten Mauern, an denen sich Birnenspaliiere entlangzogen. Schnatternde Enten watschelten umher. Der Prior kassierte den Zehnt zum Wohl seines Klosters, und so konnte er den Gästen am Abend, nach der kargen Mahlzeit mit den Brüdern im Refektorium, noch Fleisch auftischen. Er erzählte munter drauflos, und sein pausbackiges Gesicht mit der straff gespannten Haut glänzte dabei.

»Ihr wollt nach Calais? Seid vorsichtig! Dort scheinen Dinge vorbereitet zu werden, die einen Christenmenschen nicht erfreuen können.«

»Was meint Ihr, Prior?«, fragte Henri, der gerade voll Wonne den letzten Bissen in seinen Mund geführt hatte.

Der Prior setzte sich in seinem Armsessel auf, der wie das gesamte Zimmer mit burgunderrotem Stoff ausgeschlagen war. In seinem raschelnden Gewand von derselben Farbe verschmolz Prior Malwran auf irritierende Weise mit dem Raum.

»Unser Herr König scheint eine Invasion Englands vorbereiten zu wollen. Man munkelt, er ziehe aus der Levante alle Schiffe in Calais zusammen. Es ist unvernünftig. Überdies haben die Engländer eine neue Waffe entwickelt, die sie *longbow* nennen, es ist ein langer Bogen mit äußerster Durchschlagskraft, der den Waffen der Unrigen weit überlegen ist und ihre Rüstungen im Nu zerfetzen wird. Es wird zu einem blutigen Gemetzel kommen. Aber der König will diesen Krieg nun mal.«

»Welchen Nutzen zieht der französische König daraus?«, fragte Sean, der seine jugendliche Zurückhaltung immer mehr aufgab. Er war dabei, erwachsen zu werden.

»Er will die Seeherrschaft im Kanal, der das eine Meer mit dem anderen Meer verbindet.«

»Und welchen Grund hat der englische König, sich auf einen solchen Krieg einzulassen?«

»Er will die endgültige Unabhängigkeit der Gascogne und Aquitaniens von Frankreich. Denn diese Länder sind reich, ihre Handelswege auf See reichen bis nach Flandern und Dover. Und von diesen Gebieten im Südwesten unseres Landes bezieht der englische König auch den besten Wein, nämlich den weißen und roten aus Bordeaux.«

»Ein Grund für christliche Herrscher, Krieg zu führen, das ist so sicher, wie Funken aufwärts fliegen«, sinnierte Joshua.

»Da habt Ihr Recht, doch es kommen noch andere Gründe hinzu. Der Streit schwelt schon seit zweihundert Jahren. Bisher

stehen diese Gebiete unter englischem Protektorat, aber unser König besitzt die Oberherrschaft, und die Menschen, die dort leben, wenden sich bei Streitfällen an ihn und nicht an den Herrscher der Angelsachsen. Nur so bekommen sie in der Regel gegen die Engländer Recht zugesprochen. Für beide Seiten ist es also eine unbefriedigende Situation.«

»Was hat es mit dieser neuen Waffe auf sich?«, fragte Henri. »Bekämpften mit diesem Bogen nicht schon die Waliser die Schotten des Hochlandes? Als Schotte hat es mich sehr betrübt, erfahren zu müssen, dass meine Landsleute unterlagen.«

»Diese Bögen besitzen grauenhafte Eigenschaften«, bestätigte der Prior. »Ich weiß das, weil ich mich, obwohl ich dem geistlichen Stand angehöre, sehr für Waffentechnik interessiere, immerhin werden Kriege nicht durch Worte entschieden, sondern durch die besseren Waffen. Aber wie dem auch sei, ich kann Euch sagen, dass mit einem *longbow* abgeschossene Pfeile eine bislang undenkbbare Reichweite haben. Die Pfeile sind einen Meter lang und garantiert tödlich. Ein massiver Pfeilhagel demoralisiert jeden Gegner. Der englische König hat unter Androhung der Todesstrafe jeden Sport außer dem Bogenschießen verboten lassen, um seine Mannen an diese Waffe heranzuführen.«

»Haben unsere tapferen Franken nicht auch eine neue Waffe?«, wollte Henri wissen. »Spricht man nicht von einem Eisenrohr, das die Form einer Flasche besitzt und einen Eisenbolzen abfeuert, der mit einer dreieckigen Spitze versehen ist?«

»Ihr kennt Euch aus, Henri!«, nickte der Prior anerkennend. Dann hustete er, er hatte sich an einem Stück des Biberbratens verschluckt. »Es ist der *pot de fer*, wie man ihn nennt. Aus dem Rohr wird mit Hilfe von Schwarzpulver ein Bolzen herausgeschleudert. Man will diese Waffe sogar auf Räder

montieren, um sie leicht überallhin transportieren zu können. Aber noch ist sie nicht ausgereift, ihre Streuung ist zu groß, und manchmal explodiert das Teufelszeug im Rohr, wodurch die eigenen Leute getötet werden.«

»Es wird also Krieg geben, glaubt Ihr?«

»Ich fürchte die Belagerung von Calais, eine Schlacht im Hafen. Gegen die englischen Schiffe, deren Decks und Schießstände vielen Bogenschützen Platz bieten, hätten die Unsrigen kaum eine Chance. Ihnen bliebe in diesem Fall nur der Sprung ins Wasser oder die Flucht unter Deck. Und dann werden unsere Schiffe geentert und versenkt.«

»Ihr seid wirklich sehr informiert«, meinte Henri.

»So ist es«, entgegnete der Prior. »Aber Ihr wart doch Tempelritter, habt daher doch bestimmt auch an etlichen Kriegen teilgenommen – und müsset Euch gut auskennen?«

»An einigen zu viel. Vielleicht finde ich deshalb keinen Gefallen daran.«

Der Prior nickte verständnisvoll. »Nun, vielleicht zieht sich das Ganze auch noch weitere Jahre hin. Möglich ist es. Inzwischen werden die Gesandten verhandeln. Man fintiert, bietet Geld und versucht, sich auszubooten – das kann sich lange hinziehen. Allerdings... ich habe so ein Gefühl, meines Erachtens deutet alles auf Krieg hin.«

»Ein Seekrieg weit draußen auf dem Meer wäre zu ertragen«, sinnierte Henri. »Aber wie würde es dann weitergehen? Würden die Engländer auch an Land gehen? Hätten sie genug Truppen, um nachzusetzen und einen Landkrieg gegen Frankreich zu führen?«

»Sie werden ihre mit viel Geld eingekauften Verbündeten aus Flandern und den Niederlanden herbefehlen. Das sind zehntausend Mann, vielleicht sogar mehr.«

»Der Heilige Vater muss vermitteln«, sagte Henri.

»Der Papst ist damit beschäftigt, Bettelorden zu verbieten«, erwiderte der Prior respektlos. »Wir Zisterzienser sind inzwischen auf der sicheren Seite, aber andere Gemeinschaften leben in ständiger Angst vor der Exkommunizierung.«

»Es ist eine unruhige Zeit«, meldete sich Uthman zu Wort. »Wir dachten, mit dem vorigen Jahrhundert hätten wir auch die großen Kriege hinter uns gelassen. Doch nun drohen überall neue kriegerische Auseinandersetzungen.«

Madeleine saß an Uthmans Seite, sie hielt die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Gesicht war blass. Sie räusperte sich und sagte: »Wenn es Krieg gibt, dann sollten wir weg von hier.«

Henri nickte ihr zu. »Ich teile deine Ansicht. Ich habe genug Kriege erlebt. Wir sollten einen anderen Weg einschlagen. Wie wäre es, meine Freunde, wenn ich euch nach Lodi führte, der Stadt, von der ich euch so ausführlich erzählt habe?«

»Lodi in der Lombardei«, rief Sean, »das wäre herrlich!«

»Wir würden Francesco della Rocca und Anna di Angero kennen lernen«, strahlte Madeleine. »Ich brenne darauf, sie zu treffen. Auch wenn sie inzwischen mehr als ein Dutzend Jahre älter geworden sind.«

»Vielleicht gibt es unsere Komturei noch, die damals in voller Blüte gestanden hat«, sagte Henri. »In Italien wurde unser Orden nicht so gnadenlos verfolgt wie in Frankreich und England.«

Joshua wiegte bedenklich den Kopf. »Ich weiß nicht recht. Warum sollte es uns dort besser gehen? Wie steht es mit den Visconti in Mailand? Hört man nicht ganz schauderhafte Dinge von dieser Herrscherfamilie?«

»Konflikte gibt es überall«, meinte Henri. »Wir können ihnen nicht aus dem Weg gehen, sondern nur versuchen, uns nicht zu arg zu verstricken.«

»Das ist ein guter Vorsatz, doch bisher ist uns das noch kein einziges Mal gelungen«, mahnte Joshua.

»Selbst wenn wir es uns vornahmen. Immer ging es dabei um mangelnde Gerechtigkeit. Denn wir können es nicht hinnehmen, dass jemandem Unrecht widerfährt. Wie sollen wir uns da je aus etwas heraushalten können?«

»Und das ist gut so«, sagte der Prior. »Der Kampf für die gerechte Sache ist der Grund, warum ich den Templerorden immer unterstützen werde. Sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn – war dies nicht der wahre Anlass für seine Zerschlagung? Der Orden hielt den Herrschern ihre eigenen Unzulänglichkeiten wie einen Spiegel vor.«

»Ihr wart immer auf unserer Seite, Prior Malwran, und habt meine Brüder beschützt«, sagte Henri nickend. »Dafür danke ich Euch. Es ist gut, zu wissen, wohin man sich in Notzeiten wenden kann.«

»Meine Pforten stehen Euch immer offen!«, sagte der Prior mit einladender Geste.

»Lasst uns nichts überstürzen«, sagte Henri. »Wir können im Lauf der nächsten Tage entscheiden, wohin wir ziehen werden. Vorerst geht es jedoch weiter in Richtung Calais.«

»Es kommen schwere Prüfungen auf uns zu. Gott stehe uns allen bei«, sagte der Prior und schlug mehrere Kreuze.

Wieder schlug die Schönheit der Landschaft sie in ihren Bann. Laubenartige Alleen mit Lindenbäumen, die noch in voller Pracht standen, in helles Licht getauchtes, reiches Land. Tagsüber war der Komet nicht zu sehen, er schien nur des Nachts seine Bahnen zu ziehen. Tagsüber machten sich die Gefährten daher auch nur wenige Sorgen. Die freundlichen und bedächtigen Bauern inmitten ihrer großen Viehherden auf den endlosen Weideflächen, die Kinder mit den roten Wangen und die anmutigen Frauen nahmen die Aufmerksamkeit der

Reisenden gefangen. Es schien alles so harmonisch zu sein, ein Krieg angesichts dieser Idylle war eigentlich unvorstellbar.

Und wenn die Reiter in die ehrwürdigen Orte einzogen, mit ihren prächtigen Zunfthäusern, den bemalten Rathäusern, den geschwärzten und gravierten Balken der Bauernhäuser, den schönen Kirchen und den einladenden Wirtshäusern, konnte man noch weniger an Krieg denken. Im Gegenteil: Alles wirkte solide und wohlhabend.

Doch dann kamen die Gefährten durch zunehmend verwildertere Gegenden. Die Mauern um die Gemüsegärten an den Wegesrändern waren verfallen, viele Äcker lagen brach, und menschliche Ansiedlungen wurden spärlicher. Zudem wehte ein immer heftiger werdender Wind durch die wenigen Orte, die zunehmend farbloser wurden.

An einer Wegkreuzung mit hohen, schwarzen Kruzifixen, als die herannahende Nacht den gewaltigen Umriss einer Kathedrale verdunkelte, die vor ihnen am Rand einer Stadt aufragte, zügelte Joshua plötzlich sein Pferd.

»Ich werde nach London gehen«, sagte er ganz unvermittelt.

Henri riss ebenfalls am Zügel, sein Pferd schnaubte. »Was sagst du? Habe ich dich richtig verstanden?«

»Ja, ich habe mich soeben dazu entschlossen.«

»Aber aus England sind doch alle Juden vertrieben worden!«

»Das war vor achtundzwanzig Jahren. Das ist schon lange her. Jetzt wird man sie wieder dulden. Man braucht uns, wenn das geistige Leben und die Wirtschaft wieder aufblühen sollen.«

»Joshua«, sagte Henri, und sein Pferd tänzelte, »hast du dir das auch gründlich überlegt?«

»Es gibt eine geheime Synagoge in London, und ich möchte sie kennen lernen. Ich muss mich mehr um meinen Teil der Geschichte kümmern. Um meine eigene Vergangenheit und die meiner Glaubensbrüder.«

»Wir kehren dort in ein Gasthaus ein«, sagte Henri und deutete auf den Ort, der vor ihnen lag. »Schlafe eine Nacht darüber und entscheide morgen früh darüber.«

Als sie die Mauern des Orts erreichten, war es bereits dunkel. Die Gefährten beschlich ein unangenehmes Gefühl. Es behagte ihnen nicht, sich eine Nacht lang dem Unvertrauten aussetzen und bis zum anderen Morgen warten zu müssen, um mit der Umgebung und den dort lebenden Menschen vertraut zu werden.

Dennoch war es diesmal nicht anders möglich. Sie fanden Quartier in einem Gasthaus neben der Kathedrale. Nachdem die Pferde versorgt waren und jeder seine Sachen verstaubt hatte, traf man sich in der Gaststube zum Abendessen. Der Wirt, ein rothaariger Normanne mit dröhnender Stimme, begann sogleich, vor ihnen ein düsteres Schreckensszenario auszubreiten. Die Gefährten lauschten seinen Worten mit ungunstigen Gefühlen.

»Es gibt Krieg, das steht fest, meine Freunde! Die Zeichen stehen auf Sturm! Die Angelsachsen sprechen schon von einem gerechten Krieg, das ist immer der Anfang vom Ende. Sie behaupten, dass Gott auf ihrer Seite stehe, und in Gedanken teilen sie sich schon die Beute ihrer Opfer auf – unser Hab und Gut.«

»Wer will nun den Krieg, unser König oder der Angelsachse?«, fragte Sean.

»Der Engländer natürlich! Wir verteidigen uns nur!«

»Und wie begründet König Eduard seinen Standpunkt?«, wollte Henri wissen.

»Er behauptet, seine Dynastie stelle über die Linie seiner Mutter den rechtmäßigen König Frankreichs, und er sei der legitime Nachfolger unseres Königs Philipp.«

»Verwegen!«, sagte Henri.

»Ich wette darauf, dass viele Herren aus der Normandie und auch aus der Bretagne, ja sogar Herzöge aus unserem Artois auf König Eduards Seite wechseln werden, dann haben wir den Feind auch im eigenen Land!«

Joshua wiegte den Kopf. »Die Menschen hier an den Küsten sind unberechenbar. Sie sind so rau wie die Natur. Dort, wo sich zwei Feinde treffen, die See und das Land, ist auch der Mensch schroff. Er tut, was er will.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«, fragte der Wirt.

»Ich kann mir gut vorstellen, dass die Bretonen und die Leute aus der Normandie und der Picardie oder des Artois zu den Engländern wechseln. Sie fühlen sich nur den vier Elementen verbunden, nicht dem Königshaus.«

»Sie sind unbestechlich!«, beharrte Henri. »Sie lassen sich nicht kaufen. Wenn sie wirklich Partei ergreifen, dann aus tiefster Überzeugung.«

»Da habt Ihr Recht!«, bestätigte der Wirt. »Wir Normannen sind hier, wo an der Küste die Gischt so hoch wie ein Kirchturm spritzt, von altem Schrot und Korn, unbestechlich, wie Ihr sagt – und übrigens auch unbesiegbar.«

»Also wird es tatsächlich Krieg geben«, brummte Uthman.

»Ein weiterer Grund für den Ausbruch eines langen und blutigen Kriegs ist Flandern«, sagte der Wirt. »Die dortigen Städte sind überaus reich, die Bürger ungemein wohlhabend, die Geschäfte mit Tuchen gehen gut. Das weckt die Begehrlichkeit.«

»Flandern ist ein Lehen der französischen Krone«, erklärte Joshua. »Die flämischen Adligen stehen auf Seiten der Franzosen, und der flämische Hof ist dem französischen verwandtschaftlich verbunden. Französische Prälaten bekleiden hohe Ämter in Brügge, Gent und Antwerpen, man spricht Französisch. Trachten die Angelsachsen deshalb danach? Weil ihnen das alles nicht behagt?«

»Genau so ist es«, entgegnete der Wirt.

»Die Bürger können keinen Krieg wollen«, erklärte Henri.
»Er ruiniert ihre Geschäfte. Deshalb werden vielleicht doch noch die Gesandten siegen.«

»Die Parteien sind unversöhnlich, jede hat ihre eigenen guten Gründe für eine Auseinandersetzung oder glaubt zumindest, sie zu haben – also deutet alles auf Kampf hin«, sagte der Wirt.
»Ist nicht außerdem ein Komet erschienen? Er kündigt dieses Unheil doch sinnfällig an. Schon munkelt man, vom Himmel seien Schwerter und Spieße gefallen, um die Unsrigen zu bewaffnen.«

»Davon haben wir nichts gesehen«, sagte Henri missmutig.
»Gott ist weder Franzose noch Angelsachse. Er ergreift nicht Partei in solch irdischen Scharmützeln.«

»Er hat Partei ergriffen, als die Kreuzfahrer ins Heilige Land einfielen«, sagte Uthman. »Ihr habt ihn angerufen, und er hat geantwortet.«

»Er war auf der Seite aller Christen, das ist nur natürlich. Aber Franzosen und Engländer sind Christen – wie soll Gott sich da entscheiden?«

Der Wirt hob abwehrend die Hände. »Das ist ein Streit um des Kaisers Bart!«, sagte er. »Entscheidend wird sein, ob der Krieg finanzierbar ist. König Eduard wird sich von den großen florentinischen oder lombardischen Banken, von den Bardis und Peruzzis Kredite geben lassen. Und der französische König? Er wird höhere Steuern erheben. Wenn das Volk sich dagegen nicht sträubt, dann rumst es eben irgendwann. Wahrscheinlich noch in diesem Jahr.«

»Frankreich wird vom Geld regiert. Geld ist das Einzige, was dort zählt, das weiß ich«, sinnierte Henri. »Und für Kriegsherren ist Geld ein entscheidender Faktor. Die Truppen müssen bezahlt werden, denn sie bestehen aus Söldnern, nicht mehr aus feudalen Gefolgsleuten, die mit dem Lehnseid zu

vierzig Tagen Dienst verpflichtet waren. Haben Frankreich und England ausreichend Geld? Das könnte die kriegsentscheidende Frage sein.«

»Die Herren haben genug Möglichkeiten, sich Geld zu besorgen, das sagte ich ja schon«, meinte der Wirt, während er Cidre aus einem Krug in die leeren Becher goss. »Sie verschlechtern die Münzen, besteuern willkürlich und leihen Geld bei städtischen Bankiers, auch ohne Sicherheiten. Denn wenn man nicht siegt, kann man auch nicht plündern, fängt man keine Geiseln, kriegt man kein Lösegeld. Die Niederlage ist der schlechteste Zahlmeister, ein Sieg der beste.«

»Ein Teufelskreis«, brummte Joshua. »Krieg stellt immer ein unwägbares Risiko dar. Aber die Mächtigen sind eben nicht friedfertig, nirgendwo auf der Welt.«

»Ach was!«, sagte der Wirt. »Man kann durch einen Krieg sehr reich werden!«

»Durch Krieg?« Joshua legte die Stirn in Falten. »Hast du jemals einen Krieg erlebt, Wirt? Nein? Wenn die Truppen brandschatzend, plündernd und mordend durch die Städte ziehen? Wenn sie sinnlos zerstören, rauben und vergewaltigen? Wenn die Einwohner beim Anblick ihrer brennenden Häuser und ihrer geschändeten Frauen von Entsetzen gelähmt sind? Krieg ist die Geißel der Menschheit!«

»Seht das, wie Ihr wollt!«, grummelte der Wirt. »Man muss halt nur auf der richtigen Seite stehen. Außerdem: Gegessen und getrunken wird immer.«

Die Gefährten ritten weiter. Das Land wurde von einem fahlen Licht erhellt. Es war der Schein des Kometen. Joshua war noch immer bei ihnen. Er hatte sich noch nicht entschieden, ob er die Freunde verlassen und nach London ziehen oder doch besser bei ihnen bleiben sollte.

Eines Mittags begegnete den Reisenden ein Tross französischer Soldaten, der wie sie nach Norden, in Richtung Calais, zog. Sie waren für eine Schlacht gerüstet, und zwar in einer Weise, die Henri und seine Gefährten erstaunte. So etwas hatten sie bisher noch nicht gesehen.

Die Soldaten standen im Sattel. Ihre Füße befanden sich in langen, starren Steigbügeln. Sie trugen statt der üblichen Kettenhemden einen dicken Brustpanzer. Sie hatten einen Rock in ihren Farben umgehängt, der aus verbundenen Eisenreifen bestand. Das ärmellose Wams darüber kannte man, ebenso das aufgestickte Wappen der Ritter. Auch das Kettenwerk im Nacken und an Schultern und Ellenbogen sowie die Handschuhe aus beweglichen Panzerplättchen waren ihnen bekannt. Aber an dem Helm, der früher offen war, war nun ein schweres Eisen befestigt. Es war ein Visier, das den Helm verschloss und den Soldaten gesichtslos machte.

Die Ritter auf ihren geharnischten Pferden wurden von zahlreichen Knappen begleitet, die Streitäxte und Langschwerter schleppten. Sie alle waren etwa in Seans Alter. Henris Knappe betrachtete sie mitleidig.

Die ganze Staffel der Pferde unter ihren bunten Schabracken, die bis zum Erdboden herabfielen, mit Kopfpanzerung und Rumpfkettenhemden, die Reiter mit Lanzen, Schwertern und Dolchen kamen den Gefährten vor wie ein langer, schrecklicher Wurm in einem eisernen Kokon.

Bei dem Anblick der Krieger verhielt Joshua sein Pferd. Er starrte dem Zug hinterher. Er stellte sich diesen Zug in entgegengesetzter Richtung vorgeschlagen, mit zeretzter Rüstung und stumpfen Waffen, mit offenen Wunden übersät.

Henri schwante nichts Gutes. Joshua blickte den Freund und Gefährten mit seinen sanften Augen an und sagte: »Ich habe mich entschieden, ich werde nach London gehen. Ich will nicht dort sein, wo solche Truppen der Schlacht harren.«

»Dann kehren wir um«, erklärte Henri. »Ohne dich will auch ich nicht in Calais sein – Tempel hin oder her. Wenn du nicht bei uns bist, ist ein solcher Aufenthalt sinnlos. Wir reiten nach Süden.«

»Wann sehen wir uns wieder?«, fragte Joshua bang.

»Das weiß Gott allein«, sagte Henri.

Sean bekam feuchte Augen. »Du meinst es ernst, Joshua?«, fragte er.

»Ja. Ich spüre, es ist Zeit für mich, zu meinen Glaubensbrüdern zurückzukehren.«

»Dann sollten wir uns gleich hier trennen«, entschied Uthman. »Machen wir es kurz.«

»Gib Acht auf dich!«, riet Henri. »Halte dich von den Rittersoldaten fern und auch von dem Gesindel, das in Hafenstädten lauert. Und sei vorsichtig, wenn du in London bist, dein Leben ist wichtiger als das Überleben deines Glaubens.«

»Denkst du das wirklich, Henri?«

»Ja, inzwischen denke ich so. Unser Gott wird das Seinige tun, um seine Herrschaft zu sichern. Wir müssen dafür sorgen, unser Leben zu erhalten, das wir von Gott geschenkt bekommen haben.«

Sie trieben die Pferde zusammen und legten ihre Hände übereinander. Alle sahen sich der Reihe nach tief und lange in die Augen. Ihre Blicke tanzten ein stummes und trauriges Ballett des Abschieds.

»Lebt wohl, meine Freunde!«, sagte Joshua. »Du, Sean, du, Uthman, du, Madeleine. Und du, mein Henri!«

Joshua rückte seine schief sitzende Brille zurecht und drückte sich den Hut auf den Kopf. Dann wendete er sein Pferd und gab ihm die Hacken. Er wollte versuchen, den Tross der Soldaten zu überholen und möglichst weit hinter sich zu lassen. In einer Staubwolke entfernte er sich.

Als er in einem Waldstück verschwunden war, standen die Gefährten noch immer unbeweglich mit ihren Pferden da. Von Norden her kam ein Wind auf, der feinen Staub in Wirbeln aufstieben ließ. Keiner war imstande, etwas zu sagen. Sie konnten sich nicht daran gewöhnen, dass Joshua nicht mehr bei ihnen war.

Ende September 1318. Die Feuerfackel

Auf dem Weg nach Süden veränderte sich die Landschaft. Das Grün der Wiesen, Felder und Gärten wurde abgelöst von den Farben bunter Blumen und herbstlichen Waldlaubs. Die Häuser schienen für die Ewigkeit gebaut zu sein, die Strohdächer waren dicker als irgendwo sonst, auf den Kaminen saßen noch Störche, und wenn sie von einer Anhöhe hinab auf die sich lang hinziehenden grünen Täler blickten, glitzerten die vielen Flüsse, Bäche und Seen verheißungsvoll in der Sonne. Hier und dort erhoben sich rote Glockentürme, Turmspitzen und große, geschwungene Bogenbrücken in der fruchtbaren Landschaft. Weitere Soldaten erblickten die Gefährten nicht mehr, wieder einmal schien ein nahe bevorstehender Krieg undenkbar zu sein.

Die Freunde kamen durch abgelegene Dörfer und ritten an stattlichen Herrenhäusern vorbei, die geschützt und leicht versteckt hinter farbenprächtigen Goldregenhecken und Asterstauden lagen. Bald gingen die sanften Hügel, die sie bislang überquert hatten, in hohe, mit Ginster bewachsene Felsklippen über. Als sie gegen Ende ihres Tagesritts einen größeren Ort erreichten, machten sie Rast.

Sie dachten an Joshua und beteten für ihn. Als sie anderntags an einem Bauernhof vorbeiritten, vernahmen sie das Gebrüll von Tieren, unterlegt von einem schrillen Kreischen und dem lauten Weinen einer Frau. Ein Bauer mit einer Mistgabel stürzte aus einer Scheune, fiel auf die Knie und reckte die Arme zum Himmel. Dann streute er Staub auf sein Haupt. Als

er die Fremden sah, rief er: »Mein Vieh verreckt! Alles geht zugrunde!«

Die Gefährten hielten an. Henri sprach beruhigend auf den Normannen ein.

»Welche Krankheit haben deine Tiere, Bauer?«

»Keine! Sie sterben einfach!«

Henri saß ab. »Seltsam«, sagte er. »Darf ich mir deine Tiere einmal ansehen?«

Der Bauer nickte. Die Gefährten blieben auf ihren Pferden sitzen, während Henri dem Fremden in die Scheune folgte. Dort war es dunkel, nur wenige dünne Lichtstreifen, in denen Tausende von Staubfäden wirbelten, fielen durch die Ritzen der Bretterwände. In den Boxen lagen Kühe, die sich nicht rührten, Fliegenschwärme saßen auf ihnen. Melkschemel lagen im Stroh. Es roch nach Tod und Verwesung.

Wieder rautete sich der Bauer die Haare. »Geht näher heran, seht Euch richtig an, was hier geschieht!«

Henri tat wie ihm geheißen. Was hier geschah, ging ihn eigentlich gar nichts an, aber er konnte einfach nicht wegschauen. Das Bild, das sich ihm bot, passte gar nicht zu der landschaftlichen Idylle, in die dieser Hof eingebettet war.

Die toten Tiere bluteten aus Mäulern, Nase und Augen. Henri fühlte sich an die Pest erinnert, die er in der Bretagne erlebt hatte. Doch damals waren nur Menschen erkrankt. Das Sterben dieser Tiere musste eine andere Ursache haben.

»Es ist der Fluch Gottes!«, schrie die Bäuerin, die hinzugetreten war. »Wir müssen für die Vergehen all derer sühnen, die sich an seinem Wort versündigt haben!«

»Holt den Viehdoktor«, sagte Henri. »Er wird euch sicher helfen können.«

Doch der Bauer lachte nur heiser. »Der Viehdoktor ist schon vor Tagen geflüchtet! Ganz so, als habe er den Leibhaftigen gesehen!«

»Das tut mir leid, Bauer«, entgegnete Henri ratlos.

Er trat wieder auf den Hof hinaus. Die Gefährten blickten ihm entgegen. Henri zuckte die Schultern. Er saß auf, und sie ritten weiter.

Bis zum Abend hatten die Freunde noch zwei ähnliche Erlebnisse gehabt. Überall waren sie auf tote Tiere und wehklagende Landleute gestoßen. Zweifellos wurde die Region von einer Seuche heimgesucht. Doch Henri und seine Gefährten konnten nicht helfen.

Auch die Leute im Gasthof von Beauville schienen ratlos. Dort, wo die Gefährten zur Nacht einkehrten, versammelten sich die Bauern, die Büttel und der Pastor des Orts, um sich zu beraten. Jeder einzelne Bauer war betroffen. Die rätselhafte Krankheit griff rasch um sich. Und die wenigen verbliebenen Ärzte – meist waren es nur Bader – wussten keine Abhilfe.

»Etwas ist im Schwange«, unkte der Büttel. »Aber wir müssen die Ruhe bewahren. Hütet euch davor, in Panik zu geraten.«

»Jemand muss Schuld an der Sache haben!«, rief ein junger, kräftiger Bauer. »Vielleicht sind Fremde in unser Land eingedrungen, die Böses im Schilde führen!«

Henri ahnte Schlimmes, Situationen wie diese hatte er schon oft erlebt.

»Wie war das mit diesem Kometen, den ihr unterwegs gesehen haben wollt?«, fragte der Pastor, der an der Längsseite des Wirtshaustisches saß. »Er soll in dem Moment aufgetaucht sein, als ihr an das Weltende gedacht habt?«

Sean zögerte. »Na ja, ich sah etwas Langes am Himmel vorüberziehen. Es schien mir ein Zeichen zu sein. In diesem Moment dachte ich tatsächlich an das Ende der Welt und fragte mich, ob jetzt das Strafgericht kommen würde.«

»Es ist ja auch eingetreten! Unsere Tiere krepieren!«, rief der junge Bauer.

»Sei ruhig, Andres!«, sagte der Büttel. »Das wird alles untersucht!«

»Überall, wo wir waren, haben wir Zeichen gesehen«, sagte Sean. »Aber der Komet ist das deutlichste von allen, er zeigt ganz eindeutig, dass sich etwas Fürchterliches ereignen wird.«

»Ein Zeichen!«, sagte die Tochter des Wirtes, so leise, als befürchte sie, mit ihren Worten Böses heraufzubeschwören, wenn sie zu laut sprach. »Wie bei der Geburt unseres Herrn Jesu, ein Fest, das sich bald wieder jährt.«

»Bis dahin sind es noch einige Wochen!«, belehrte der Wirt das Mädchen. »Aber wie war das nun genau mit der hellen Himmelserscheinung, die Ihr gesehen habt, was war es in Wirklichkeit?«

»Es war mehr als etwas Helles«, sagte Sean. »Vor allem war es keine Einbildung. Genauso wenig wie diese Sonnenfinsternis, die wir am Anfang des Jahres gesehen haben. Etwas tut sich am Himmel. Etwas bereitet sich vor, das ist nicht zu übersehen. Es sah wie ein Stern aus, der plötzlich entsteht und seine Reise am Himmelszelt beginnt.«

»Nun«, mischte sich Uthman ein. »Das kann durchaus sein. Denn die Sterne, die wir am Himmel sehen, sind ja nicht immer da.«

»Hört, hört!«, meinte der Pastor kopfschüttelnd.

»Sie kommen und gehen!«, beharrte Uthman. »Das haben uns schon die alten Völker aus dem Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris gelehrt. Von ihnen haben wir das Wissen von den Tierkreiszeichen und den Sternbildern. Wenn wir auch nicht genau wissen, welche Gesetze diesen Dingen zugrunde liegen.«

»Gesetze? Bist du ein Ketzer, wie all jene, die seit neuestem in unserem Land umherziehen? Wenn es Gesetze gibt, dann sind sie von Gott, dem Allmächtigen, das ist doch klar! Alles

andere sind Hirngespinnste. Ist jemand anderer Meinung in dieser Runde?»

Die Wirtshausbesucher schüttelten brummelnd den Kopf. Ihre Mienen verfinsterten sich zunehmend. Einige starrten nur dumpf vor sich hin, aber das lag nicht an ihrer ketzerischen Einstellung, sondern daran, dass sie schon zu viel getrunken hatten.

»Ihr braucht Euch nicht aufzuregen, Pastor!«, sagte Henri. »Mein Gefährte spricht ja von den Gesetzen des Herrn!«

»In diesen Tagen«, sagte der Pastor mit bedeutungsvoller Miene, »müssen wir vorsichtig sein mit solchen Bemerkungen! Sterne kommen und gehen, wie? Das ist ja wohl eine bodenlose Ketzerei! Unser Herr hat sie am Anfang der Schöpfung eingesetzt, Stern für Stern an seinem angestammten Ort. Und dort befinden sie sich allesamt noch heute!«

»Unterschätzt nicht die Bedeutung der Sternenkunde«, sagte Uthman. »Eure Dominikanerorden lassen sich doch inzwischen auch von Astrologen und Astronomen beraten. Die Astronomie gehört nicht zu den verbotenen Künsten des Abendlandes. Jeder Prälat in Frankreich hat seinen Sternendeuter, und er würde es nicht wagen, dessen Rat nach der ausgiebigen Beobachtung des Himmels unbeachtet zu lassen.«

»Die Sternenkunde«, schimpfte der Pastor, »impft den Menschen den Glauben an ein nicht zu beeinflussendes Schicksal ein und begünstigt den Hang zum Götzendienst, indem sie die Allmacht des Schöpfers auf seine Geschöpfe zu übertragen versucht.«

»Wollen wir jetzt nicht lieber etwas essen, als weiter zu diskutieren?« Madeleine hatte Uthman die Hand auf den Arm gelegt und schaute ihn an. »Die Wirtin hat Ochsenzunge in Wacholder und Calvados eingelegt, das rieche ich genau!«

Während die Wirtin nach draußen verschwand, fragte Uthman: »Warum sollte es ausgeschlossen sein, dass ein Komet – ein Stern – geboren wird, Herr Pastor? Ist denn die Lebensdauer von Sternen unbegrenzt?«

»Natürlich! Sonst müssten sie ja auch sterben! Es gibt keinen Anfang und kein Ende für etwas, das der Herrgott schuf!«

»Und der Mensch?«, warf Sean ein.

»Ja, lebt er etwa nicht nach seinem leibhaftigen Tod in Gestalt seiner Seele im Himmel weiter?«

Uthman nickte dem Pastor beschwichtigend zu. »Sicher. Aber kann es nicht sein, dass auch ein Stern seine Gestalt verändert? Dass er geboren wird und stirbt und dann in anderer Gestalt anderswo weiterlebt?«

»Und stirbt?«, sagte der Pastor ungläubig. »Ein Stern stirbt? Ich glaube, mein Sohn, du bist deines Verstandes verlustig gegangen. Oder bist du etwa doch ein ungläubiger Ketzer?«

Das Gesicht des Geistlichen war rot angelaufen. Henri schlichtete mit einer Handbewegung. »Die Sonne existiert seit Ewigkeit, nicht wahr? Und ihre Kraft reicht auch dann, wenn sie in alle Zukunft weiterscheint. Und sind die Sterne nicht auch Sonnen, die am Morgen aufgehen und am Abend verschwinden?«

»Das schon!«, sagte der Pastor. »Aber sie sterben nicht, wie dein Freund meint, sie gehen nur schlafen wie die Menschen und wachen wieder auf.«

Plötzlich hellten sich die Mienen aller auf, denn die Wirtin und zwei Kochgehilfen trugen ein paar große, üppig gefüllte Schüsseln in den Gasträum.

»Ochsenszunge in Calvados!«, sagte die Wirtin. »Lasst es euch recht wohl schmecken.«

Als die Gefährten am nächsten Morgen weiterziehen wollten, stand eine Gruppe von Bauern mit Mistgabeln vor der Herberge. Sie starrten die Fremden feindselig an.

»Was wollt ihr?«, fragte Henri ruhig.

»Wir glauben, dass ihr uns die Tierseuche gebracht habt«, erklärte Andres, der junge Bauer, den sie schon kannten. »Und wir wollen sehen, ob wir sie nicht wieder loswerden können, wenn wir euch vertreiben.«

Henri wollte unbedingt vermeiden, dass die ohnehin schon heikle Situation weiter eskalierte. Er zog sein Kurzschwert und setzte es Andres an die Gurgel.

»Wenn sich nur einer von euch vom Fleck rührt, bevor wir außer Sichtweite sind«, sagte er, »drehen wir wieder um und machen kurzen Prozess mit euch! Wir sind Kämpfer, keine Bauerntölpel!«

Andres erbleichte. Henri merkte, dass er einsah, dass er sich zu weit vorgewagt hatte und Angst bekam, offenbar hatte er sich vor den anderen als Anführer aufspielen wollen.

»Aber Andres hat Recht!«, rief ein älterer Bauer mit hagerem Gesicht, in dem graue Bartstoppeln wie verdorrtes Gras standen. »Es sind immer Fremde gewesen, die uns Unheil gebracht haben. Jetzt seid ihr hier. Und ihr erzählt auch noch von einem Kometen, mit dem ihr gereist seid! Das ist Teufelswerk!«

Uthman hob die Hand. »Führt uns zu einem Stall mit krankem Vieh. Vielleicht kann ich helfen, ich verfüge über medizinische Kenntnisse. Aber lasst eure Mistgabeln hier, wir helfen euch freiwillig.«

Murrend machten sich die Bauern auf zum nächstliegenden Hof, der einen verwahrlosten Eindruck machte. Uthman nahm das sterbende Vieh in Augenschein, doch er musste sich rasch eingestehen, dass es sich bei der Krankheit um eine Seuche handelte, deren Ursache er nicht kannte. War tatsächlich ein

Strafgericht für Mensch und Tier angebrochen, und war die Himmelsfackel daran schuld? Knechte, Mägde und Tagelöhner starteten den Sarazenen erwartungsvoll an.

»Es tut mir Leid, ich kann euch nicht helfen«, bekannte Uthman. »Diese Krankheit ist mir fremd.«

»Vielleicht habt ihr sie eingeschleppt«, sagte ein Knecht drohend. »Ihr seid doch mit dem Kometen gekommen.«

»Wir haben den Kometen am Himmel gesehen«, sagte Uthman ruhig. »Wir wissen so wenig wie ihr, was er zu bedeuten hat.«

Im Stall roch es säuerlich. Der Verwesungsgeruch toter Tiere hing schwer in der Luft. Die feindseligen Gestalten rückten allmählich näher. Ihre dumpfe Verwirrung war gefährlich.

Uthman versuchte, die Leute mit Erklärungen zu beschwichtigen. »Vor dem Kometen müsst ihr euch nicht fürchten«, sagte er und blickte in die Runde. »Es ist ein Himmelskörper, auch er ist von eurem Herrgott erschaffen. Im göttlichen Plan hat er seinen Platz und seine Aufgabe.«

»Unsere Viecher sterben!«, sagte jemand.

»Daran ist nicht der Komet schuld und auch sonst niemand. Krankheiten kommen und gehen, das beobachten wir immer wieder. Der Komet hat damit nicht das Geringste zu tun«, sagte Uthman.

»Hört, hört, hier spricht ein ganz Schlauer!«, sagte ein Knecht. »Er kennt sich aus mit dieser Himmelsfackel. Woher weiß er wohl so viel darüber?«

»Allzu viel weiß ich nicht«, berichtete Uthman ruhig, »ich kann euch lediglich sagen, dass Kometen kleine Sterne sind, die unterhalb der Sphäre der festen Sterne um die Erde ziehen. Sie ziehen im Kreis herum, deshalb kehren sie auch immer wieder zurück.«

»Was sagt er? Verstehst du irgendwas von dem Gerede?«

»Nix!«

Jemand flüsterte im Halbdunkel: »Mein Nachbar hat ein Neugeborenes. Noch bevor die Nabelschnur durchschnitten war, hat er ein Unglück angekündigt. Er sprach mit einer Grabesstimme, es war Grauen erregend!«

»Mit einem hat er Recht!«, rief ein Tagelöhner. »Dieser elende Komet bewegt sich im Kreis. Als er das letzte Mal hier war, sind alle Schweine von Pierre verrückt geworden, sie haben sich gegenseitig totgebissen. Und ein Jahr davor war er auch da. erinnert ihr euch? Nach seinem Erscheinen schwemmte ein Hochwasser die Weide von Luclos weg, obwohl es wochenlang nicht geregnet hatte!«

»Auch jetzt wird der Komet nichts Gutes bewirken«, sagte eine Bäuerin.

»Aber wir könnten ein paar Häse durchschneiden, um ihn zu beruhigen!«

»Ich sagte doch«, erklärte Uthman, »der Komet ist ein Stern aus Steinen und Staub, wie unsere Erde. Er ist nicht zu beeinflussen durch irgendetwas, das wir tun. Er zieht einfach seine Bahn, daran ist niemand schuld!«

»Wir könnten mit seinem Hals anfangen!«

»Lasst uns gehen, meine Freunde«, schlug Henri vor. Er hielt noch immer sein Schwert in der Hand. »Sie wollen nicht begreifen, worum es geht. Dann können sie auch keine Hilfe erwarten.«

Die Gefährten machten kehrt. Uthman führte Madeleine am Arm hinaus. Sie saßen auf und ließen ihre Pferde antraben, ohne sich noch einmal umzusehen.

»Was weißt du über Kometen und Sterne?«, wollte Henri von Uthman wissen. »Woher weißt du, in welcher Bahn der Komet unsere Erde umkreist?«

Uthman blickte den Freund lächelnd an. Die Gefährten ritten an einem Fluss entlang, über den hoch beladene Schleppkähne glitten; Männer, die am Ufer nebenher gingen, zogen sie an langen Seilen flussaufwärts. Die Gefährten waren in Gedanken noch immer bei dem rätselhaften Viehsterben.

Sean sagte betont munter: »Jetzt haben wir den Kometen einen Tag und eine Nacht lang nicht gesehen. Es kann also durchaus sein, dass er sich beeinflussen lässt, zum Beispiel dadurch, dass wir über ihn reden.«

»Nein, so ist es ganz gewiss nicht«, erklärte Uthman. »Das ist nicht möglich. Der Komet ist ein Himmelskörper aus fester Materie und kein Lebewesen.«

»Erzähle uns, was du weißt. Wir haben Zeit«, sagte Henri.

»Nun, schon die Chaldäer wussten, dass ein Komet ein länglich verformter Stern ist, der auf regelmäßigen Bahnen am Himmel zieht. Sie konnten sogar das Erscheinen eines solchen Himmelskörpers vorausberechnen. Uns, die wir heute leben, sind diese Kenntnisse leider verloren gegangen. Warum, weiß ich nicht.«

»Ich gehe davon aus, dass dein Wissen aus den Büchern stammt, die du in Cordoba gelesen hast«, sagte Henri.

»Das stimmt. Alle alten Völker haben sich mit dem geschweiften Himmelsboten beschäftigt, nur die Christen nicht. Seit der Stern von Bethlehem erschienen war, behaupteten sie, es gäbe nur diesen einen Kometen.«

»Das ist doch Unfug«, sagte Sean. »Denn wir sehen unseren Kometen ja mit eigenen Augen. Und wir leben nicht zur Zeit von Jesu Geburt.«

»Du hast Recht«, sagte Uthman nickend. »Deshalb bevorzuge ich die alten Quellen.«

»Woraus besteht ein solcher Komet?«, fragte Sean, dessen Neugier geweckt worden war.

»Aus der fünften Essenz«, erklärte Uthman. »Es ist eine geheimnisvolle, ätherische Masse, die sich von den vier bekannten Elementen Wasser, Luft, Erde und Feuer unterscheidet – aber es ist eine feste Masse. Der Schweif ist eine optische Täuschung, er existiert nicht, es ist nur ein Lichtschein.«

»Ist nicht eher der Schweif des Kometen eine zähflüssige Masse, die durch das Zusammentreffen zweier Planeten ausgeschieden und vom Kometenkopf eingefangen wurde?«

Uthman blickte Henri zweifelnd an. »Wie kommst du darauf?«

»Ich denke nur laut«, entgegnete Henri.

»Ich habe einmal gehört«, warf Sean ein, »dass Kometen aus irdischen Dämpfen bestehen, die in den Sumpfgebieten und Höhlen unserer Erde entstehen, aufsteigen und durch die Sonne entzündet werden. Sie bewegen sich dort oben durch starke Luftströmungen, wie sie der Wind vor der Küste erzeugt.«

»Ich glaube eher, die Natur erschuf Kometen aus dem gleichen Stoff wie die übrigen Sterne«, sagte Uthman. »Die Sonne zieht sie höchstens an und entlässt sie dann wieder aus ihren Strahlen. Aber sie sind selbständige Sterne. Jedenfalls sind sie keine tückischen Wesen, wie manche ansonsten weisen Leute einfältig behaupten.«

»Du sprichst von einigen unserer christlichen Gelehrten!«

»Ich muss nicht genauer werden, Henri. Wir Rechtgläubigen kennen jedenfalls sehr unterschiedliche Kometenarten. Ob sie den Tod oder das Leben bringen, wissen wir nicht. Meine Glaubensbrüder gaben Kometen kriegerische Namen wie Schwertkomet, Degenstern und Lanzenkomet. Damit wollten sie zum Ausdruck bringen, dass mit dem Auftreten eines solchen Himmelskörpers ihrer Erfahrung nach große

Veränderungen einhergehen – vielleicht folgt ihnen auch ein Krieg.«

»Den Krieg haben wir auf unserer Reise nach Süden fast schon vergessen«, meldete sich Madeleine zu Wort. »Oder ist die Tierseuche ein Vorbote des Kriegs?«

»Das Schlimme ist«, sagte Henri, »dass wir ständig im Dunkeln tappen, dass wir eigentlich so gut wie gar nichts wissen. Wir legen uns alles zurecht, wie wir es gerade brauchen. Aber wie die Schöpfung tatsächlich beschaffen ist, wissen wir nicht.«

»Aber dass ein Komet ein Unglücksbote ist, das wissen wir doch?«, fragte Madeleine. »Jedenfalls erwartet niemand Gutes von einer solchen Erscheinung, alle befürchten nur das Schlimmste, wenn sie ihn sehen.«

»Manche Leute glauben sogar, ein Komet habe mit Zauberkunst zu tun«, sagte Sean. »Ich hörte das einmal im Londoner Tempel. Ein alter Tempelbruder meinte, man müsse, wenn ein Komet erscheint, Hühnerknochen ausstreuen, damit sich der göttliche Ratschluss offenbare.«

»Das ist eher ein heidnischer Brauch, von einem unwissenden Tempelbruder zum Besten gegeben«, meinte Henri. »Aber lassen wir Uthman weitererzählen.«

Uthman war ein paar Schritte vorausgeritten, weil er über ein Waldstück spähen wollte, in dem er etwas bemerkt hatte, das sich hastig bewegte. Aber es war wohl nur ein Tier gewesen. Uthman drehte sich jetzt um und wartete auf die Gefährten. Dann sagte er:

»Ein Komet, der scheinbar aus dem Nichts auftaucht, ist eben für einfache Gemüter ein Unglücksprophet. Ich kann das sogar nachvollziehen. Aber es gibt vernünftige Erklärungen für diese Erscheinung, die man kennen sollte.«

»In unseren Breiten«, warf Henri ein, »löst ein Komet eigentlich zunächst eher Erstaunen und Verwunderung aus.

Das kann umschlagen, wenn es ohnehin Probleme gibt – Missernten, viel Regen, Krankheiten und Seuchen. Dann erscheint der Komet dem Christenmenschen als blutige Geißel Gottes, als geschwänztes Mahnzeichen oder als Vorbote des nahenden Todes. So ähnlich erleben es die Bauern zurzeit hier in der Gegend. Und natürlich suchen sie jemanden, dem sie die Schuld daran geben können.«

»Wie es Joshua wohl gerade ergeht?«, entfuhr es Sean unvermittelt. »Ich hoffe, er ist wohlauf, so ganz allein auf seiner Reise!«

Diese Worte ließen das Gespräch kurzzeitig verstummen. Mit einem Mal dachte jeder an Joshua. Erst nach einer Weile sagte Uthman: »In der arabischen Literatur werden Kometen als explodierende Sterne dargestellt. Jedenfalls als Teile solcher gesprengten Sterne. Ein winziges Sternchen meist, das am Ende seines Lebens angekommen war, springt auseinander und stößt in einer blendenden Lichterscheinung seine äußere Hülle ab, während sein Kern erhalten bleibt – so stellen sich die Philosophen das vor. Jedenfalls sind Kometen keine Wettererscheinungen, dafür kreisen sie in viel zu großer Höhe über uns.«

»Woher wollen die arabischen Philosophen das alles wissen?«, fragte Sean.

»Sie vermessen den Himmel mit Instrumenten, anstatt Kreuze zu schlagen«, lachte Uthman frech. »Mit Hilfe von Astrolabien, Quadranten und Armillen stellen sie genaue Beobachtungen an, während die Christen sich nur an ihren Gebeten orientieren, selbst ihre Augen benutzen sie nicht dazu – das ist der ganze Unterschied.«

»Und warum fällt der Komet nicht einfach auf unsere Köpfe herunter und verhindert, dass wir nach Lodi reiten?«, fragte Sean gewitzt.

»Ja, mein Sean«, erwiderte Uthman. »Auch das können arabische Wissenschaftler erklären. Es hat damit zu tun, dass jeder Himmelskörper in Ruhe oder in geradliniger, gleichförmiger Bewegung verharrt, solange keine äußere Kraft auf ihn einwirkt.«

»Welche Kraft soll denn auf einen Kometen einwirken?«

»Eben keine, Dummkopf! Es gibt da oben nichts und niemanden.«

»Und Gott?«

»Gott sitzt nicht zwischen Planeten. Er ist überall. Allah ist überall.«

»Und er lässt die Sterne kreisen, wie sie wollen.«

»Wie sie wollen nun vielleicht nicht gerade. Wie er will. Aber das erreicht er ohne Anstrengung. Und ohne, dass er anwesend sein muss, um dies zu kontrollieren.«

»Aber warum fällt ein Apfel zu Boden, wenn ich ihn aus der ausgestreckten Hand fallen lasse? Welche Kraft wirkt da ein, die nicht auch auf die Sterne oder den Mond wirkt?«

»Tja, du hast schon Recht. Es ist ein Rätsel. Es muss irgendeine Kraft geben, die einen Körper oder einen Gegenstand wie deinen Apfel ohne äußere Einwirkung zu Boden fallen lässt. Im Gegensatz dazu fallen die Sterne nicht herunter und flüchten auch nicht in die Tiefen des Himmels. Sie umkreisen uns auf der immer gleichen Bahn.«

»Eben! Hat es etwas mit der Geschwindigkeit des Kometen zu tun, dass er nicht fällt? Ist er zu schnell?«

»Du bist ein heller Kopf, Sean. So könnte es sein, aber genau weiß ich es nicht. Ich weiß aber, außer der Kraft, die den Apfel zu Boden drückt, muss es in großen Höhen, im Himmel eben, noch eine andere Kraft geben. Diese bewirkt, dass die Sterne, der Mond und der Komet nicht herabstürzen. Ist das vielleicht doch Gott? Die Sterne bleiben jedenfalls träge auf ihrer Bahn.«

»Das ist eindeutig Gott«, stellte Henri fest. »Er streckt die Hände nach den Dingen aus, und seine Kraft bewirkt, dass sie gleichmäßig dahingleiten.«

»So muss es sein«, meinte Sean.

»Lassen wir es dabei bewenden«, sagte Uthman.

Sie beobachteten, wie der leuchtende Himmelsbote am nächsten Tag auftauchte. Sogar bei strahlendem Sonnenlicht war er deutlich zu erkennen. Sie sahen, wie er sich immer mehr der Sonne näherte, schließlich im Strahlenbereich des Tagesgestirns verschwand und nach einer Weile auf der anderen Seite wieder erschien. War es ein und derselbe Stern, der diese Bahn beschrieb? Dann glich die Bahn eher einer geschlossenen Ellipse. Oder lagerten hinter der Sonne mehrere Kometen, die sich abwechselten und in regelmäßigen Abständen aufbrachen? Dann verschwanden sie wieder, wie Uthman begeistert ausführte, in einer offenen Parabelbahn.

Jedenfalls schienen sie aus unendlich weiter Ferne zu kommen und nach einem einmaligen Sonnenumlauf wieder in den Tiefen des Himmels zu verschwinden. Bis der nächste kam. Oder bis der gleiche zurückkam.

Den Gefährten schwirrte bald der Kopf. Diese Phänomene waren nicht zu erklären. Und so gaben sie es irgendwann auf.

Bald konnten die Freunde einige Weinberge sehen. Und schon mussten sie wieder an Joshua denken. Wo mochte der Freund jetzt sein? War er in Sicherheit? Sie konnten es nur hoffen. Aber sie wussten auch, dass man es manchen Orten trotz der größten Vorsicht nicht ansah, welche Gefahren sie bargen.

Auf einer Grabplatte, die an der Außenwand einer kleinen Kapelle hing, befand sich das Relief mit der Abbildung eines

Verstorbenen. Neben seinem Skelett stand ein Spruch, den Sean laut vorlas, als sie kurz verweilten.

»Wer du auch seist, der Tod wird dich besiegen. Sei standhaft, sei wachsam, weine. Ich bin, was du sein wirst, ein Haufen Asche. Bete für mich.«

»Unser Leben ist seltsam«, ließ sich Madeleine vernehmen. »Der Tod ist immer gegenwärtig. Und doch sehen wir ihn an völlig falschen Stellen. Wir treten ihm nie von Angesicht zu Angesicht gegenüber.«

»Was meinst du?«, fragte Uthman.

»Ach, nichts«, erwiderte Madeleine versonnen. »Diese Grabplatte stimmt mich melancholisch, ebenso wie der Komet. Es ist trist in diesen Tagen.«

»Ich will versuchen, dich wieder heiter zu stimmen!«, rief Uthman. Und dann schrie er, so laut er konnte: »Ich liebe Madeleine! Aber wir können nicht zueinander kommen, weil unser Gott in zwei unterschiedlichen Wohnungen wohnt!«

»Kindskopf!«, sagte Madeleine lächelnd. »Es dauert nur seine Zeit. Wir werden schon zueinander kommen.«

Bald erreichten die Freunde eine Herberge. Es war ein hoch aufragendes, frei stehendes Haus mit einem Schieferdach. Mehrere davor angebundene Pferde zeigten, dass schon andere Reisende die Unterkunft auf dem Weg nach Théroouanne nutzten. Jetzt waren sie bereits zwei Tagesreisen von der Küste entfernt und damit auch von Joshua ben Shimon.

Henri versuchte, die Kaufleute zu beruhigen. Sie fürchteten um ihre guten Geschäfte. Denn kaum hatten sie die Gefahr des Krieges an der Küste hinter sich gelassen, da verbreiteten vermeintliche Propheten mit düsteren Blicken eine Weltuntergangsstimmung. In solchen Zeiten kaufte niemand ein. Mit jedem neuen Tag zog der Komet ein wenig tiefer über

ihren Köpfen daher. Eines Tages würde er sicher herunter auf die Erde fallen und alles unter sich verbrennen.

Henri beschwichtigte die ängstlichen Reisenden. Die Endzeit werde nicht von einem Himmelskörper mit einem leuchtenden Schweif eingeläutet, sagte er, sondern von anderen Zeichen. Es würden Zeichen sein, die Jesus Christus angekündigt hatte. Und der Evangelist Matthäus habe sie aufgeschrieben.

»So werden diese Zeichen eindeutig sein und rechtzeitig sichtbar, damit wir uns auf das Kommende einstellen können?«

Henri blickte den Tuchhändler aus Calais, der nach Thérouanne unterwegs war, freundlich an. Nachdenklich sagte er: »Von einem gewissen Tag und von einer gewissen Stunde an weiß niemand mehr, was geschehen wird, auch die Engel im Himmel nicht, nicht einmal der Sohn. Gottvater allein wird es wissen. Dann tut er, was getan werden muss. Bis dahin brauchen wir keine Angst zu haben. Es geht nicht um Aberglauben, es ist alles erklärbar. Und der Evangelist hat es aufgezeichnet. Lest die Bibel, meine Freunde, dann verliert ihr eure Angst.«

»Du hast gut reden, Kaufmann aus Edinburgh!«, sagte ein anderer Händler. »Bei euch im Norden gibt es keine Kometen, jedenfalls hat noch niemand davon berichtet. Aber hier nimmt das immer mehr zu. Unter unseren Himmeln da wimmelt es von bösen, Unheil verkündenden Himmelsfackeln.«

»Lest regelmäßig die Heilige Schrift. Es scheint zurzeit ein wenig aus der Mode gekommen zu sein, aber, lasst euch gesagt sein, es beruhigt das Gemüt!«

»Erzählt uns, was Matthäus schreibt, Kaufmann aus Schottland! Vielleicht beruhigt uns das.«

»Beruhigend ist es nicht«, sagte Henri kopfschüttelnd. »Im Gegenteil. Aber es führt auf die richtige Fährte. Kometen sind Sterne, die umherziehen. Aber das wahre Zeichen Gottes sieht

anders aus. Es kommt, wenn seine Zeit da ist. Und wir erkennen es sofort.«

»Aber was steht denn nun beim Evangelisten Matthäus?«

»Und Jesus ging aus dem Tempel«, steht da an einer Stelle. Seine Jünger traten auf ihn zu und zeigten ihm die Gebäude des Tempels. Er sprach zu ihnen: Hier wird nicht ein Stein auf dem anderen bleiben. Und welches Zeichen wird dies ankündigen?, fragten die Jünger. Jesus antwortete: »Das Ende der Welt wird kommen, aber seht zu, dass euch niemand verführt. Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin der Christus und das Zeichen Gottes. Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei, aber erschreckt dabei nicht. Denn das muss so geschehen, aber es ist noch nicht das Ende. Denn es wird sich ein Volk gegen das andere erheben und ein Königreich gegen das andere, und es werden Hungersnöte sein und Erdbeben hier und dort, und Kometen werden kommen. Aber das ist nicht das Ende. Es ist nur der Anfang...«

»Bei Gott!«, stöhnte einer der Kaufleute.

»Dann werden sie euch der Bedrängnis preisgeben und euch zu töten versuchen. Und ihr werdet gehasst werden um meinetwillen. Dann werden viele abfallen und werden sich untereinander verraten und werden sich untereinander hassen. Und es werden sich viele falsche Propheten erheben, und sie werden viele verführen. Und weil die Ungerechtigkeit überhand nehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden. Und folgt nicht den falschen Zeichen.«

»Gut gesprochen«, sinnierte ein junger Kaufmannssohn. »Dennoch weiß ich immer noch nicht mehr als zuvor. Kündigt der Komet nun das Weltende an oder nicht? Ist sein Erscheinen bereits der Anfang vom Ende?«

»Der Evangelist sagt, dass viele falsche Propheten und Heilande kommen werden, und sie werden große Zeichen und Wunder tun. Wir sollen diesen Zeichen nicht trauen.«

»Er hat Recht. Nur in der Kirche sind wir Gott nahe und verstehen, was er uns sagt. Starren wir nicht in den Himmel. Oder in die Gesichter von Herrschern und Soldaten!«

Henri holte tief Luft, überlegte kurz und sagte weiter: »Ich bin kein Prediger. Aber um an die Worte Matthäus' zu erinnern: ›Wie es in den Tagen Noahs war, so wird auch das Kommen des Menschensohns sein. Denn wie sie waren alle in den Tagen vor der Sintflut – sie aßen, sie tranken, sie heirateten und ließen sich heiraten bis an den Tag, an dem Noah in die Arche hineinging, und sie beachteten es nicht, bis die Sintflut kam und sie alle dahinraffte – so wird es auch sein beim Kommen des Menschensohns.«

»So spricht der Evangelist?«

»Genau das sind seine Worte. Und weiter sagt er: ›Dann werden zwei auf dem Felde sein, der eine wird angenommen, der andere preisgegeben. Zwei Frauen werden mahlen mit der Mühle, die eine wird angenommen, die andere preisgegeben. Darum wachet, denn ihr wisst nicht, an welchem Tag der Herr kommt...«

»Eben! Das ist ja das Problem! Wir wissen es alle nicht. Deshalb haben wir Christen ständig Angst!«

»Ist es nicht auch eine Freude?«, fragte Sean. »Denn wer nichts Böses getan hat, der kommt in den Himmel?«

»Nun ja...«

»... Das solltet ihr aber genau wissen«, fuhr Henri fort. »›Wenn ein Hausvater wüsste, zu welcher Stunde in der Nacht der Dieb kommt, so würde er ja wachen und nicht in sein Haus einbrechen lassen. Darum seid auch ihr bereit«, spricht Matthäus. ›Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht erwartet. Wer ist nun der treue und kluge

Knecht, den der Herr über seine Leute gesetzt hat, damit er ihnen zur rechten Zeit zu essen gebe? Selig ist der Knecht, den sein Herr, wenn er kommt, das tun sieht. Wahrlich, ich sage euch«, spricht der Evangelist: »Er wird ihn über alle seine Güter setzen. Wenn aber jener als ein böser Knecht in seinem Herzen sagt: Mein Herr kommt noch lange nicht, und fängt an, seine Mitknechte zu schlagen, isst und trinkt mit den Betrunkenen, dann wird der Herr dieses Knechts kommen an einem Tag, an dem er es nicht erwartet. Und er wird seine Engel senden mit hellen Posaunen, und sie werden seine Auserwählten sammeln von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum anderen.«

Henri schwieg, er war durstig vom langen Sprechen, und so nahm er einen kräftigen Schluck aus dem Holzbecher, der vor ihm stand. In die Stille hinein sagte Sean leise: »Ich muss an Joshua denken. Wenn das Weltende naht, dann hätten wir ihn nicht ziehen lassen dürfen. Schon gar nicht allein in das gefährliche England, wo Jagd auf Juden gemacht wird. Jetzt sind wir vielleicht auf immer getrennt.«

»Joshua wird es gut gehen«, beschwichtigte Henri den Jungen. »Er weiß sich zu helfen und ist in Sicherheit. Und die Welt geht noch nicht unter. Es sind noch zu viele Dinge zuvor zu erledigen.«

»Gebe Gott, dass Ihr Recht habt«, sagte einer der Kaufleute ehrfürchtig.

»Wenn wir das Richtige tun, werden wir die Auserwählten sein«, erklärte Henri bestimmt.

»Amen!«, sagte irgendjemand unter den Anwesenden.

Ende September 1318. Der jüdische Freund

Joshua hielt an einer Wegkreuzung inne. Ein kleiner Kalvarienberg diente hier zugleich als Wegweiser. Joshua las ihn und entschied sich, den direkten Weg nach Calais einzuschlagen.

Er war an der Gruppe Soldaten, die seinen Entschluss, nach London zu reisen, verfestigt hatten, vorbeigeritten, und kurz darauf, als er durch ein Waldstück ritt, hatte er einen zweiten Trupp Soldaten überholt. Kurz vor Trocy war er an einem öffentlich zur Schau gestellten Leichnam vorbeigekommen. Der Mann war gerädert worden. Trotz des makaberen Anblicks ließ der blonde Schopf des Toten Joshua erleichtert aufatmen. Seit die Juden vor zwölf Jahren aus Frankreich vertrieben worden waren, rechnete er mit neuen Gewalttaten gegen sich und seine Glaubensbrüder. Aber dieser Hingerichtete war kein Jude, seinem von Peitschenhieben zerschundenen Rücken nach zu urteilen, musste er ein Geißler gewesen sein.

Joshua hatte sich nur schweren Herzens von den Gefährten getrennt, aber der Wunsch, mit seinen Glaubensbrüdern zusammenzuleben, mit ihnen zu beten und nach langer Zeit wieder einmal eine Synagoge aufzusuchen – auch wenn sie nur im Geheimen existierte –, war stärker gewesen. Er wollte die heiligen Gesänge wieder hören, wollte sehen, wie die Tora aufgerollt wurde, und das Brot mit seinen Brüdern brechen.

Während Joshua die Landschaft durchquerte, die sich immer mehr eintrübte, weil vom Meer her Regenwolken aufzogen, dachte er an die Tage des Pogroms, bei dem er seine Familie

verloren hatte. Damals hatte er es für undenkbar gehalten, ohne sie weiterleben zu können. Doch irgendwie war es ihm gelungen. Der Friede hatte allerdings nicht lange gewährt. Als er vor gut drei Jahren in Toledo Henri de Roslin kennen gelernt hatte, war den Juden eine neue Welle des Hasses entgegengeschlagen. Es war überall das Gleiche: Die unwahrscheinlichsten Anschuldigungen wurden gegen Juden vorgebracht, und alle Andersgläubigen, die sie vernahmen, glaubten sie, allein deshalb, weil man sie glauben wollte! Vor allem die Christen schienen ohne solche Hetzattacken nicht lange auskommen zu können.

Wie würde es in London sein? Gab es die geheime Synagoge, von der er gehört hatte, wirklich? Oder hatten die Schergen des Königshauses inzwischen alle versteckten Juden aufgespürt? Seit 1290 schwebte jeder Jude in England permanent in Lebensgefahr.

Joshua blickte zum Himmel empor. Der Komet war nicht zu sehen, dafür sah Joshua zahlreiche Vogelschwärme, die nach Süden zogen. Waren auch sie ein Zeichen? Wollten sie ihm etwas mitteilen? Ihm war, als glich ihre Formation einem hebräischen Buchstaben. Doch welchem? Als Joshua erneut zum Himmel aufblickte, waren die Vögel verschwunden. Der Himmel wirkte leer und unendlich tief.

Ob es dem Herrn recht ist, dass ich allein nach London reise?, fragte sich Joshua. Ich habe meine Freunde verlassen. Bin ich zu eigensinnig? Ist Freundschaft nicht wichtiger als das Ritual des Glaubens? Denn Freundschaft ist Liebe. Und Liebe ist der wahre Glaube.

Diese Gedanken weckten Joshuas Erinnerung an die junge Jüdin Azaria, die er in Toledo kennen gelernt hatte und die keinen Juden hatte heiraten wollen. »Juden sind wie Maror, das Bitterkraut auf der Sedertafel!«, hatte Azaria gesagt. »Sie denken an nichts anderes als ans Beten und an die richtige

Auslegung der Schrift. Ihr größtes Erlebnis ist es, am Ende von Jom Kippur die Hawdala zu bekommen. Ich hingegen will einfach lieben! Von morgens bis abends! Ist der Liebende nicht immer auf dem richtigen Weg? Tut er nicht von selbst das Richtige?«

Du hattest Recht, Azaria, dachte Joshua jetzt, es ist die Liebe, die zählt. Aber wenn dem so ist, warum bin ich dann hier, allein und ohne meine Freunde?

Joshua zog die Zügel an. Sein Pferd hielt inne und schnaubte. Tue ich das Richtige?, fragte sich der Jude. Wieder blickte er zum Himmel hinauf. Jetzt überzogen ihn schwarzen Regenwolken.

Ich sollte mich nicht so sehr quälen, dachte Joshua. Ich habe mich für den Weg nach London entschieden, für den Weg zu meinen Brüdern. Ob diese Entscheidung richtig war oder falsch, kann ich jetzt noch nicht beurteilen.

Sich mit diesem Gedanken tröstend, ritt Joshua in die anbrechende Dunkelheit hinein. Den ersten Regenschauer wartete er in einer Scheune ab. Während der sintflutartige Regen rauschte, musste er an die ersten Pogrome in Frankreich denken. Es war eine schreckliche Zeit gewesen, in der das Land viel durchgemacht hatte.

König Philipp hatte sich damals seiner finanziellen Nöte entledigen wollen. Am 22. Juli 1306 hatte er alle vermögenden Juden in seinem Herrschaftsbereich verhaften lassen und den Eingekerkerten ein Ultimatum gestellt: Binnen eines Monats sollten sie Frankreich unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe verlassen oder zum Christentum übertreten. Die Masse der Juden hatte Frankreich daraufhin den Rücken gekehrt, nur wenige hatten sich taufen lassen. Auch Joshua wäre mit seiner Familie gegangen. Aber zu diesem Zeitpunkt waren seine Frau und seine Kinder bereits tot.

Erneut blickte Joshua zum Himmel empor. Die Wolken hingen nun sehr tief, und dicke Regentropfen prasselten daraus hernieder. Die Erde verwandelte sich in eine Wasserwüste. Joshua seufzte. Er würde noch eine Weile in der Scheune bleiben müssen.

Damals hatten zehntausend Juden Frankreich verlassen. Die nordfranzösischen Juden hatten in Lothringen, Burgund und der Dauphiné eine neue Heimat gefunden, die Juden Südfrankreichs waren ins Königreich Mallorca oder ins iberische Königreich Aragon gezogen; ihre gesamte zurückgelassene Habe war vom französischen König eingezogen worden.

Es regnete unablässig weiter, bald floss das Wasser gar nicht mehr ab. Die Felder lagen schon unter einem hell schimmernden Spiegel. Aber weiter hinten wurde es heller, und ein Sonnenstrahl bahnte sich zögernd einen Weg durch die Wolkenmauer.

Joshua erinnerte sich, dass den Juden im Jahr 1315 die Rückkehr nach Frankreich erlaubt worden war. Auch er war damals zurückgekommen – allein. Die Juden mussten für das Privileg, das man ihnen erteilte, tief in die Tasche greifen. Man gestattete ihnen, ihre Friedhöfe und Synagogen ebenso wie die beschlagnahmten Bücher und Schriften zurückzukaufen. So verdiente das Königshaus noch einmal an ihnen. Seit dieser Zeit mussten sich die Juden in Frankreich auch mit dem kreisförmigen Judenmal kenntlich machen, das sie sichtbar auf der Kleidung zu tragen hatten.

Joshua hatte das nie getan. Diese Kennzeichnung widerte ihn an. Ebenso unerträglich schien es ihm, die gelbe Judenmütze aufzusetzen, die ein Symbol für die angebliche Geldgier der Juden sein sollte.

In den folgenden Jahren hatte Joshua von weiteren Pogromen gehört, die in Chinon, Paris und Tours stattgefunden hatten. In

ihrer Folge waren viele seiner jüdischen Glaubensbrüder freiwillig ausgewandert.

Wir Juden ziehen immer umher, wir sind immer auf der Flucht, dachte Joshua bitter. Aber dann kam ihm auch etwas Heiteres in den Sinn. Auf diese Weise sehen und erleben wir viel, dachte er, und sind den anderen immer ein Stück voraus, denn wir haben gelernt, die Menschen genau zu beobachten und einzuschätzen. Wir haben viel erlebt. Und wir haben unsere Angst im Griff.

Joshua trat aus der Scheune heraus. Es hatte aufgehört zu regnen. Die Wolkendecke riss mit einem Schlag auf und verschwand so rasch am Horizont, wie sie herangezogen war. Mit einem Mal verbreitete die Sonne wieder ihr strahlendes Licht. Das Wasser versickerte allmählich in den von leichten Dunstschwaden umnebelten Wiesen und Feldern.

Joshua holte sein Pferd und saß auf.

Die Gefährten zogen langsam südwärts. Sie waren jetzt etwa vier Tagesreisen von der Küste entfernt.

Auf manchem Feld sahen sie Landleute, die in den abgeernteten Furchen knieten und Gebete zum Himmel schickten. Auch die Hinrichtungsstätten auf einigen Hügeln fielen ihnen auf. Schwarze Vögel flatterten um sie herum.

In einem kleinen Dorf namens Bovigny begegneten sie einer Gruppe von Ablasshändlern. Sie trugen die Kutten der Dominikaner und hatten einen Tisch vor dem einzigen Wirtshaus des Dorfes aufgestellt. Daran stand eine lange Schlange von Menschen, die einen Ablassbrief erstehen wollten. Für einige von ihnen waren diese Briefe viel zu teuer.

Henri de Roslin hielt nichts vom Ablasshandel. Er glaubte nicht, dass die Vergebung der Sünden oder das Heil im Jenseits erkaufte werden konnte. Die Gnade Gottes wurde

seiner Meinung nach nur denjenigen zuteil, die ein Leben in Ehrfurcht führten.

Zusammen mit den Freunden steuerte Henri das Wirtshaus an. Die Worte der Dominikaner wehten zu ihnen herüber: »Ihr seid durch eure Sünden von Gott getrennt! Damit stirbt auch eure Seele! Die Kirche aber verfügt über einen Gnadenschatz, an dem sie euch teilhaben lässt! Dieser Schatz hat sich angehäuft durch die Leiden Christi und der Märtyrer! Kauft einen Teil davon, und euch wird die Absolution zuteil!«

»Schreit nicht so, Mönch«, sagte Uthman im Vorbeigehen.
»Auch euer Gott will einmal seine Ruhe haben.«

»Was redest du da, Fremder? Du frevelst!«

»Ach was!«, sagte Uthman und betrat die Wirtsstube.

Die Gefährten folgten ihm. In dem Raum mit der niedrigen Bohlendecke saßen zahlreiche Gäste, darunter auch ein Priester. Wie sich herausstellte, gehörten alle diese Leute zu dem Tross der herumziehenden Ablasshändler.

»Gebt uns Zimmer, Wirt!«, verlangte Henri. »Wir befinden uns auf einem langen Weg nach Süden und wollen hier bei Euch Rast machen.«

»Ich habe keine Zimmer mehr«, erwiderte der Wirt, während er mit einem verschlagenen Blitzen in den Augen zu einem der Mönche hinüberblickte, der an einem Ecktisch saß und die Gefährten interessiert beobachtete. »Aber wenn Ihr den frommen Männern hier ein paar Ablässe abkauft, sehe ich gerne noch einmal nach, ob ich etwas für Euch tun kann.«

Henri erwiderte nichts. Er und die Freunde setzten sich an einen langen Tisch und ließen sich etwas zu essen bringen. Immer wieder blickten sie zu den Ablasshändlern hinüber. Madeleine war bereit, einen Ablass zu erstehen, um Gott für ihren Ehewunsch milde zu stimmen, aber Uthman hielt sie davon ab.

Auch Henri sprach sich gegen dieses Vorhaben aus. »Der Ablasshandel ist eine schamlose Schacherei im Tempel des Herrn!«, sagte er. »Wir sollten so etwas nicht unterstützen.«

In diesem Moment trat der Dominikaner, der die Gefährten bislang nur beobachtet hatte, an ihren Tisch. »Kauft einen Ablass, meine Brüder, und auch du, liebe Schwester! Bereut und bezahlt!«

»Das Strafmaß für unsere Sünden kennt nur Gott allein«, erwiderte Henri. »Ihr kennt es nicht. Also strapaziert unsere Geduld nicht mit Eurem Gerede um einen wertlosen Fetzen Papier!«

»Was sagt Ihr da?« Der Dominikaner blickte Henri wie vom Donner gerührt an. »Habe ich richtig gehört?«

»Ich weiß nicht, was du gehört hast, Mönch«, sagte Henri ruhig. »Aber was ich sagte, weiß ich genau. Und ich wiederhole es gerne noch einmal mit anderen Worten, damit Ihr es auch ganz genau versteht: Ob wir ins Fegefeuer kommen oder nicht, weiß Gott allein.«

»Damit hegt Ihr eine äußerst merkwürdige Auffassung«, erwiderte der Mönch. »Sie erinnert mich an die Lehren der Heilsbringer, die übers Land ziehen und das baldige Ende der Welt ankündigen. Gehört Ihr zu ihnen?«

»Eure Ablässe sind schändlich«, sagte Henri.

»Aber nein, warum denn? Dank ihnen wird den Menschen Vergebung zuteil!«

»Wirt! Tisch!« rief Henri.

Der Mönch ließ nicht locker. »Mit dem Kauf eines Ablassbriefes unterstützt Ihr einen guten Zweck! Wir können mit den Einnahmen den Armen helfen und neue Kirchen bauen.«

»Wir haben genug Kirchen«, sagte Henri. »Kümmert Euch lieber darum, dass der Glaube, der dort verkündet wird, rein

bleibt und dass er den Menschen so nahe gebracht wird wie möglich.«

»Ihr seid ein merkwürdiger Mensch!«, sagte der Mönch entgeistert. »Und gefährlich, wie mir scheint. Ich werde mit dem Ablassverwalter darüber reden, er kommt direkt aus Rom!«

»Komme er, woher er wolle«, sagte Henri und setzte sich an den Tisch. »Die Erteilung eines Nachlasses auf die im Fegefeuer zu verbüßende Strafzeit liegt nicht in seiner Macht. Das ist Scharlatanerie und sonst nichts!«

Der Mönch stieß einen spitzen Schrei aus und rannte nach draußen. Die Dominikaner im Raum wurden auf Henri und die Freunde aufmerksam, Stimmen erhoben sich.

»Wirt, wo bleibt das Essen?«, fragte Henri mit Nachdruck.

Der Wirt verschwand in der Küche mit der offenen Feuerstelle. Im gleichen Moment wurde die Eingangstür aufgestoßen. Mehrere Dominikaner drängten herein, an ihrer Spitze ein Geistlicher mit einer roten Tiara, der einen Weihwasserwedel gegen Henri und seine Freunde schwang.

Joshua sah als Erstes zwei schöne junge Frauen in bunten, engen Kleidern. Dann erblickte er den Zug der Pilger, gefolgt von Lasteseln, dahinter in einer langen, behüteten Reihe ihr Vieh. Die jungen Frauen gingen voraus, als bahnten sie den Weg. Sie warfen in Abständen ihre Arme über den Kopf und stammelten ein Gebet. Dann schlugen sie sich mit den flachen Händen gegen die Wangen, die schon gerötet waren.

Ekstatiker, dachte Joshua. Von ihnen gibt es heutzutage viele. Jeder versucht eben auf seine Weise, zu Gott vorzudringen.

Er ritt zur Seite und ließ den langen Zug in einer Staubwolke vorüberziehen. Die Menschen beachtetten ihn nicht. Aber einer, ein älterer Mann mit kräftigem Kinn und buschigen

Augenbrauen, dem Staub auf den Lippen lag, blieb vor ihm stehen.

»Folge uns!«, befahl er. »Wir machen uns bereit. Der Anbruch des neuen Königreichs steht unmittelbar bevor, schon bald wird ein neues Jerusalem auf die Erde hernieder fahren, um die Wohnstatt der Heiligen zu werden.«

»Ich reite nach Calais«, sagte Joshua. »Ich habe dort zu tun.«

»Eitel Hoffart!«, schimpfte der Mann. »Nur bei uns sind die Zukunft und das Heil. Faste, bete, bereue, warte mit uns auf die Wiederkehr Christi.«

»Du hörst doch, ich reite nach Calais!«, wiederholte Joshua ruhig.

»Verirrtet!«, sagte der Ekstatiker laut. »Ich habe ein wundersames Zeichen gesehen, und du willst es nicht glauben? Ich sah vierzig volle Tage lang, jeweils in den Morgenstunden, am Himmel eine von Mauern umgebene Stadt! Wenn die Sonne höher stieg, verblich sie. Siehe, es ist ein sicheres Zeichen dafür, dass das himmlische Jerusalem kommt.«

»Ich wünsche dir und deinen Brüdern viel Glück!«, sagte Joshua und ritt davon.

Alle erwarteten Wunder, dachte Joshua. Es ist wegen der heillosen Zeit. Hatten nicht auch die Juden damals in Jerusalem an die baldige Rückkehr Christi geglaubt? Jesus selbst hatte doch gesagt: *Denn es wird geschehen, dass des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.*

Auch die Juden kannten diese Worte. Es war der Glaube an das siegreiche Erscheinen des Messias, der ihnen allzeit Trost gespendet hat. Aber wie lange haben wir schon vergeblich

gewartet? Ist der Komet ein Zeichen dafür, dass die Endzeit nun tatsächlich angebrochen ist?

Im späten Tageslicht ritt Joshua an Dörfern vorbei, die so bescheiden waren, dass sie keinen Namen trugen, und an Burgen, deren Türme von buntem Efeu überwachsen waren. Manche Mauern waren voller Risse.

Joshua war wieder allein. Zwei rote Milane zogen über seinem Kopf dahin. Joshua hielt an und beobachtete das Paar eine Weile.

Es ist schön, wenn man jemanden hat, der auf einen wartet, dachte Joshua. Und er musste an seine Haushälterin Mara in Toledo denken. Wie lange würde sie, die Christin, noch an seine Rückkehr glauben? Würde sie es nicht inzwischen aufgegeben haben?

Joshua überließ sich seinen Gedanken. Es war angenehm, dahinzutragen und im Geist Vergangenes und Gegenwärtiges zusammenzubringen. Er war Schriftgelehrter und an den Fragen des Glaubens interessiert, aber er ließ sich keinen Weg aufzwingen. Christen, dachte er, behaupten immer, die wahren Gläubigen zu sein, dabei knüpfen sie an die jüdische Apokalypse an. Wir alle haben von Johannes gelernt, dessen Weissagung am Beginn steht. Auch ich habe diese Weissagung immer wegen ihrer dichterischen Kraft geliebt, dachte Joshua.

Joshua versuchte, sich deren Worte in Erinnerung zu rufen. *Und ich trat an den Sand des Meeres und sah ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und ihm ward gegeben zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden.*

So begann die Weissagung, ein Musterbeispiel dafür, wie poetische Kraft an die Stelle der Tatsachen tritt. Wie ging der Text weiter?

Und ihm ward gegeben Macht über alle Geschlechter und Sprachen und Heiden. Und alle, die auf Erden wohnen, beten

es an, deren Namen nicht geschrieben sind in dem Lebensbuch des Lammes. Und ich sah ein anderes Tier aufsteigen aus der Erde, und es tat große Zeichen, und es verführet, die auf der Erde wohnen, um der Zeichen willen, die ihm gegeben sind...

Große Worte, dachte Joshua. Darin drückte sich der rechte Glaube aus.

In Toledo hatte Joshua sowohl jüdische als auch christliche Texte studiert. Alle waren erfüllt von Endzeiterwartungen und dem Sehnen nach einer kommenden Welt. *Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde vergingen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die Heilige Stadt von Gott aus dem Himmel herabfahren, bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Mann. Und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: Siehe dort die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott wird abwaschen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei oder Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen.*

Noch leben wir in einem Jammertal, dachte Joshua. Egal, ob es Calais, Lirey, London oder Edinburgh heißt. Oder Lodi, wohin die Gefährten reiten.

Die Dominikaner drängten herein und umringten den Tisch, an dem die Gefährten saßen. Der Geistliche schwang noch immer den Weihwasserwedel gegen Henri und seine Freunde.

Henri verabscheute solch arrogante Gesten zutiefst. Er erhob sich so plötzlich, dass sein Schemel umkippte. Er entriss dem Geistlichen den Aspergil und schwenkte ihn dann gegen diesen selbst. Erschreckt wischte sich der Priester die Spritzer aus dem Gesicht.

»Was fällt Euch ein!«, wütete er.

»Ihr sollt gesegnet sein unter allen Irdischen«, sagte Henri.
»Und möget Ihr immer das Richtige tun. Aber belästigt uns nicht beim Abendessen. Wir haben einen langen Weg hinter uns.«

»Mein Sohn!«, stammelte der Priester, »versünde dich nicht! Das Weihwasser stammt von Gott, es hat in der Hand eines Ungeweihten nichts zu suchen!«

Die Mönche waren kreidebleich geworden. Auch die Gefährten waren jetzt aufgestanden. Der Wirt stand mit geöffnetem Mund da, in beiden Händen Schüsseln mit dampfendem Inhalt.

»Was wollt Ihr von uns, Geistlicher?« Henri sprach mit lauter Stimme.

»Wir hörten von diesem Dominikaner...«

»Was habt Ihr gehört?«

»Nun, dass Ihr Euch gegen den Ablasshandel geäußert habt.«

»Und weiter?«

»Das ist Häresie!«

»Unsinn! Es steht jedem gläubigen Christen frei, dieses Geschäft mit der Seele zu bewerten, wie es ihm gefällt. Jeder kann Ablässe kaufen oder auch nicht, ich hindere ihn nicht daran. Wichtig ist nur mein eigenes, inniges Verhältnis zu Gott.«

»Es ist nicht Privatsache, wie man zu Gott steht, mein Sohn. Kehre um und...«

»Schweigt, Priester!«, viel Henri dem Geistlichen betont schroff ins Wort. »Ein Kirchenmann, der Geld verdient mit dem Seelenheil anderer Menschen, ist in meinen Augen eine verächtliche Kreatur. Ihr habt nicht das Recht, mich zu belehren.«

»Aber wir behalten das Geld nicht für uns!«, rechtfertigte sich der Geistliche aufgeregt. »Wir geben es den Armen, und...«

»Den Teufel tut Ihr! Ihr behaltet es für Euch, für Eure Prassereien und Euren sinnlosen Luxus, für das siebte purpurne Gewand, wenn Ihr schon sechs besitzt. Geht hinaus, erzählt Eure Märchen dem, der dumm genug ist, zuzuhören. Wirt! Tisch uns endlich auf!«

Der Priester drehte sich um und wankte hinaus, gefolgt von den sprachlosen Mönchen. Der Wirt kam eilfertig heran und stellte die Schüsseln auf den Tisch. Die Gefährten ergriffen ihre Holzlöffel. Sean sah Henri mit leuchtenden Augen an. Madeleine sagte:

»Warst du nicht zu heftig, Henri? Er ist doch immerhin ein Priester der heiligen Papstkirche!«

»Ich habe bewusst übertrieben«, sagte Henri. »Die Ablasshändler sollen sich meine Worte einprägen, und im Übrigen sollen sie uns in Ruhe lassen.«

»Essen wir?«, fragte Madeleine hungrig.

»Ja. Greift zu! Unser Seelenheil verlangt, dass auch der Magen gefüllt werde!«

»Ich befürchte, die Ablasshändler werden es nicht dabei bewenden lassen«, sagte Uthman nachdenklich. »Vielleicht holen sie schon die Büttel.«

»Wir werden sehen«, entgegnete Henri gelassen. »Unser Glaube gehört uns. Wir teilen ihn nicht mit Händlern, egal, was sie verkaufen.«

Als sie nach dem Abendessen vor die Wirtsstube traten, um die letzten warmen Sonnenstrahlen zu genießen, blickten die Mönche ihnen feindselig entgegen. Noch immer standen einige Leute vor dem großen Verkaufstisch, um einen Ablass zu erwerben. Der Priester war nicht zu sehen.

Henri ging die Reihe der Wartenden entlang. Er blickte in verhärmte, leere Gesichter. Viele der Wartenden litten an Augenkrankheiten und wirkten geschwächt. So, wie sie hier standen, in dieser ergebenen Haltung, würden sie immer und

überall stehen und der Obrigkeit gehorchen, von der sie weder Trost noch Hilfe erwarten konnten.

Ein kräftiger Bauer mit fahlem Gesicht murmelte etwas vor sich hin. Henri blieb vor ihm stehen und lauschte seinen Worten.

»Und ich sah die Seelen derer, die enthauptet sind um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen und die nicht angebetet hatten das Tier...«

»Du willst einen Ablass kaufen?«, fragte Henri den Bauern freundlich.

Der Bauer sah ihn nicht an, reagierte aber auf seine Frage. »Sonst bin ich im Zug all derer, die hinabstürzen, weil sie nicht im Buch des Lebens verzeichnet sind und in den feurigen Pfuhl fallen...«

»Das glaubst du wirklich?«

»Eine neue Stadt wird herabsteigen vom Himmel, um den Heiligen für alle Zeit als Wohnstatt zu dienen...«

»Kannst du deine Familie ernähren?«, fragte Henri.

Die Augen des Bauern flackerten. Seine Miene verzog sich, als wollte er weinen. Er blieb stumm.

Henri ging weiter. Jetzt war er es, der sprach.

»Siehe, ich mache alles neu! Alles wird in die Herrlichkeit Gottes eingehen und leuchten wie der alleredelste Stein.«

»Ja«, flüsterte eine Frau. »Das hoffen wir so sehr!«

»Aber der Ablass führt Euch nicht zu dieser Herrlichkeit, Frau!«, sagte Henri sanft.

»Dann sind wir noch elender und hoffnungsloser, als wir jetzt schon sind!«

Betroffen schwieg Henri. Sie brauchen irgendeine Stütze, eine Hoffnung, dachte er. Sie brauchen Trost. Und sei es der allerabgefeimteste Betrug. So weit ist es mit den Menschen gekommen.

Joshua ritt weiter nordwärts. Er hatte aufgehört, über die Vergangenheit nachzudenken, nur der Gedanke an die Gefährten beschäftigte ihn. Natürlich war er gespannt, was ihn in der Zukunft erwartete. Inzwischen war der Regen versiegt. Joshua lüftete seine Kappe, die Sonne brannte mit frühherbstlicher Kraft herunter, Joshua wärmte sich in ihrem Licht. Doch plötzlich musste er sich schütteln. Er roch Brände und Feuer. Er hörte Kriegslärm in seinem Inneren, Sturmglocken und Geschrei. Joshua fuhr sich mit der Hand über die Augen und wischte die kleinen Schweißperlen fort, die sich infolge der Hitze dort gebildet hatten. Gleichzeitig versuchte er mit dieser Geste, die grausamen Bilder zu vertreiben, die seine Seele plagten.

An einem kleinen Fluss rastete er. Er zog die Schuhe aus und wusch sich die Füße. Das Wasser war angenehm kühl und klar. Joshua wusch sich auch Gesicht und Arme. Das Wasser spülte seine Sorgen fort. Als er wieder aufsaß, fühlte er sich gestärkt und mutig. Seine gedrückte Stimmung war verfliegen.

Am frühen Abend kam er in einen Ort, den eine stattliche Mauer umgab. Flache, einfach gebaute Häuser aus Lehm und Stroh schmückten seine Straßen, manche hatten Steinfundamente. Außerdem gab es hier eine niedrige Kirche mit quadratischem Turm, auf dem Störche nisteten, und einen großen Marktplatz. Mehrere Bäche durchzogen die Ansiedlung, hinter dem letzten erstreckte sich ein besonders hübsches Viertel, in dem die Häuser mit Schiefer gedeckt waren.

Joshua wunderte sich über die vielen jungen und hübschen Frauen, die umhergingen. Sie trugen Wäschekörbe und Tröge. Ihm fielen auch einige Laufbrunnen mit Holzröhren auf, die ihr Wasser an Rinnen weitergaben, die durch das ganze Dorf liefen. Es schien ein Ort zu sein, der viel Wasser brauchte. Die

Frauen beachteten ihn nicht. Entweder waren sie scheu, oder sie waren an Fremde gewöhnt. Joshua dachte nicht weiter darüber nach.

Er hielt nach einem Wirtshaus Ausschau. Beim Gang durch den Ort fielen ihm erneut die Brunnen auf. Es gab sogar einen hölzernen Wasserturm, mit dessen Hilfe Leitungen befüllt wurden. Joshua staunte über die aufwändige Anlage, die er in einem so kleinen Ort nicht erwartet hatte.

Joshua setzte sich an einen der Brunnen. Er sah den jungen Frauen zu, die seelenruhig Wasser in Tröge laufen ließen und diese davontrugen. Wofür brauchte man hier so viel Wasser?

Er fragte einen Jungen nach dem Namen des Orts.

»Du bist aber dumm!«, entgegnete dieser. »Der Ort heißt Marck. Das weiß doch jeder!«

»Sicher bin ich sehr dumm, dass ich den Namen deines Heimatorts nicht kenne! Er ist gewiss sehr berühmt.«

»Es ist nicht mein Heimatort. Und berühmt ist er wegen etwas anderem.«

»So? – Woher kommst du denn?«

»Das geht dich nichts an, Jude!«

Bestürzt fragte Joshua: »Woher weißt du, dass ich Jude bin?«

»Du siehst eben so aus.«

»Wie sehen Juden denn deiner Meinung nach aus?«

»So, wie die Alten es sagen.«

»Sprechen sie denn in diesem Ort davon?«

»Sie sprechen unaufhörlich davon, Jude. Siehst du nicht das ganze Wasser?«

»Was hat das Wasser damit zu tun?«

»Hast du keine Angst davor?«

»Ich weiß nicht, was du meinst, mein Junge.«

»Ich bin nicht dein Junge. Bleibst du hier?«

»Vielleicht.«

»Ich rate dir, weiterzureiten.«

Joshua verstummte. Der Junge erhob sich und rannte davon. Plötzlich hatte Joshua das Gefühl, dass die Frauen, die er erblickte, alle einander ähnelten. Waren sie miteinander verwandt? Nein, es war nicht so sehr ihre äußere Ähnlichkeit. Es war irgendetwas anderes. Joshua grübelte einen Moment darüber nach.

Dann begriff er es.

Unterwegs sagte ein Priester zu ihnen: »Wir nehmen das Vergeltungsrecht in Anspruch. Kennt Ihr es? Es steht im Alten Testament. Wir nennen es auch das *lus tallionis*. Aber wer Buße tut, dem wird auch vergeben. Jedoch nur dem.«

Henri und seine Gefährten hatten mehr und mehr den Eindruck, das Land lebe in kollektiver Angst vor dem Fegefeuer. Jeder versuchte, schon vor seinem Tod hohe Bußleistungen zu erbringen. Aber die Ärmsten besaßen nichts, um sich diese leisten zu können. Die Reichen taten für sich umso mehr.

Die Gefährten kamen durch einen Ort, in dem ein Ehepaar zur Rettung der eigenen Seelen auf ewige Zeit Messen lesen ließ. Der Preis dafür war hoch, jede Woche ein teurer Ablass. In einem anderen Ort wurde auf den Straßen unaufhörlich gebetet, manche Gläubigen versuchten, die Wirkung ihrer Gebete durch Fasten oder Geißeln zu verstärken.

Ein Mann mit weit auseinander stehenden Augen und einer erstaunlich geraden Nase erklärte ihnen: »Wir sind keine Geistlichen, wir sind Laien. Uns ist es also nicht möglich, in dem Maße zu beten, das zur Sündentilgung erforderlich wäre. Wir geben deshalb jederzeit Almosen an die Bedürftigen, dadurch vermindern wir die Zeit, die wir im Fegefeuer verbringen müssen.«

»Gebe Gott«, sagte Henri zu Uthman, »dass sie das Fegefeuer nicht schon vor dem Tod ereilt. Denn etwas Unheimliches passiert mit den Leuten.«

Sie versuchten, Trost im Gebet zu finden. Während Uthman heimlich in einer Scheune seinen Gebetsteppich ausrollte und nach Osten gewandt seine Gebete sprach, betraten Henri, Sean und Madeleine eine Kirche, in der gerade eine Messe gehalten wurde.

Der junge Priester vergegenwärtigte das Opfer Christi, der sich für die Menschen geopfert hatte. Henri begann plötzlich zu fürchten, dass die erlösende Tat des Menschensohns bald Nachahmer finden könnte. Verblendete, die nicht in Christi Sinne handelten, würden sich geißeln und töten lassen. Oder auch selbst töten. Eine fürchterliche Vision.

Der Priester zelebrierte die Wandlung. Anschließend wurden Hostien und Wein als Leib und Blut Christi an die versammelte Gemeinde gereicht. Nach einem Gesang aller Versammelten wurden die Namen einiger Almosenspendler aufgerufen. Die genannten traten aus der Menge hervor und neigten stolz ihre Häupter. Die Messe wurde zur *missa specialis*. Henri dachte daran, dass diese Leute glaubten, mit dem Messopfer einen Teil ihrer Sünden zu tilgen, er fragte sich, ob ein solches Opfer den Bußprozess auf Erden und im Jenseits wirklich abkürzen konnte. Durften Messfeiern zur Verkürzung der Bußzeit gegen Geld gekauft werden? War dies eine Praxis im Sinne Gottes?

Die Messe ging ihrem Ende entgegen. Die Feier wurde am Grab eines Verstorbenen fortgesetzt. Einem inneren Impuls folgend, begleiteten Henri, Sean und Madeleine den Trauerzug zum Friedhof. Nach der Einsegnung des Toten begannen Frauen, eine Tafel neben dem Grab zu decken.

Man lud die Fremden ein, am Totenmahl teilzunehmen. Speisen und Getränke wurden gereicht, es wurde gesungen,

und ein Paar begann zu tanzen. Drei Bettler die sich näherten, wurden gebeten, sich zu der Trauergemeinde zu gesellen.

Die Gefährten langten tüchtig zu. Totenmahle hatten für Henri immer etwas Befremdliches, aber ihm war bewusst, dass sie immer schon an Gräbern von Heiligen und Märtyrern stattgefunden hatten. Dies war durchaus üblich, und es schien Henri eine angemessene Form zu sein, Tod und Leben miteinander zu verbinden.

Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben, dachte Henri, unsere Verstorbenen gehören zu uns. Wir treten gemeinsam den Weg zum Fegefeuer an.

Joshua begriff es, als er auf den Marktplatz kam. Es war nichts Äußerliches. Die Ähnlichkeit kam von innen.

Sie saßen in einer langen Reihe. Es mussten zwanzig oder sogar mehr sein. Ihre Gesichter blickten leer. Waren sie überhaupt lebendig, oder waren es nur Statuen?

Joshua setzte sich den jungen Frauen gegenüber auf ein Mäuerchen. Die Frauen taten nichts. Als er sich vorbeugte, um sie genauer zu betrachten, bemerkte er, dass sie jemandem lauschten. Da stand jemand außerhalb seines Blickfelds hinter einem Baum und sprach zu ihnen.

Joshua stand auf und trat näher an den Baum heran. Dann sah er einen Mann im Profil. Im ersten Moment war er erstaunt, dann konnte er es nicht glauben. Sie hörten einem Aussätzigen zu! Es war ein gedrungener, glatzköpfiger Mann mit zahlreichen Narben und Geschwüren im Gesicht. In einer Hand schwang er einen Hammer. Was hatte das zu bedeuten?

Als Joshua es begriff, durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Mit einem Mal drehten alle Frauen ihre Köpfe herum und blickten in seine Richtung.

»Dort ist er, der Fremde!«, sagte der Mann mit dem Hammer.
»Doch bei uns in Marck soll es keine Fremden geben, nur Bekehrte.«

Joshua wartete ab, was weiter geschah. Die Frauen sahen noch immer seltsam unbeteiligt aus, das war es, was sie gleich machte, ihr Gesichtsausdruck war stumpf und gleichgültig, ihre Gesichtshaut, obwohl blass und durchsichtig, trug Spuren roter Flecken. Der Mann mit dem Hammer, wohl ein Schmied, war jedoch offensichtlich krank.

»Was wollt Ihr von mir?«, fragte Joshua laut.

Die Frauen traten auf einen Wink des Aussätzigen näher, und dieser rief: »Es werden Tage kommen, da werden Rebstöcke wachsen, von denen ein jeder zehntausend Schösslinge hat und jeder Schössling zehntausend Zweige und an jedem tragenden Zweig zehntausend Triebe und an jedem Trieb zehntausend Trauben und an jeder Traube zehntausend Beeren, und jede Beere gibt fünfundzwanzig Maß Wein. Und wenn ein Heiliger nach einer Beere greift, wird eine andere rufen: Ich bin die süßeste Traube, nimm mich und danke durch mich dem Herrn!«

»So sind wir«, flüsterte eine der jungen Frauen an Joshuas Ohr. Sie umringten ihn. »So wie beschrieben sind wir alle. Nimm uns! Aber nimm uns so, wie es dem Herrn gefällt!«

»Welchen Herrn meint ihr, wenn ihr so sprecht?«, fragte Joshua. Er spürte ihre Hände auf sich.

»Unsern Herrn Piet van Utrecht«, sagte eine besonders hübsche Frau. Sie drängte sich an Joshua, er spürte die weichen Rundungen ihres Leibes. »Denn durch ihn sind wir getauft und gereinigt. Er nahm uns die Sünden.«

»Halt!«, rief der Mann mit dem Hammer. »Zuerst geht es in das Aussätzigenhaus! Wir wollen sehen, ob der Fremde sich mit einem heidnischen Abwehrzauber umgibt, wie es die anderen vor ihm auch taten.«

»Ich kenne keinen Abwehrzauber!«, sagte Joshua, der sich zwang, gelassen zu bleiben. »Ich glaube nur an den einzigen Gott, dessen Wort ich studiere.«

»Schaut in seinen Taschen nach!«, rief der Aussätzig, »wenn ihr Zimtrinde, Weihrauch, Spießglas, Theriak oder Mastix findet, dann wissen wir, dass der Antichrist gekommen ist.«

Sie nahmen Joshua in die Mitte und betasteten ihn. Als sie in seinen Taschen nichts Entsprechendes fanden, führten sie ihn ab. Der Mann mit dem Hammer wies den Weg mit einer herrischen Geste, er begleitete sie aber nicht.

Joshua musste sich fügen. Es ging durch das Stadttor hinaus. An einem Fluss vor den Mauern befand sich ein Aussätzigenhaus. Dorthin zwangen sie ihn zu gehen.

Joshua schauerte vor dem, was er sah.

Das Siechenhaus war ein düsterer Bau ohne Fenster. Auf seiner Außenfront sah man eine ungelente Malerei, die die ganze Wand einnahm. Sie zeigte den Heiland, der eine Gruppe Menschen segnet, die Brot an Krüppel mit abgefallenen Gliedmaßen und zerfressenen Gesichtern verteilen.

Eine ältere Schwester in der Ordenstracht der Kapuzinerinnen trat nach draußen und empfing sie. Ihr Gesicht war fahl, ihr Mund hart.

»Am Antoniusfeuer sind heute Nacht sieben gestorben«, sagte sie und schlug mehrere Kreuze. »Wer ist dieser Fremde?«

»Er wird der Schau unterzogen«, sagte eine der jungen Frauen.

Joshua wurde in das Innere des Hauses geführt. Er gelangte in einen Saal, in dem rechts und links an der Wand doppelstöckige Bettenreihen standen. Die Frauen führten ihn durch die Gänge mit den Schlafstätten. Joshua erblickte im Halbdunkel entsetzliche Gestalten. Viele besaßen keine Gesichter mehr. Ihre Augen waren angeschwollen und von weißlichem Aussatz gezeichnet, ihre Lippen ließen das Gebiss frei. Die meisten besaßen schwärende Stellen am ganzen Leib,

ihre Gliedmaßen waren grotesk vergrößert oder abgeknickt. Es stank entsetzlich.

»Wehrt sich etwas in dir gegen all dies?«, fragte ihn eine der Frauen flüsternd.

Joshua schwieg. Dann führte man ihn in ein Badhaus. Hier wurde ein Schaubad abgehalten. Schwestern und vier vereidigte Personen in schwarzer Kapuzentracht überprüften den Zustand der Badenden. Es waren offenbar Neuzugänge.

»Lege dieser Frau deine Hände auf die Brust!«, befahl die Schwester, die sie in Empfang genommen hatte.

Joshua überwand sich. Er legte einer nackten Frau, deren schlaffe Haut mit Krätze und feuchtem Aussatz übersät war, die Hände auf die Brust. Nach einer Weile wurde die Frau fortgeführt.

Alle beobachteten Joshua. Einer der anwesenden Kapuzenträger sagte: »Sie ist die Chorherrin des Klosters der Benediktiner. Du hast die Lepraschau vorgenommen, wie ist dein Urteil?«

»Ich kann es nicht beurteilen, ich bin kein Arzt!«, sagte Joshua unwillig.

»Du musst es aber beurteilen! Sonst behalten sie dich hier!«, sagte der Kapuzenträger. »Denn wenn sie freigelassen wird, und du hast dich getäuscht, dann kann sie die ganze Stadt anstecken.«

»Ich bin kein Arzt«, sagte Joshua. »Und wenn ihr Aussatz nicht ansteckend ist, dann wäre es eine Strafe, sie hier einzusperren.«

»Was sagst du also?«

»Heilt sie!«, sagte Joshua einfach.

»Eine gute Antwort!«, entgegnete der Kapuzenträger nach einer Pause mit einem Kopfnicken. Mit einer wegwerfenden Geste bedeutete er, dass Joshua sich entfernen sollte. Die Frauen nahmen ihn in Empfang.

Joshua durfte sich die Hände nicht waschen. Als er wieder aus dem Siechhaus hinausgeführt wurde, nahmen ihn die Frauen in die Mitte. Es ging mit raschen Schritten in den Ort zurück.

»Jetzt wirst du natürlich eine Weile bei uns bleiben müssen«, flüsterte eine der Frauen an seinem Ohr. »Piet wird sehen wollen, ob du erkrankst oder ob der Aussatz dir nichts anhaben kann. Was er dann mit dir anstellt, ist seine Sache.«

»Ich frage mich, wie es unserem Joshua geht«, sagte Sean. Das Prasseln des Feuers schien bei seinen Worten leiser zu werden. Die Freunde hielten in ihrer Bewegung inne. Erst jetzt wurde ihnen wieder richtig bewusst, wo sie sich befanden und dass der Freund nicht mehr bei ihnen war. Um sie herum wurde noch immer das Totenmahl begangen.

»Ich denke, es wird ihm gut gehen!«, sagte Uthman. »Er meistert alles. Und er ist vorsichtig, er wird gut auf sich aufpassen.«

»Wir können nur hoffen, dass du Recht hast«, sagte Henri. »Ich mache mir nämlich allmählich wirklich Sorgen.«

»Was veranlasst dich dazu, Herr Henri?«, fragte Sean.

Henri schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Grund zur Sorge, ich weiß. Dennoch bin ich innerlich unruhig. Ich werde versuchen, dieses Gefühl zu ignorieren.«

»Innere Stimmen sollte man besser nicht überhören«, sagte Madeleine. »Oft künden sie von Dingen, die sich tatsächlich ereignen werden.«

»Beunruhige ihn nicht noch mehr, sonst macht er sich unverzüglich auf die Suche nach Joshua«, unkte Uthman.

»Ich bin immer in Sorge um ihn«, gestand Henri. »Er ist so verletzlich. Und er ist kein Kämpfer. Er hat viel Schreckliches durchgemacht, und ich bin mir nicht sicher, ob er in heiklen

Situationen richtig reagiert. Außerdem scheinen die Vorboten des Krieges tatsächlich die Küste erreicht zu haben.«

»Wir hätten ihn nicht davon abhalten können, allein nach Calais zu reiten, das weißt du, Henri!« Uthman blickte streng.

»Ich weiß es. Aber wir hätten zusammenreiten können. Stattdessen sind wir hier, an diesem beliebigen, unwichtigen Ort. Sollte man in seinem kurzen Leben nicht immer dort sein, wo man unbedingt sein muss?«

»Wie soll das gehen? Oft werden Orte doch erst dadurch wichtig, dass man dort ist.«

»Man müsste schneller reisen können«, sinnierte Henri.

»Auf Pferden mit Flügeln zum Beispiel?« Sean blickte ganz ernsthaft, als er das sagte.

»Ach, wenn es so etwas doch gäbe!«, sagte Madeleine begeistert. »Wäre es nicht schön, schnell dahinfliegen zu können? Wir könnten uns hin und wieder sogar sorglos trennen, denn wir könnten ja rasch wieder zusammenkommen.«

Uthman blickte das schöne Mädchen misstrauisch an. »Willst du etwa fort von mir?«

»Aber nein, ich will nicht von dir getrennt sein!«, besänftigte Madeleine den Sarazenen. »Ich meinte doch nur, weil Henri...«

»Sei nicht eifersüchtig auf Madeleine!«, riet Sean vorlaut. »Das bringt nur Kummer.«

»Ach, schau an, der Herr Knappe! Hat er noch mehr weise Ratschläge auf Lager? An Erfahrung scheint es ihm ja nicht zu mangeln.«

Alle lachten. Dann sagte Henri:

»Lasst uns sofort aufbrechen. Wir ziehen weiter. Ich habe das Gefühl, dass wir kein Recht haben, hier sorglos zu schlemmen, während Joshua hilflos und allein unterwegs ist. Für uns ist diese Situation besser zu ertragen, wenn wir unterwegs sind

und uns damit beweisen, dass wir ein Ziel haben, das Joshua nicht mit uns teilen wollte. Ein Ziel, das die Trennung rechtfertigt.«

»Ja, reiten wir gleich!«, sagte Sean. »Auch mir schwant, es wird etwas Furchtbares geschehen.«

Die Bewohner der kleinen Stadt schauten aus ihren Häusern heraus, sie arbeiteten in Ställen, Schmieden und Läden. Aber der Ort hatte auch eine andere Seite, die Joshua allmählich kennen lernte.

Man brachte ihn in einem Haus unter, das von anderen Häusern mit Schieferdächern umgeben war. Innen gab es einen einzigen großen Raum mit gestampftem Lehmbo­den und eine Feuerstelle in einer Ecke. Mehrere Holztische mit Schemeln stellten das einzige Mobiliar dar.

Joshua musste sich auf den Boden setzen. Eine Frau brachte ihm einen Becher Wasser. Er trank durstig. Er musste seine Hände ausstrecken. Ein alter Mann, dessen Gesicht aussah, als bestünde es aus Baumrinde, untersuchte sie. An ihnen war nichts weiter zu erkennen als Spuren von Blut und Schorf, die von der Frau im Siechenhaus stammten.

Neben Joshua setzten sich zwei der jungen schönen Frauen. Sie stießen in Abständen summende, singende Laute aus, als wären sie nicht bei Sinnen.

Die Tür wurde geöffnet, und von draußen stürzten mehrere Menschen herein, Männer und Frauen. Alle waren halb nackt und trugen Kränze auf ihren Köpfen. Sie keuchten und fielen auf Hände und Knie nieder wie Tiere. Sie schienen erschöpft zu sein wie nach einem langen Lauf.

Joshua versuchte zu verstehen, was er sah. Plötzlich krümmten die Menschen sich, griffen sich an die Brust und riefen, von offenbar heftigen Schmerzen geplagt, mit

markerschütternden Stimmen, dass sie sterben müssten, wenn man ihnen nicht den Leib mit festen Binden zusammenschnüre.

Es wurde nach jemandem geschickt. Jetzt erst sah Joshua, dass der Leib der meisten stark verunstaltet war, der Rücken war seltsam, verkrümmt und die Wirbelsäule nach außen gebogen. Ein hoch gewachsener Mann in einem farblosen Kittel erschien, bei seinem Eintreten beruhigten sich die schreienden Menschen. Der Mann verteilte ein Pulver, das sie einnahmen.

Joshua versuchte, ruhig zu bleiben. Dies alles würde vorübergehen, er würde weiterreiten. Das Meer mit seinen salzigen Winden und seinen verheißungsvollen Küsten erwartete ihn.

Aber dann trat ein Mann in der Kleidung eines Apothekers zu ihm heran, der einen säuerlichen Geruch verströmte. Dieser Geruch ähnelte jenem, den Joshua aus den Laboren von Pulvermachern und Alchimisten kannte. Der Mann sagte zu Joshua: »Wir haben ja jetzt Zeit. Du wirst bei uns bleiben, Fremder. Wir brauchen Menschen, die noch nicht alles kennen. Zuschauer, die unsere Arbeit zu würdigen wissen. Wir experimentieren, verstehst du? Eine neue Zeit ist angebrochen. Steh auf und komm mit mir.«

Mehrere Frauen rissen Joshua an den Armen hoch, sie stießen ihn mit Nachdruck vor sich her. Es ging hinaus ins Freie. Draußen duckte sich Joshua unter der frischen, kühlen Herbstluft. So kurz nach dem Sonnenuntergang hingen am tiefen Himmel orangerote Schleierwolken, dahinter öffnete sich der Himmel mit einem durchsichtigen, gläsernen Grün.

Die Frauen zogen Joshua mit sich, der Mann im Apothekergewand ging voran. Der Weg, den sie nahmen, kam ihm lang vor. Sie sprachen kein Wort.

Joshua war sich nun endgültig sicher, dass der Ort in zwei Bereiche geteilt war. Anders als in dem belebten Ortsteil mit der Kirche, den Brunnen und den Rinnsalen erblickte er hier nur leere Plätze und verlassen wirkende Steinhäuser. Nachdem sie ein Gebäude erreicht hatten, das einer Mühle ähnelte, sagte der Mann in dem farblosen Kittel mit einer pathetischen Geste: »Willkommen im Reich der Wasser.«

Joshua konnte diesen Worten keinen Sinn entnehmen, hatte aber auch keine Zeit, nachzufragen. Etwas anderes nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Ihm fiel auf, dass sich die hiesige Vegetation von der in dem belebteren Ortsteil unterschied. Dort wuchsen vielerlei Arten von Bäumen, und es gab dichte Büsche und verfilztes Unterholz, hier hingegen bestand der Bewuchs aus einer dunkelgrünen, gallertartigen Masse, die zäh zu sein schien wie warmes Wachs. Joshua wusste, dass er solche Pflanzen schon einmal gesehen hatte, es fiel ihm aber nicht ein, wo das gewesen war. Er hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn nun ging alles sehr schnell, und was er sah, verschlug ihm die Sprache.

Der Vorraum des Anwesens war groß und kühl. Der Anführer im farblosen Kittel deutete auf ihn und nickte einem Wächter zu. Der Mann gab wortlos den Weg frei. Nachdem sie eine eisenbeschlagene Bohlentür durchschritten hatten, stiegen sie einige Stufen hinab und befanden sich plötzlich auf einem lichtdurchfluteten Platz.

Der kreisrunde Ort war von Felsen und Grün umgeben, dahinter sah Joshua den Wald des Flusstals hinter dem Ort. Das Gelände unterhalb des Platzes war wie eine Arena angelegt. Dort gab es viele Zellen, die den Klausen der Karthäusermönche ähnelten, die Joshua in Böhmen gesehen hatte. Drinnen bewegten sich undeutlich Gestalten. Im Zentrum des Platzes befand sich ein Erdhaufen, auf dem ein

mit Quarzsplittern besetzter Brunnen stand. Im Norden ragte ein kleiner Turm empor, der sich nach oben hin verjüngte.

»Komm!«, sagte der Anführer und zog Joshua mit sich. Die Frauen blieben draußen. Er führte Joshua in einen Raum, wo auf einem Tisch Obst, Wein und Wasser bereitstanden.

»Thabor!«, sagte der Mann plötzlich laut. »Ein Wort, das in keiner Schrift vorkommt. Nirgendwo. Nicht einmal in den ältesten kryptischen Schriften der Apokalypse. Es beruhigt das Fluidum, das hier herrscht, man muss es auf seine Seite bringen. Und wir bringen es auf unsere Seite. Das hat uns unser Herr Piet van Utrecht gelehrt.«

Joshua sagte nichts. Er wartete ab, was geschehen würde. Vielleicht war dies ja auch alles nur ein Traum.

Der Mann fuhr fort: »An diesem Ort muss man Worte verwenden, vor denen man sich nicht fürchtet, Worte, die der Texte nicht bedürfen. Weißt du, dass es Menschen gibt, die denken können, obwohl sie keine Sprache benutzen, Jude?«

Joshua schüttelte den Kopf.

»Man könnte es auch so ausdrücken: Wer gewöhnlich spricht, der weiß nicht, und wer weiß, der spricht nicht«, sagte der Mann.

Er muss ein Arzt sein, der Irre behandelt, dachte Joshua. Er wusste, dass solche Leute im Allgemeinen nicht als Kranke angesehen wurden, sondern als Menschen, die von bösen Geistern besessen waren.

Der Mann deutete auf den Tisch. »Erfrische dich, solange du es noch kannst.«

Doch Joshua schüttelte erneut den Kopf. Der Medicus verzog missbilligend das Gesicht, forderte ihn dennoch auf, ihm weiter zu folgen.

Wieder führte ihr Weg einige Stufen hinab. Das Tageslicht wurde dort, wo sie hinkamen, immer schwächer, und bald lösten es Fackeln und Feuer in Pechpfannen ab. Die

Ausdehnung des Gebäudekomplexes, der offenbar tief in die Erde hineingebaut war, überstieg Joshuas Erwartungen. Was war dieses Marck nur für ein seltsamer Ort.

Von den endlos langen Gängen zweigten große Räume ab, deren Türen offen standen. Überall saßen Männer und Frauen um Badezuber herum. Sie alle – waren sie krank oder irre? – hielten sich an Stangen fest und waren durch um den Körper geschlungene Seile miteinander verbunden. Sie bewegten sich in einem wiegenden Rhythmus. Um sie herum gingen weiß gekleidete Männer, die Hüte auf dem Kopf trugen und wie Bader aussahen. Sie hielten glänzende Stäbe in den Händen, die sie gelegentlich auf die Gesichter oder Körper der Sitzenden richteten. Rundum an den Wänden waren polierte Spiegel aus Muschelkalk angebracht, die die Szene mehrfach reflektierten. Von irgendwoher klang Musik von Gamben herüber.

»Was ist das?«, fragte Joshua irritiert. »Was tun diese Leute dort?«

Doch der Medicus ignorierte diese Frage. »Komm weiter!«, befahl er. »Wir sind noch nicht am Ziel.«

Sie passierten einen Innenhof, den eine Felsenkuppel überwölbte, aus deren Höhe das Licht einiger Feuer herabstrahlte. Um einen Baum, der Schleifen und Bänder trug, saßen weitere Gestalten. Sie schienen Schmerzen zu haben, wie die Menschen, die Joshua schon in dem Haus mit dem gestampften Fußboden gesehen hatte, einige wanden sich in Krämpfen. Wieder andere hockten völlig bewegungslos da, als hätten sie das Bewusstsein verloren. Diejenigen, die sich bewegten, hatten unnatürlich verdrehte Glieder, ihre Haut war fleckig und ihre Blicke wirr. Einer von ihnen stieß ein durchdringendes Geschrei aus, ein anderer wollte vor Lachen zerbersten, ein Dritter weinte bitterlich. Einige andere Gestalten umarmten sich, sie bewiesen sich Zuneigung wie auf

einer Jahrmarktsbühne von Gauklern, die eine Belustigung darboten.

Es ist ein Narrenhaus, dachte Joshua, hier gibt es überall nur Idioten. Doch noch bevor er über den Sinn all dessen, was er sah, nachdenken konnte, packte ihn der Medicus am Arm und zog ihn mit sich in einen der Szene schräg gegenüberliegenden Raum.

Hier bot sich ein ähnliches Bild wie in der Kammer zuvor, aber mit viel feineren Nuancen. Joshua begriff es nicht sogleich. Auch hier war eine leise Musik zu hören, obschon nirgendwo ein Spielmann zu sehen war. Jede Veränderung des Tons oder Takts schien sich sofort auf die Anwesenden auszuwirken. Sie zuckten wie unter Schlägen, wenngleich sie dabei glücklich lächelten.

Die Verwirrung, die dieser Anblick in Joshua auslöste, war ungeheuer groß, und die Panik, die sich seiner daraufhin bemächtigte, enorm. Warum zeigte man ihm dies alles? Welche Rolle sollte er bei diesem Spiel übernehmen? Und wo war dieser Piet van Utrecht, von dem der Medicus gesprochen hatte? War er ein Dämon?

Joshua starrte auf die Szenen, die sich vor seinen Augen abspielten. Auch wenn die offensichtlich Kranken sich in der heftigsten Raserei oder in tiefer Dumpfheit befanden, so genügte ein Ton der Musik oder ein Blick, eine Geste der Aufpasser, sie sofort zu sich zu bringen. Sie schienen derart empfindlich zu sein, dass man sie nicht berühren, ja selbst den Stuhl, auf dem sie saßen, nicht anfassen durfte, ohne sie über die Maßen zu erschrecken. Joshua beobachtete, wie einige der Aufseher dies vorführten, nur, um die Kranken gleich darauf wieder zu beruhigen. Die Macht, die sie über die Verwirrten besaßen, war so groß, dass sie nur von weitem mit dem Finger auf einen von ihnen zeigen mussten, damit dieser ihm folgte,

wohin er wollte, ganz gleich, ob er zuvor bewusstlos gewesen war oder mit geschlossenen Augen dagesessen hatte.

»Was ist hier los?«, fragte Joshua seinen Führer.

»Du weißt es noch immer nicht?«

»Es stößt mich ab. Ich will es nicht sehen oder verstehen. Was sagt die Stadtregierung dazu? Ihr haltet mich übrigens auf! Ich bin auf dem Weg nach Calais.«

»Es scheint mit Gewalt verbunden zu sein, nicht wahr? Das täuscht. Die Verwirrten, die hier geheilt werden, würden auf die Behandlung auch nicht verzichten, wenn sie freiwillig wäre. Unser Herr Piet van Utrecht hat alle diese Kräfte und Anwendungsmöglichkeiten des Wassers entdeckt. Er hat Ungläubige mit Wasser geheilt. Mit dem, was wir hier unten tun, ist er jedoch ganz und gar nicht einverstanden. Er hat seine eigenen Vorstellungen. Aber dank ihm und seiner Wunder können wir unter der Erde weiterforschen.«

»Ich habe schon an vielen Orten Frankreichs Versuche gesehen, mit Wasser zu heilen«, sagte Joshua. »Schon die alten Gallier taten es. Und die jüdischen Stämme baden im Wasser des heiligen Jordan. Aber das hier übersteigt alles.«

»Du hast nichts gesehen, bevor du das hier sahst«, antwortete der Heilkundige. »Wasser ist der Urstoff des Universums, die ganze Erdscheibe schwimmt auf Wasser. Wir heilen nicht nur, wir vertreiben mit Wasser auch böse Geister und Dämonen. Wenn unsere Kranken in Bottichen sitzen, werden die in sie gefahrenen Dämonen ausgetrieben.«

Ein weiterer Medicus betrat das Zimmer. Um seinen Hals trug er eine Kupferkette, an der eine kleine Blockflöte aus hellem Horn hing. Er führte sie zum Mund und erzeugte einen durchdringenden Ton. Joshua glaubte, ihn oben im anderen Ortsteil schon gehört zu haben.

»Das Gesicht dieses Arztes ist beeindruckend«, flüsterte der Medicus. »Aus seinen Augen scheinen Blitze zu kommen, die

einen wie Messerklingen durchfahren, siehst du das? Deshalb wendet er beim Sprechen seinen Blick ab, als fürchte er, mit den Augen Schmerzen zu bereiten.«

Der Arzt ging auf einen Mann zu und sprach mit ihm. Kurz darauf verdrehte dieser die Augen, seine Brust schwoh an, und er konnte nicht mehr antworten, ja fast nicht einmal mehr atmen. Er bekam einen Schweißausbruch und stöhnte laut auf, dann beruhigte er sich allmählich wieder und lächelte.

Joshua stand stumm da. Er begriff wenig von dieser fremden Welt, die ihm hier in Marck begegnete. Er kannte die rituellen jüdischen Taufbäder, die Mikwaot oder Mikwen, in deren Wasser ein Jude zu bestimmten Zeiten dreimal untertauchen soll, um sich zu reinigen. Und er erinnerte sich an Elisas Forderung: *Gehe hin und wasche dich siebenmal im Jordan, so wird dir dein Fleisch wiedergegeben und rein werden.* Aber das hier war etwas anderes.

»Ich will dir noch etwas zeigen, wir müssen nicht mehr weit gehen.«

Ihr Weg führte eine weitere Treppe hinunter, kurz darauf wieder ein paar Stufen empor in einen weiteren Flügel, wo sie einen hohen Raum mit Fenstern betraten.

»Dieser Raum ist der Mittelpunkt. Du darfst dich glücklich schätzen, ihn betreten zu dürfen, denn ich halte dich für intelligent«, erklärte der Medicus. »Hier herrscht das, was wir das Fluidum nennen.«

Abermals fühlte sich Joshua an ein alchemistisches Labor erinnert. Er hatte solche oft genug gesehen. An den Wänden standen Brennkolben, Schmelztiegel und große Kolben aus Glas, Kupfer oder Eisen in Regalen. In jedes Gefäß war ein Name eingraviert, der eine bestimmte Phase eines Experiments zu bezeichnen schien. Joshua las auf den Wölbungen oder Rändern der Gefäße Worte wie Kerker, Grabstatt, Brauch, Gemach, Mutterleib, Sieb und Ähnliches.

Auf Gestellen in der Nähe von Brennöfen waren Blasebälge, Zangen und Spachtel untergebracht, und in einem besonders großen Regal standen Flakons, Phiolen und Behälter mit mineralischen Salzen, Pulvern oder kleinen silbernen Kugeln. In der Mitte des Raums befand sich ein riesiger Ofen, der die Form eines mit Zinnen versehenen Turms besaß und mit zahlreichen Ornamenten verziert war. Und an den Fenstern ringsum erblickte Joshua blaue Masken, an deren Rand in gestanzten Löchern Lederschnüre befestigt waren; ihr milchiges, bläuliches Glas glänzte wie polierte Kari-Muscheln.

Der Medicus blickte Joshua misstrauisch an. »Das mag dir alles wie Zauberei erscheinen. Aber das ist es ganz und gar nicht. Es ist vernünftig, es dient der Heilung. Und nur darum geht es uns Ärzten. Wir haben endlich angefangen, Krankheiten jenseits der kirchlichen Vorstellungen zu heilen. Krankheiten der Sinne, verstehst du? Wir wissen nicht, wie sie entstehen, und bisher steckten wir die Verwirrten in Zwangsjacken, tauchten sie in eiskaltes Wasser oder stießen sie Dächer hinab. Ich möchte mehr über die Geheimnisse des Irrsinns erfahren. Wir haben hier am Ort viele Wasseradern, die wie eine Ansammlung von Magnetsteinen wirken, es ist das Fluidum, das Krankheiten der Sinne heilt. Es dringt unmittelbar in den Körper ein.«

»Das Fluidum?«, fragte Joshua zweifelnd. »Von so etwas habe ich noch nie gehört.«

»Ich persönlich«, sagte der Medicus gedankenverloren, »glaube daran, dass dieses Fluidum ein Wesen ist. Und ich will dieses Wesen dingfest machen, es materialisieren. Nur so kann ich der Welt seine Herrschaft beweisen.«

»Ein Wesen aus dem Wasser«, sagte Joshua. »Das gibt es nicht. Außerdem ist es Ketzerei! Ein künstliches Wesen? Mann? Frau? Homunkulus? Selbst die Kabbalisten in Spanien, die durch die Beschwörung von Namen geheime Kräfte

freisetzen können, hüten sich davor, Dinge zu tun, wie Ihr sie anscheinend plant. Das widerspricht der Schöpfung!«

Der Medicus nickte abwesend. »Wir sollten gehen. Fürs Erste ist alles gesagt.«

Joshua wollte irgendwas erwidern, doch er war zu erregt, um noch etwas zu sagen.

Im Hinausgehen klangen die Geräusche dieses Orts, das Stöhnen, Keuchen, Schreien, die lustvollen Seufzer und das Gelächter hinter den dicken Mauern, in seinen Ohren nach.

»Wir haben Zeit. Viel Zeit! Du könntest mir assistieren, was hältst du davon? Schon die alten Ägypter wussten, dass sie ihr langes Leben dem Nilwasser zu verdanken haben, und wir wollen erforschen, warum das Wasser Leben verlängert!« Der Medicus blickte Joshua fragend an. »Nun, du musst nicht antworten«, sagte er, als Joshua nichts erwiderte. »Was Herr Piet mit dir vorhat, weiß ich übrigens nicht.«

Dies war das Letzte, was Joshua hörte.

Ende September 1318. Die Sekte

Henri wollte nicht von den Tagen des Tempels erzählen. Immer dann, wenn er es in der Vergangenheit getan hatte, waren die Freunde und er kurz darauf in Gefahr geraten. So, als wäre das Erinnerte, wenn man von ihm erzählte, ein böses Omen. Uthman konnte über solche Gedanken nur lachen. Er sprach von christlichem Aberglauben und unscharfen Gedanken. Henri nahm es dem Freund nicht übel, er schätzte dessen scharfen Verstand.

Also begann er trotz seiner Bedenken zu erzählen. Sie saßen am Lagerfeuer. Joshua würde sich inzwischen sicherlich in Calais eingeschifft haben und frohgemut auf dem Weg nach England befinden. Die Herbststürme hatten noch nicht eingesetzt, also war er wohl in Sicherheit. Alles war ruhig. Strauchgesindel gab es in dieser Gegend südlich von Lens anscheinend nicht, ebenso wenig wie fanatische Ablasshändler. Alles war friedlich. Henri erzählte von den Tagen in Bagdad, als er Umar, dem Vater von Uthman, begegnete. Der Sarazene nickte oft und lächelte währenddessen.

Er war durch den am Fluss gelegenen Hafen geschlendert, wo Hunderte von Schiffsmasten wie ein Wald entlaubter Bäume in den Himmel ragten. Er hatte die Koranschulen aufgesucht, um dem Vortrag aus dem Heiligen Buch der Muselmanen zu lauschen. Damals hatte er zum ersten Mal verstanden, dass Muslime und Christen an denselben Gott glaubten, auch wenn sie ihm unterschiedliche Namen gaben.

Dann hatte er die Stadt Richtung Westen verlassen. Er hatte sich als Muslim getarnt, und er hatte unterwegs junge Frauen kennen gelernt, die ihn sehnsüchtig ansahen, so als könne er sie von irgendetwas erlösen. Von was? Sein Hengst trug ihn immer weiter. Und als nach langen Tagen und Nächten die Burg von Aleppo in Sicht kam, da begrüßte er die Zöllner vor der Stadt laut und deutlich mit den Worten: »*Salam alaikum* – Friede sei mit Euch!« Und sie ließen ihn passieren, den Fremden, der wie ein Muslim aussah.

Nachts war er von den halb gesungenen Gebeten der Muezzins geweckt worden, ihr Sprechgesang ein fremder und einschmeichelnder Klang, dieses »*As-salat hair min an-naum* – Das Gebet ist verdienstvoller als der Schlaf!« Und er hatte gebetet wie alle anderen, hatte seinen Oberkörper vorgebeugt und den Kopf gesenkt. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass er ein Christ war.

Er hatte dem alten Sarazenen Umar, den er in Aleppo getroffen hatte, davon erzählt, wie er der Hölle von Akkon entkommen war. Akkon, die letzte christliche Bastion, war gefallen, und ihre einstürzenden Mauern hatten alles unter sich begraben.

Und als Henri jetzt davon erzählte, sah er die Bilder des Untergangs erneut vor sich.

Henri schüttelte die Erinnerungen an den Schrecken von Akkon ab. Die letzte christliche Bastion im Outremer war nach langem Widerstand gefallen. Es war Geschichte. Die vielen toten Helden waren längst vermodert. Jetzt war eine andere Zeit angebrochen.

»Und in dieser neuen Zeit, nach all den furchtbaren Kriegen«, schloss Henri jetzt und schürte die Glut des Feuers, »lernte ich dich kennen, Uthman. Und auch dich, Sean. Und dich, Madeleine. Und Joshua, der nicht mehr bei uns ist. Wie glücklich man sich schätzen kann, solche Freunde zu haben!«

»Ja«, sagte Uthman, »das ist wahrlich ein großes Glück.«

Es gab viel Wasser im Ort, das war nicht zu leugnen. Aber bot diese Tatsache eine Erklärung für die Dinge, die in Marck geschahen?

Joshua musste den Bann brechen, den sie über ihn verhängt hatten, aber er wusste nicht, wie. Sie hatten ihn allein gelassen. Was hatten diese seltsamen, bedrohlich wirkenden Menschen mit ihm vor? Und wann würde er ihren Heilsbringer, diesen Piet von Utrecht, zu Gesicht bekommen?

Sie waren gegangen, und er wartete. Draußen auf dem Gang vor dem Zimmer, in dem Joshua nun gefesselt saß, gingen Männer mit Fackeln vorbei. Gesang ertönte, dann Stimmengewirr. Schließlich war in der Ferne ein Klopfen zu hören, es wurde lauter und war dann plötzlich nicht mehr zu hören. Joshua sah unter dem Türspalt hindurch einen eigenartigen Schimmer blau und transparent, aber er konnte den Kopf nicht weit genug drehen, um es genauer zu betrachten. Plötzlich hörte er ein eigenartiges Knistern, und eine Feuergirlande schlang sich am Mauerwerk entlang. So schnell, wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Die Menschen hier standen wirklich mit dem Teufel im Bunde!

Joshua hatte plötzlich das Gefühl, dass ihn jemand am Ärmel zupfe und aufforderte, ihm zu folgen. Er blieb sitzen, er konnte sich ja nicht rühren – und dennoch folgte er dem unsichtbaren Gast in Gedanken. War dies das Fluidum, von dem der Medicus gesprochen hatte? Er versuchte, sich vorzustellen, was außerhalb des Zimmers vor sich ging.

Es ging nach oben, wo Joshua einige Gänge durchschritt, dann bog er in Gedanken mit seinem Führer ab, er konnte alles sehen. In einer engen, schmutzigen Zelle, von wo aus man auf den schummrigen Hof blicken konnte, legte er eine Atempause

ein und setzte sich. Von der Decke tröpfelte etwas Feuchtes herab. Seine weit geöffneten Augen sahen weder Mauern noch Gitter, er konnte am Himmel die Sterne sehen. Bilder reihten sich vor seinen Augen aneinander, manche strahlend, manche in weißen, dunstigen Nebel gehüllt. Da war die seltsam kalte Stadt Marck mit ihren merkwürdigen Bewohnern, die obere Welt. Der Marktplatz. Eine Richtstätte. Ein Galgen.

Joshua kam zu sich. Er saß noch immer in dem Raum, in dem sich Tierskelette, mehrere Musikinstrumente, ein Hackklotz und ein Beil befanden. Er musste unwillkürlich schreien. Da wurde ihm leichter. Er begriff, dass er hier, an diesem bedrohlichen Ort, eine Erklärung erhalten würde. Irgendetwas gab es an diesem Ort, das die Menschen unwiderstehlich in seinen Bann zog.

Schon registrierte er draußen Bewegung. Aber es waren nicht sie, die kamen. Joshua glaubte, zu träumen. Er hörte seine eigene Stimme, die sagte: »Du musst von hier verschwinden. Komm mit!«

Doch da war noch eine andere Stimme, Joshua glaubte, sie zu kennen. »Schnell, schnell!«, sagte sie. Erbarmungslos riss der Sprecher Joshua hoch. Da merkte er, dass seine Lähmung vorüber und der Bann, der ihn befallen hatte, gebrochen war. Löste sich das, was die Ärzte da draußen das Fluidum nannten? Er konnte sich frei bewegen. Sein Besucher schnitt die Fesseln durch.

»Komm schon!«, sagte die Stimme. Jetzt erst begriff Joshua, wem sie gehörte. Es war eine der jungen Frauen, die er bei der Ankunft im Ort gesehen hatte. Sie hatte sich an ihn geschmiegt, und er hatte ihren weichen Leib gespürt. Sie hatte ihn an Sarah erinnert, seine verstorbene Frau. »Du ahnst nicht, in welcher Gefahr du dich befindest! Wenn die anderen wiederkommen, ist es aus mit dir.«

»Ich vermutete es«, sagte Joshua.

Die junge Frau zog ihn fort. Raus, nur raus! Sie liefen den Gang entlang bis zur ersten Abzweigung, dann nach links, nach rechts – die Frau kannte sich aus. Plötzlich kam einer der jungen Ärzte aus einem der Räume, Joshua stieß mit ihm zusammen. Der Arzt versuchte, sich in ihn zu verkrallen, sein Atem roch stark. Doch Joshua trat ihn einfach zur Seite, und er fiel zu Boden.

Waren die Ärzte hier die wahren Narren?

»Schnell, schnell doch!«, forderte die Frau ihn erneut auf. Und sie stürmten über glatte Steinstufen nach oben. Hinter ihnen waren jetzt die anderen. Joshua sah sich nicht um, aber er spürte die Verfolger hinter sich. Sie kamen näher und näher. Nein, es ging nicht, Joshua merkte, dass er nicht die Kraft hatte zu fliehen. Dennoch zog ihn die starke, eigensinnige Frau immer weiter hinter sich her.

»Nach draußen, mein Gott, schneller doch! Du bist doch auch Jude wie ich.«

Fasste nicht schon ein Verfolger nach ihm? Joshua wagte es nicht, sich umzudrehen, stolperte plötzlich, stürzte und rappelte sich wieder auf. Dann hörte er hinter sich Leute fluchen und schreien, etwas polterte vernehmlich. Offensichtlich war jemand gestürzt.

Sie stürmten hinaus. Die Luft war kalt und klar. Die Sterne hingen wie ein Dach aus gelb flackernden Lichtern über ihren Köpfen.

Und dann erstarrte Joshua. Er schien aus einem Traum zu erwachen. Er verstand nicht, was mit ihm geschah, das Fluidum schien ihn verwirrt zu haben. Vor sich, auf dem nächtlichen Platz zwischen den schieferbedeckten Häusern, sah er einen Galgen. Und davor lagen etliche Leiber. Vögel flatterten herum und pickten. Joshua betrachtete die von flackernden Fackeln und Feuern in Ölpfannen beleuchtete Szene und begriff, dass seine Führerin ihn getäuscht hatte.

Seine Flucht hatte ihn nicht in die Freiheit geführt, sondern in die wahre Hölle.

Henri schüttelte die Erinnerungen ab. Sie mussten weiter. Lodi, sein Ziel, war noch so weit! Sie mussten es noch vor dem Winter schaffen. Und deshalb mussten sie sogleich aufbrechen. Er wollte nicht noch einmal im Schnee die Alpen überqueren müssen.

Das Land vor ihnen wirkte friedlich. Der ausklingende Sommer hatte das Seinige getan, der Herbst war noch warm, die Felder waren abgeerntet, die Natur färbte sich ein. Die Gefährten ließen ihre Pferde dahintraben.

Das Leben kann so schön sein, dachte Henri. Der Herrgott hat es so eingerichtet, dass wir Menschen unbeschwert leben können. Niemand muss des Nächsten Feind sein. Es könnte eine Zeit der Fülle sein, Öl, Wein und Getreide gab es im Überfluss. Dies wäre der endgültige Sieg der Sache Christi. Die Städte der Heiden und der falschen Götter würden verwüstet sein. Und am Ende einer langen, christlichen Herrschaft der Milde bekehren sich alle, die Heiden, die Juden, und dann erstrahlt das Heilige Grab in überirdischem Glanz.

So könnte es sein, dachte Henri. Aber so ist es nicht. So erscheint ihnen die Welt nur an einem milden Herbsttag, wenn das Licht alles überstrahlt und der Himmel weit und offen ist.

Er stand breitbeinig mitten auf dem Galgen: ein Mann mit strohblonden Haaren, die kastenförmig geschnitten waren. Er schrie:

»Reinigt euch! Aber nicht so, wie sie es unter der Erde tun, mit dem verfluchten Wasser! Das ist Teufelswerk! Reinigt euch durch Geißelung! Denn auch die Tiere der Wälder legen

ihre Wildheit ab und werden sanftmütig, kein Wesen lebt mehr von Blut, denn allen verschafft Gott reichliche und unschuldige Nahrung! Seid dankbar! Läutert euch durch Schmerzen!«

Der Galgen war mit Blumen geschmückt. Ein Gehenkter schaukelte im Wind. Vor dem Galgen lagen Leichen. Und jetzt sah Joshua auch, dass viele Häuser dieser Stadt in Trümmern lagen, ihre Dächer waren eingestürzt, ihre Fenster blind, die Türen mit Brettern vernagelt.

Vor dem Galgen mit dem schreienden Prediger – Joshua wusste sofort, dass es sich um Piet van Utrecht handeln musste – tanzten halb nackte Menschen in zerschlissener Kleidung. Sie trugen weder Schuhe noch Fußlappen, und viele von ihnen hatten blutige Sohlen. Sie tanzten. Und wenn sie stehen blieben, geißelten sie sich. Sie schlugen sich mit langen Riemen, in denen Knoten steckten, auf die Leiber. Aus ihrer aufgeplatzten Haut sickerten feine Blutfäden.

Viele Tänzer schienen schwer krank zu sein, ihre Glieder waren verkrümmt, und einige tanzten sogar mit Krücken. Eine kleine Gruppe alter Männer bewegte sich sogar fort, indem sie jämmerlich über den Boden krochen.

Das waren die Menschen, Männer und Frauen, die Joshua schon in dem Haus gesehen hatte. Sie waren atemlos vom Tanzen gewesen, wie er jetzt begriff.

Joshua kannte eine Krankheit, die Antoniusfeuer genannt wurde. Litten diese Menschen daran? Oder waren es Besessene, wie die, die man in den Katakomben mit magnetischem Wasser und dem Fluidum behandelte?

Er erhielt keine Antwort auf diese Frage, denn die Stimme des Predigers ließ alle anderen Gedanken verstummen. Sein Gesicht war rot angelaufen, auch er geißelte sich, aber er trug ein rotes Hemd, das nur leicht zerfetzt war. Joshua musste ihm zuhören, ob er wollte oder nicht.

»Aber jener rasende Antichrist, der in unversöhnlichem Zorne wütet, rückt mit dem Heere an und belagert den Berg, auf den sich die Gerechten geflüchtet haben. Da sich diese umlagert sehen, rufen sie mit lauter Stimme zu Gott um Hilfe, und Gott erhört sie und schickt ihnen einen Retter. Jetzt öffnet sich der Himmel im tiefen Schweigen der Nacht, und der Menschensohn steigt mit großer Macht herab. Feuriger Glanz geht ihm voran wie von einem machtvollen Kometen, und dann folgt eine große Schar Engel. Alle Gottlosen werden ausgemerzt, in Strömen fließt das Blut. Geißelt euch! Büßt für eure Sünden!«

In der Ferne erblickte Joshua seine Befreierin. Sie stand mit anderen Frauen zusammen, sie sahen zu ihm herüber. Da niemand Anstalten machte, Joshua erneut festzunehmen – die Verfolger waren aus irgendeinem Grund, vielleicht, weil sie nicht nach oben durften, in den unterirdischen Gängen geblieben –, ging Joshua zu ihnen hinüber.

Die Frauen wichen zurück, je näher er kam. Nur seine Befreierin blieb stehen.

»Wie heißt du?«, fragte Joshua.

»Sarah. Und du?«

Joshua nannte seinen Namen. »Du bist also Jüdin?«

»Ja. Aber das weiß außer dir hier niemand.«

»Du verheimlichst deinen Glauben?«

»Sie dulden keine Juden. Sie bekehren sie auf die übliche Weise. Sie taufen sie öffentlich und gewaltsam.

Hast du nicht die vielen Wasserläufe in der alten Stadt gesehen? Piet hat sie angelegt.«

»Deshalb also...«

»Früher gab es viele Juden in Marck.«

»Es gab in allen französischen Städten bedeutende Judengemeinden. König Philipp hat sie...«

»Bleib bitte! Ich brauche einen Gefährten.«

Joshua sah sie sich genauer an. Ihre flehende Stimme rührte ihn. Die junge Frau war äußerst hübsch. Alles an ihr war sanft und harmonisch. Ihr Gesicht ebenmäßig, ihr Haar lag in leichten Wellen darum. Ihre Augen blickten stumpf und glanzlos in die Welt, wahrscheinlich, weil sie Angst hatte. Bei allem, was er in Marck bereits selbst erlebt hatte, konnte Joshua das gut verstehen.

Joshua sagte: »Was hier vor sich geht, sehe ich nicht zum ersten Mal. Falsche Propheten, die die Menge aufhetzen. Aber was geht unter der Erde vor sich?«

»Sie versuchen, Narren mit Wasser zu heilen. Haben das nicht schon die Römer getan? Magnetismus – ich verstehe nichts davon. Meiner Meinung nach ähneln die Ärzte den Geisteskranken.«

»Und beide Welten vertragen sich nicht, die der Ärzte und die des Priesters?«

»Piet duldet nicht, dass sie auch hier oben ihre Herrschaft ausüben. Sie sind verbannt. Dort unten lässt man sie aber gewähren. Sie bekommen alles, was sie brauchen.«

»So etwas habe ich bisher noch nicht gesehen!«

»Sie kommen aus dem ganzen Land nach Marck, um geheilt zu werden.«

»Ich reise nach Calais«, sagte Joshua. »Komm doch mit mir. Was willst du in diesem gottlosen Ort? Hier scheinen nur Narren zu leben, ganz gleich, auf welcher Seite sie stehen.«

»Ich kann nicht fort. Meine Mutter ist krank. Mein Vater und meine beiden Brüder sind am Fieber gestorben. Ich bin die Einzige, die sich um sie kümmert. Wenn ich fortgehe, stirbt sie.«

»Du kannst nicht weg von hier, und ich kann nicht bleiben«, sagte Joshua leise. »Ich will von Calais nach London reisen.«

»Bitte bleib bei mir!«

Joshua seufzte. »Ich kann zwei Tage bleiben. So viel Zeit habe ich, wenn die hohen Herren hier mich lassen!«

»Ich habe einen gewissen Einfluss auf Piet. Ich leiste gewisse Dienste. Er wird dir nichts tun, wenn ich ihn besänftige.«

»Was ist er für ein Mensch?«

»Er kam vor Monaten aus dem Osten. Man sagt, aus Deutschland. Aber eigentlich ist er wohl aus Flandern, wie sein Name verrät. Er spricht viele Sprachen und ist gebildet. Aber sein Verstand scheint verwirrt zu sein. Er behauptet, um die Wiederkehr des Herrn zu beschleunigen, müssten alle Ketzer ausgerottet werden. Aus ihren Leichen will er dem Herrn einen Teppich ausrollen.«

»Es sind immer die gleichen Parolen«, sagte Joshua. »Piet ist nicht der Einzige, der wirt redet. Überall hört man dieses Geschwätz, überall gibt es solche falschen Propheten, die sich für den Messias halten. Sie erheben sich über Gott und setzen sich in seinen Tempel. Leider besitzen sie meistens allerlei trügerische Zeichen und Kräfte, mit denen sie die Menschen betören.«

»Piet besitzt nichts dergleichen«, flüsterte Sarah. »Er übt nur Gewalt aus. Davor ducken sich die Menschen. Er gibt sich nach außen hin tugendhaft und wohlwollend, doch seine Boshaftigkeit, die er vor anderen gekonnt verbirgt, ist grenzenlos.«

Joshua wusste, dass sie die Wahrheit sagte. Ihm war klar, dass dieser falsche Prophet gefährlich war.

Sarah fügte leise hinzu: »Ich habe seine Boshaftigkeit kennen gelernt.«

Von drüben drang die laute Stimme Piets herüber.

»Er hat ein Furcht erregendes Aussehen! Wenn ihr ihn seht, werdet ihr euch fürchten! Er ist ein gehörntes Wesen, das wächst bis an des Himmels Heer und wirft etliche davon und von den Sternen zur Erde und zerstampft alles. Er kann ein

großer, roter Drache mit sieben Köpfen und zehn Hörnern sein, der am Himmel erscheint oder aus dem Meer aufsteigt. Oder ein gehörntes Tier, das aus dem Abgrund heraufsteigt und redet wie ein Drache! Hütet euch davor!«

»Wo kann ich unterkommen?«, fragte Joshua leise.

»Komm in mein Haus«, sagte Sara mit einem sehnsüchtigen Ausdruck im Gesicht. »Ich habe Platz. Und in den Nächten, die nicht Piet gehören, können wir uns sehr nahe sein.«

Joshua beschlich ein ungutes Gefühl bei diesen Worten. Aber er sagte nichts. Er nickte nur.

Und Sarah nahm ihn mit sich.

Joshua warf noch einen Blick über die Schulter auf das grausige Bild: Schwarze Vögel auf Leichen, der Galgen im Licht der Fackeln. Die tanzenden Geißler. Die Kranken. Die Irren.

Ende September 1318. Der Christusmörder

Es war die Zeit, da man des Erzengels Michael und seines Kampfs gegen den Drachen gedachte. Die Kirchengemeinden ehrten auch die Erzengel Gabriel und Rafael. Und sie lauschten den Worten ihrer Priester: *»Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz!«* Es war an der Zeit, Kräfte gegen das Aufstreben des Bösen zu sammeln.

Henri und seine Gefährten verweilten in einem Ort, der eine besonders schöne Kirche besaß. Die kleine Stadt lag an zwei Flüssen, die hier ineinander mündeten.

Das Gotteshaus war dem Erzengel Michael geweiht, dem Schutzpatron der Kirche Roms und des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Der Priester war ein Deutscher. Er erzählte in seiner lateinischen Predigt davon, wie sehr der Erzengel Michael in seiner Heimat verehrt wurde. Das Schutzengelfest hatte dort einen sehr hohen Stellenwert. Aber auch in Frankreich war es ein wichtiges Ereignis.

Nach dem Gebet suchten die Gefährten eine Unterkunft. Im Ort gab es zwei Herbergen, eine neben der Kirche, eine am Ortsausgang. Henri wählte die erste, so konnte er am Abend noch einmal die Kirche aufsuchen.

Am Abend zog wieder der große Komet am Himmel entlang. Sie hatten ihn vorübergehend vergessen. Mit seinem Erscheinen war auch die Angst wieder da. Im fahlen Schein seiner Fackel zog der Komet vorüber wie eine Warnung.

Alle spürten, was diese Warnung bedeutete: Es gab oberhalb der Sphäre der Menschen etwas, das genauso wie der

himmlische Vater von ihrem Einfluss unabhängig war. Die Menschen wussten nicht, was geschehen würde, sie konnten nur die Zeichen deuten und sich fügen.

Auch in diesem Gasthaus, wie in allen anderen, raunten sich die Gäste zu, was sie über den Kometen dachten. Die Gefährten hatten das in diesen Tagen schon oft mit angehört. Er galt als Zornesrute Gottes, mit der der erzürnte Vater des Himmels den ungehorsamen Erdenkindern drohte. Nur Buße und Besserung konnten ihm in den Arm fallen und der gezückten Rute Einhalt gebieten.

Uthman versuchte wieder einmal den Leuten zu erklären, was es mit dem Kometen auf sich hatte. Er konnte den Aberglauben der Menschen um sich herum immer weniger ertragen. Der Komet sei doch nur ein Himmelskörper, erklärte er verzweifelt, nichts anderes als ein Stern! Doch so viel er auch redete, niemand glaubte ihm. Man hielt sich sogar die Ohren zu, um es nicht hören zu müssen.

Ein Gast hatte sogar ein Gedicht auf den Kometen verfasst und trug es im Stehen vor: »Es zeugen uns alle Kometen sehr viel von Unglücken, Trübsal und Gefahr, und es hat niemals eines Kometen Schein gegeben ohne böse Bedeutung. Achterlei Unglück entsteht, wenn in der Luft brennt ein Komet!«

»Und was sind das für Unglücke, von denen du so undeutlich sprichst?«, wollte Uthman wissen.

Der Reisende zählte sie auf: »Viel Fieber, Krankheit, Pestilenz und Tod. Schwere Zeit, Mangel und große Hungersnot. Große Hitze, dürre Zeit und Unfruchtbarkeit. Krieg, Raub, Brand, Mord, Aufruhr, Neid, Hass und Streit. Frost, Kälte, Sturmwind, böse Wetter, Wassernot. Viel hoher Leute Untergang und Tod. Feuersnot und Erdbeben an manchem Ende. Große Veränderung der Regierungen und Regimente.«

»Er hat nichts ausgelassen«, meinte Sean leise. »Und es reimt sich sogar.«

»Aber so wir Buße tun von Herzen, so wendet Gott auch alles Unglück und die Schmerzen!« Der Dichter schlug ein Kreuz.

»Und wenn der Komet an die Erde anstößt, was dann?« Madeleine hatte diese Frage aufgeworfen. Betretenes Schweigen. Dann sagte der Dichter:

»Harmlos ist der Schweif. Er besteht nur aus Sonnenstäubchen. Da aber der Dunstkreis eines Kometen ohne Zweifel aus ziemlich dichten Dünsten besteht, so könnte durch die Annäherung unsere Luft so mit Wasser aufgefüllt werden, dass dadurch notwendig eine Sündflut entsteht. Eine Sündflut, meine Lieben, die es auf der Erde schon einmal gab!«

»Wie schrecklich!«, sagte Madeleine.

»Wenn aber der Komet der Erde noch näher kommt«, fuhr der Dichter fort, »dann könnte er nicht nur nichts von seinem Wasser verlieren, sondern uns noch dazu einen guten Teil unserer Luft rauben! Dadurch entstünde dann zwar keine Sündflut, dennoch wäre dies der völlige Untergang der Erde – und folglich der Jüngste Tag!«

»Aber die göttliche Offenbarung hat uns von dieser Furcht befreit!«, warf ein anderer Gast ein. »Der Jüngste Tag steht nur im Zeichen Gottes, nicht eines Kometen. So sollten wir dem Herrn dankbar sein!«

»Jedenfalls ist ein Komet ein Stern«, sagte Uthman laut. »Er ist weder gut noch böse. Und schon gar keine Gottesstrafe.«

»Ach was!«, sagte der Dichter höhnisch. »Und Ihr wisst das genau, wie?!«

Uthman nickte. »Er ist in einen besonderen Stoff eingehüllt, der Schatten seines Körpers wird im leuchtenden und durchsichtigen Schweif nicht sichtbar, aber er ist da, und er ist fest. Er leuchtet durch die Quelle des Sonnenlichts, ist also keinesfalls bedrohlich. Bei schneller Annäherung an die Sonne

dehnt sich die Materie aus und wird dünner, so erklären sich der scheinbare Nebel und Lichtschimmer. Er flieht, seiner Natur nach, die nahe Sonne, sammelt sich ihr gegenüber. Und sein Schweif folgt ihm, wenn er zur Sonne eilt, geht hingegen vor ihm her, wenn er von der Sonne zurückkommt. Das habe ich beobachtet. Und was heißt das? Der Komet folgt Gesetzen des Himmels. Sie haben mit Anziehung und Abstoßung zu tun. Man müsste ihn berechnen können, arabische Astronomen haben das gekonnt.«

»So, so!«, murmelte ein Gast. »Aber in unseren Breiten ist der Komet trotzdem eine Zornesrute Gottes. Und wir sollten uns wegducken, wenn er kommt. Und beten.«

Uthman seufzte auf. »Wie ihr meint, meine Freunde«, sagte er resigniert.

Joshua hatte erfahren, dass die so genannte Sekte der Heiligen Tänzer die Stadt Marck vor einiger Zeit unter ihre Kontrolle gebracht hatte. Sie hatten hier schon länger gelebt, getanzt, gebüßt und sich gezeißelt. Aber eines Tages traf ihr Prophet Piet ein, er bewaffnete seine Vasallen, und sie nahmen den Ort als Geisel.

Die Frauen, die Piet aus Flandern mitgebracht hatte, standen unter seinem geheimnisvollen Einfluss.

Dies alles erfuhr Joshua bei Sarah zu Hause. Sie pflegte ihre kranke Mutter aufopfernd. Joshua diagnostizierte ihre Krankheit als Englischen Schweiß, sie ging einher mit starkem Schwitzen, unüberwindbarer Schlafsucht und Störungen der Nerven. Als Epidemie hatte diese Krankheit in England gewütet, dort hatte Joshua sie kennen gelernt. Sie hatte viele Todesopfer gefordert, bevor sie über Nacht wieder verschwunden war.

Joshua kannte kein Mittel gegen die Krankheit, empfahl Sarah aber, reichlich heißes Wasser aufzukochen, denn dessen Hitze sollte die Hitze im Körper der Kranken vertreiben.

Sarah verschwand in der Nacht. Joshua bemerkte es, kümmerte sich aber nicht darum. Er konnte zwar nicht einschlafen, denn er musste unablässig an das Geschehen im Ort denken und sah den Propheten Piet vor sich, aber er vergaß Sarah.

Am nächsten Morgen war Sarah wieder da, seltsam unruhig und mit roten Flecken im blassen Gesicht. Ihre Lippen waren blutrot und geschwollen. Sie strich sich gedankenverloren über den Körper, so als wolle sie einen Juckreiz vertreiben. Joshua ließ sich nicht anmerken, dass er sie beobachtete.

Sarah saß am Tisch und aß einen kalten Brotfladen. Dann hob sie plötzlich den Kopf und sagte: »Du musst von hier verschwinden. Sie suchen nach dir.«

»Weshalb? Was ist geschehen?«

»Sie durchstreifen den Ort. Piets Frauen sind die Schlimmsten. Sie sind ihm völlig willfährig. Er hat sie angewiesen, nach Christusmördern Ausschau zu halten. Er meint damit Fremde und Ketzer.«

»Dann bist auch du gefährdet! Eines Tages erfahren sie, dass du dich zum jüdischen Glauben bekennst – das stimmt doch, oder?«

Sarah blickte ihn offen an. »Vielleicht. Ich tue aber Dinge, die damit nicht vereinbar sind. Aber das geht nur mich etwas an.«

Joshua schwieg einen Moment, dann sagte er: »Wir könnten deine kranke Mutter mit uns nehmen. Ob sie hier liegt oder unterwegs ist, macht für sie keinen Unterschied.«

»Ich bleibe hier. Hier weiß ich, wohin ich gehöre. Ich habe hier meine Wurzeln. Da draußen bin ich wie ein Blatt im Wind.«

»Wir Menschen sind alle wie Blätter im Wind, Sarah, das ist unser Schicksal. Wir sind unbehaust. So, als kämen wir von einem anderen Stern. Zu Hause sind wir nur im Glauben.«

»Das weiß ich. Aber ich werde dennoch hier in Marck bleiben. Ich nehme mein Schicksal an.«

»Ich verlasse die Stadt heute Nacht.«

»Mein Gebet wird dich begleiten, mein guter Jude!«

Piet van Utrecht sah, dass alle Fremden die Stadt verließen. Es waren vor allem Kaufleute. Einzeln oder in Gruppen zogen sie durch das Stadttor. Piet lachte nur, er brauchte keine Kaufleute. Er brauchte nur willfähige Helfer – und junge Frauen.

Früher hatte er in beständiger Furcht vor dem alles vernichtenden Dämon gelebt, vor dem ihn die Priester, die Eltern und die Mönche gewarnt hatten. Jetzt wusste er, dass er dem Dämon entgentreten konnte. Wenn er genauso stark war wie er. Wenn er genauso menschenverachtend und böse war.

Piet hatte die Wasserspeier mit den Dämonenfratzen an den Kirchendächern genau studiert. Wie sie ihre Hälse reckten, wie sie ihre Zungen herausstreckten, wie sie Grimassen schnitten, wie sie ihre Krallen wetzten. Einige furzten und rülpsten sogar, obwohl sie aus Stein waren. Er hatte als Junge nächtelang auf den Dachböden der Kirchen gewacht, auf den Glockenböden, im Obergaden, im Dach, um die Dämonen zu beobachten, um zu werden wie sie.

Kein einziger Dämon hatte, solange Piet gewacht hatte, das gesetzlose Chaos bringen können, nicht den Raub, nicht die Plünderung, nicht Folter oder Massenmord oder Seuchen.

Piet van Utrecht folgerte daraus, dass seine Kraft größer war. Denn er war im Besitz des richtigen Glaubens und der richtigen Botschaft. Sie lautete: Alle Ketzer müssen ausgemerzt werden. Dann war der Boden bereitet für den

Messias. Dann würde er kommen. Piet war es, der seinen Weg bereitete, er würde seinen Lohn dafür empfangen.

Und der Dämon musste fliehen.

Piet hatte unentwegt nach den Zeichen Ausschau gehalten. Nach schlechten Regenten, Bürgerkriegen, Kriegen, nach Trockenheit und Hungersnöten, nach Seuchenopfern. Als er sah, dass überall die Sünde Überhand nahm, fiel es ihm leicht, die Zeichen zu deuten. In Marck fand er die Verkommenheit besonders schlimm, Unzucht und Unmoral, Gesetzlosigkeit und Häresie. Eine Stadt, die bereitete schien. Er war gekommen, hatte die Dämonen eine Weile beobachtet und dann zugeschlagen.

Jetzt bereitete er den Weg für den Messias.

In Utrecht hatte Piet zuvor eine ihm blind ergebene Gefolgschaft um sich gesammelt, die sich selbst als einzig wahre Kirche ansah. Piet regierte sie wie ein messianischer Herrscher. Begab er sich zu einer Predigt, begleitete ihn eine Leibwache, und statt des Kreuzes trug man ihm Schwert und Banner wie fürstliche Hoheitssymbole voran. Er behauptete, er sei wie Christus vom Heiligen Geist bewegt und gleiche ihm in eigener Person. Eines Tages ließ er eine Marienstatue herbeischaffen und verlobte sich feierlich mit ihr vor einer riesigen Menschenmenge auf dem Domplatz. Dann wurden zu beiden Seiten der Statue Truhen zur Aufnahme der Verlobungsgeschenke aufgestellt, und zwar die eine für die Gaben der Männer und die andere für die der Frauen.

Geistliche beobachteten aus der Ferne voller Abscheu, wie die Leute herbeiliefen, um ihre Gaben darzubringen. Die Frauen warfen ihre Halsketten und Ohrringe in Piets Truhen, die Männer Goldmünzen. Im Domkapitel zu Utrecht beriet man danach, wie man Piet hindern konnte, eine die Apostel nachahmende Bruderschaft zu gründen, die sich aus zwölf

Männern und einer Frau als Vertreterin Marias zusammensetzen sollte.

Der Bischof stellte ein Heer auf, um Piet aus der Stadt zu jagen. Man fand Piet, wie er sein Badewasser in seiner Gemeinde austeilte, es wurde getrunken oder zu einer heiligen Reliquie erhoben. Die Soldaten des Bischofs vertrieben die ketzerische Gesellschaft.

Piet entkam im letzten Augenblick. Auf seiner Reise nach Westen sammelte er neue Jünger um sich. Und in Marck errichtete er sein Quartier. Seitdem war er hier und beobachtete die Zeichen.

Piet überquerte den Marktplatz.

Er stieg über die Leichen, die vor dem Galgen lagen. Der Geruch erreichte ihn nicht. Seine mit Pieken bewaffneten Leibwächter, mit denen er opulente Gelage abzuhalten pflegte, folgten ihm auf dem Fuß. Von den Bewohnern Marcks waren nur junge, hübsche Frauen zu sehen und jüngere Männer, die eifrig über die großen Taten Piets diskutierten und ihn laut priesen. Wer sich nicht in diese Rollen finden wollte und sich Piet dennoch näherte, wurde ohne Erbarmen von der Leibwache getötet.

Piet überlegte kurz, wer dieser kleine Fremde gewesen war, den er bei seiner Rede vom Galgen herab wahrgenommen hatte. Eine schmale Gestalt im dunklen Rock, mit lockigem Haar, schwarzem, krausem Bart, feinen Gesichtszügen und einer schief sitzenden Brille. Ein Gelehrter, hatte er sofort gedacht. Einer, der gefährlich werden konnte. Man musste ihn sofort unschädlich machen. Oder hatte dieser Mensch Marck bereits wieder verlassen?

Piet fragte seine Leibwächter. Sie wussten es nicht.

»Dann sucht ihn!«, brüllte Piet wütend. »Gehe ich in Lumpen durch die Welt, damit meine Feinde sorglos herumspazieren? Bin ich ein Wundertäter, ein Heiler der Kranken und Irren,

Zähler von wilden Tieren, damit man wider mich redet und mich verspottet? Sucht und findet den Brillenträger!«

In Piets Kopf rumorte es. Während seine Leibwächter bis auf drei seiner engsten Bewacher sich zerstreuten, dachte es in ihm weiter. Es dachte immer weiter. Piet hatte manchmal das Gefühl, seine gelben Haare würden immer gelber und seine Kastenfrisur verfestigte sich auf seiner Stirn zu Stein.

Er stöhnte innerlich auf. Wenn der Friede hergestellt sein wird, dachte es in ihm, und alles Böse unterdrückt, wird der gerechte und siegreiche König ein großes Gericht auf Erden über Lebende und Tote halten. Und er wird den Gerechten, die noch am Leben sind, sämtliche heidnischen Völker zur Dienstbarkeit überlassen, die Gerechten aber, die verstorben sind, wird er zum ewigen Leben auferwecken und selbst auf Erden mit ihnen herrschen und die Heilige Stadt gründen.

Ich werde dieser Retter sein, ich allein. Und dies ist das Reich der Gerechten, tausend Jahre lang.

Während Piet zum Galgen ging, versuchte er, seine Gedanken abzustellen. Er schlug sich mit den flachen Händen gegen den Schädel. Aber da drinnen gab es keine Ruhe. Die Stimmen riefen ihn. Vielleicht sollte ich eine Wasserkur mit dem Fluidum machen, dachte er.

Aber nein, dann wäre ich ja wie die gewöhnlichen Narren. Ich bin der Messias! Und er dachte weiter, denn es hörte nicht auf zu denken.

Während dieser Zeit, dachte Piet, erstrahlen glänzender die Sterne, die Sonne nimmt an Helligkeit zu, der Mond wird keine Abnahme mehr erleiden. Da steigt von Gott Regen der Segnung herab am Morgen und am Abend, alle Frucht erzeugt die Erde ohne Mühe der Menschen. Honig in Fülle träufelt von den Felsen, Quellen von Milch und Wein brechen hervor, und ich werde das alles trinken! Ich werde trinken, bis ich nicht mehr kann. Und sie werden mich verehren...

Sie verehren mich jetzt schon, dachte Piet. Aber es ist nie genug.

Er blickte zum Himmel auf.

Schwärze. Leere. Sprachloses Nichts.

Hier sprach nur der Geist Piets van Utrecht. Hier galten seine Gesetze.

Piet lachte böse, wobei er keine Miene verzog.

Joshua hatte alles gepackt. Er verabschiedete sich von Sarah. Die junge Frau umarmte ihn und küsste ihn. Joshua ließ es gern geschehen, es tröstete ihn. Ihre Lippen waren weich.

Es war Nacht, aber die Feuer in den beiden Teilen des Orts flackerten hoch und höher, sie gingen in Marck niemals aus.

Joshua holte sein Pferd aus dem Stall. Die Häuser lagen sämtlich im Dunkeln, von den Einheimischen keine Spur. Vielleicht saßen sie in den Wirtshäusern zusammen.

Auf einem Balkon, der mit Holzschnitzwerk verziert war, glaubte Joshua eine Bewegung zu erkennen. Duckten sich nicht zwei Frauen mit weißen Kopftüchern hinter der Brüstung? Joshua schaute weg.

Vor manchen Häusern waren Arkadengänge, in denen Pferde standen, die fortwährend schnaubten, aber kein Sattelzeug trugen. Die Stadt wirkte, als sei sie mitten im Aufbruch verlassen worden. Und als er in den anderen Stadtteil kam, wo die Blendfassaden aus Ziegelmauerwerk den Gefachen des Lehmflechtwerks wichen, aus denen die unterkellerten Handwerkerhäuser bestanden, da spürte er wohl leise aufkommenden Wind und mit ihm den Geruch des Todes, der vom Galgen kam, aber er sah keine lebenden Menschen.

Joshua führte sein Pferd am Zügel durch die Straßen. Plötzlich hatte er das Gefühl, diesen Ort nicht verlassen zu können. Würden nicht die Wesen aus der Tiefe ihn daran

hindern wollen? Die Narren und ihre närrischen Ärzte? Hatte er nicht ihre Geheimnisse gesehen und konnte sie jetzt verraten?

Und was taten die Flagellanten um Piet van Utrecht?

Niemand hielt ihn auf. Er konnte das Stadttor passieren. Es war geöffnet. Kein Wächter ließ sich blicken.

Sie warteten dahinter.

Madeleine ließ davon ab, mit Uthman über eine gemeinsame Zukunft zu sprechen. Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Wenn kein Wunder geschah, würden sie niemals heiraten. Und wie es dann weitergehen würde, wusste Gott allein. Aber vielleicht brachte der Komet ja ein Wunder mit sich.

Des Nachts träumte Madeleine vom Wasser. Sie fuhr übers Meer. Auf Schiffen, die ihre Form und Größe wechselten, überquerte sie Ozeane bei Sonne und bei Sturm.

Sie sprach am nächsten Morgen mit Uthman darüber. »Ich war noch nie auf einem Schiff. Was ist das, was in uns träumt und uns Geschichten erzählt?«

»Das weiß niemand«, erwiderte Uthman. »Vielleicht sind wir es selbst, wir erzählen uns aus einem früheren Leben. Vielleicht hat auch jeder Mensch am Gedächtnis aller anderen Menschen teil. Ich weiß es nicht.«

»Es ist unheimlich – aber auch schön.«

»Vielleicht sind es Gefühle, die dich nachts hin und her wiegen und dir vorgaukeln, du befändest dich auf einem Schiff, das auf sanften Wellen dahingleitet.«

»Du bist schon oft auf dem Meer gewesen, nicht wahr?«

»In der Tat. Ich war bereits in allen Himmelsrichtungen auf See unterwegs!«

»Erzähle mir davon!«

»Nun, einmal fuhren wir auf einer Kogge nach Osten, immer an der Küste entlang. Wir suchten nach Vineta, der versunkenen Stadt. Ich erinnere mich an heftigen Sturm, große Luftwirbel, mächtige Wellen. Und gleich darauf wieder völlige Ruhe über dem bleiernen Wasser. Das Meer kann seltsam sein. Am schönsten ist der Nachthimmel über dem Meer. Wenn man die geheimnisvollen Zeichen der Sterne betrachtet und dem Navigator zusieht, der mit dem Lot und dem Gioja, dem kostbaren Magnetstein, herauszufinden versucht, wo man sich befindet. Man beobachtet die Himmelssignale und gleitet gleichzeitig, wie von einem unsichtbaren Sog angezogen, dahin.«

»Das hört sich schön an! Erzähle weiter!«

»Einmal fuhren wir auf einer großen Nef nach Osten, ins Heilige Land. Wir begleiteten zweihundert Kinder, die sich zu einem Kreuzzug aufgemacht hatten. Es gab heftige Fallwinde. Und die Wachposten mussten besonders wachsam sein, denn es gab im Mare Nostrum wilde Piraten. Wenn ein Sturm aufkam, war der ganze Leib anschließend von einer Salzsicht bedeckt. Auch die Nef war davon überzogen, in der Morgensonne glitzerte sie wie ein Zauberschiff. Wenn man inmitten von Besatzung und Passagieren am Morgen an der Reling stand, sich der Himmel im Osten, wo das gelobte Land lag, in Pfirsichrot und Gold verwandelte und das Meer statt des öligen Graus nun ein durchsichtiges Grün annahm, war man einfach nur glücklich. Das Meer stimmte alle zufrieden und heiter.«

»Sicher nicht immer. Es gibt doch wilde Raubfische im Wasser.«

»Natürlich! Und andere Gefahren! Ich erinnere mich auch, dass eines Tages bei einer Überfahrt nahe den griechischen Inseln sich das Meer rot färbte. Blutrotes Wasser! Alle erschauerten. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, drei Männer

ruderten zur Küste. Als sie zurückkamen, schrien sie schon von weitem, es handele sich nur um eine Flussmündung, der Fluss trug blutroten Wüstensand aus dem Inneren der Inseln mit sich. Wir waren beruhigt. Aber als danach der Wind in Wirbeln kam und das Meer plötzlich erneut die Farbe wechselte, entstand große Spannung. Man rechnet auf dem Meer stets mit allem Möglichen.«

»Ich würde so gern einmal eine Schiffsreise machen – mit dir zusammen!« Madeleine schmiegte sich eng an Uthman an.

»Das werden wir! Vielleicht reisen wir in meine Heimat, und ich zeige dir alles! Eine Schiffsreise nach Syrien und Palästina ist wunderbar!«

»Ich träume schon jetzt davon!«

»Aber wenn es Stürme gibt, dann ist die Angst groß. Ich erinnere mich an schreckliche Stürme. Dann ist an Steuern, Navigieren oder Hantieren in den Brassens nicht zu denken. Man kann nur eines tun – sich irgendwo festbinden. Dann keucht das Meer am Schiffsbug, als wolle es einen verschlingen, und der Sturm seufzt in den Wanten. Unter dem Schiffskiel kann das Wasser schneeweiß werden, als ob es kocht. Es brodelt wie in einem riesigen Suppentopf. Und es kann sein, dass dann fliegende Fische das Schiff umschwirren und auf Deck klatschen. Niemand weiß, warum sie bei Sturm kommen. Stell dir vor: Die Sonne geht unter. Der riesige blutrote Ball versinkt in der Ferne. Es wird stockdunkel. Im Wasser glitzert und blinkt es wie aus unheimlichen Augen. Dann verebbt der Wind, es wird völlig still. Man starrt ins Wasser, um zu sehen, was dort vorgeht. Und wenn die Wolkendecke über den Köpfen aufreißt, dann erkennt man Sternbilder wie magische Zeichen, die aber niemand zu lesen versteht.«

Madeleine erschauerte. »Vielleicht will ich doch nicht auf See! Fester Boden hat auch etwas für sich!«

Uthman lachte. »Hier haben wir zwar festen Boden unter den Füßen. Aber ob er uns sicher trägt, das muss sich erst noch erweisen. Jetzt gehen wir erst mal in die Gaststube und frühstücken etwas.«

Zehn Bewaffnete umringten Joshua jenseits des Stadttors. Es waren wilde Gestalten in zerschlissenen, ärmlich wirkenden Kleidern, die jedoch goldene Reifen und Ketten trugen. Sie rückten Joshua so nahe, dass er ihre Ausdünstungen riechen konnte. Sie stanken grauenhaft nach Tod, Schweiß und Exkrementen.

»Wir sind auf dem Kreuzzug!«, flüsterte einer, der Joshua vom Pferd gerissen hatte. »Hier kommt keiner raus. Wir brauchen jeden für unseren Kampf gegen Satan.«

Joshua wurde allmählich panisch. Sie sind alle irre, dachte er, die unter der Erde ebenso wie diese hier! Die Endzeiterwartung lässt sie alle zu Narren werden. Joshua hatte Angst. Die Männer nahmen ihn in ihre Mitte und schleppten ihn zum Galgen. Dort fesselten sie ihn und setzten ihn wehrlos unter dem baumelnden Henkersstrick ab. Joshua nahm an, dass die Männer nun auf Piet warteten.

Joshua sah, dass sich ein Kaufmann mit mehreren Packtieren auf den Weg machte. Der Mann blickte über die Schulter zurück, während er aus der Stadt hinausritt. Joshua erinnerte sich, dass dieser Mann am Abend zuvor kurz mit ihm gesprochen hatte. Joshua hatte ihm von seinen Freunden erzählt, die auf dem Weg nach Süden waren, er wunderte sich jetzt einen Moment lang, dass es immer noch Fremde in Marck gab. Gewiss war dies der letzte Händler, der flüchtete. Hier wurden keine Geschäfte mehr getätigt.

Einer von Piets Männern kam jetzt näher heran. Er starrte Joshua aus geröteten Augen an, und als er den Mund öffnete,

blickte Joshua auf ein löchriges, verfaultes Gebiss. Der Mann deutete mit einem schmutzigen Zeigefinger auf Joshua.

»Du bist Jude, nicht wahr?«

»Ich bin auf dem Weg nach Calais«, sagte Joshua hilflos, »lasst mich gehen.«

»Sicher!«, lachte der Tänzer. »So sicher, wie wir alle Juden am Rhein ziehen ließen – nachdem wir sie gemeuchelt haben!« Er lachte wiehernd. »Wir tragen allesamt das eingebrannte Kreuz zwischen unseren Schultern. Wir sind auserwählt. Deshalb lassen wir dich auch laufen!« Jetzt lachten auch seine Kumpane.

Die Horde hatte sich nun um Joshua herum versammelt. Die Männer rückten näher wie Krüppel, die sich mit untergeschlagenen Beinen und auf Händen vorwärts bewegten.

»Wir rotten euch alle aus«, sagte ein anderer Tänzer, Joshua vermutete, dass er noch blutjung war. Er trug die gleiche kastenförmige Strofrisur wie Piet. »Wir werden über Byzanz herrschen. Dann erobern wir Babylon, die Hauptstadt der Ungläubigen, den Pfuhl der Dämonen und Geburtsort des Antichristen. Denn ehe das Tausendjährige Reich anbrechen kann, müssen alle Ungläubigen vernichtet sein.«

Joshua hütete sich, etwas zu sagen, und überlegte fieberhaft, wie er sich aus seiner misslichen Lage befreien konnte.

Da begann einer von Piets Männern zu singen: »Der Kaiser hat erobert Saragossa, von tausend Franken lässt er es durchsuchen, die Tempel und die Synagogen. Mit Eisenkeulen in der Hand und Äxten zerschmettern sie die Bilder und Idole, kein Zauber, kein Betrug bleiben da zurück.«

»Darauf kannst du einen lassen, Hieronymus!«, schrie einer seiner Kumpane. Er stieß Joshua mit dem Fuß an. »He! Bist du Jude oder ein Anhänger Mohammeds?«

»Ich bin ein Mensch wie ihr«, sagte Joshua. »Und ich möchte leben.«

»Schau mal einer an!«, sagte Hieronymus. Dann begann er erneut zu singen, brach seinen Vortrag aber ziemlich rasch wieder ab. Er zog sein Messer und schnitt Joshua damit in den Arm. »Was ist das, Leben, he? Wie viel Leben hast du in dir, Jude? Sieh doch, es läuft aus dir raus! Rotes Leben! Wie lustig!«

Joshua spürte den Schmerz. Er biss die Zähne zusammen. Sie sind wirklich irre, sagte er sich immer wieder. Und dieser Gedanke half ihm, obwohl er seine Situation nicht erleichterte. Er half ihm, weil er plötzlich Mitleid mit den Verwirrten bekam.

»Du Dämon!«, sagte einer dicht neben Joshuas Ohr. »Wir verbrennen dich. Dann hängen wir dich auf. Dann vierteilen wir dich. Dann fressen dich die Vögel.«

Ein anderer stand auf und trat Joshua mitten ins Gesicht. Dieser bemühte sich, keine Regung zu zeigen.

Sie ließen jetzt gebratenes Fleisch kreisen. Einer stopfte Joshua etwas davon in den Mund. Joshua wehrte sich eine Weile, aber sie öffneten ihm gewaltsam die Lippen.

»Ihr Juden seid ein missratenes, halsstarriges Volk«, sagte einer. »Undankbar, wenn man euch Gutes tun will. Man liebt alle Menschen, aber ihr habt die ungeheuerliche Erbsünde der Kreuzigung auf dem Gewissen. Wir radieren euch aus, mit euren Ziegenbärten und Hörnern. Warum trägst du keinen gehörnten Judenhut? Warum windest du dich nicht mit Schweinen, Kröten, Würmern und Skorpionen?«

»Genau! Warum ist er nicht in seiner Synagoge, wo er Katzen mit geschlitzten Augen anbetet und schwarze Magie betreibt? Ihr ernährt euch doch von Aas, ihr fresset doch auch aus dem Mutterleib gerissene Embryos! – Also friss auch das!«

Wieder stopfte man Joshua Fleisch in den Mund. Es roch nach Schwein. Joshua erbrach es. Sie schlugen auf ihn ein, so heftig, dass Joshua von der Wucht zur Seite fiel. Eine

Hitzewelle durchfuhr ihn. Jetzt gab er sich auf. Es hatte keinen Zweck, an irgendetwas zu denken. Es gab nichts, was ihn tröstete.

»Hängt ihn auf!«, sagte der, den sie Hieronymus genannt hatten.

Joshua hörte aus der Ferne etwas wie Gesang. Es war ein Gesang ohne Melodie, eher ein winselnder Laut, wie ein Lachen. Oder war es ein Weinen? Kam der Laut vielleicht von ihm selbst? Joshua konnte es nicht entscheiden. Er hörte auf zu denken.

Sie packten ihn.

Ende September 1318. Die Heiligen Tänzer

Henri fühlte sich nicht dazu bereit, seine Gefährten zum Weiterreiten aufzufordern. Eine innere Stimme sagte ihm, dass sie noch verweilen sollten. Zumindest für ein paar Tage, bis er sich wieder beruhigt hatte.

Er hätte nicht sagen können, warum er so unruhig war. Auch die Zeichen am Himmel waren nicht schuld daran, dass er sich unfähig fühlte, eine Entscheidung zu treffen. Henri hatte vorgeschlagen, nicht mehr über den Kometen zu sprechen.

Wenn es überhaupt ein Zeichen gab, dann trug er es in sich. Seine Erfahrung riet ihm, in einer solchen Situation alle Sinne anzuspinnen, denn er spürte, dass bald etwas geschehen würde.

So blieben die Gefährten, wo sie waren. Sie fragten Henri nicht nach dem Grund für die Reiseverzögerung. Sie versuchten, sich die Tage so angenehm wie möglich zu gestalten. Madeleine und Uthman ritten in die schöne Umgebung des Städtchens und badeten im noch warmen Wasser eines Sees. Sean hatte sich unterwegs einen Bogen geschnitzt und wässerte ihn nun ausgiebig. Dann spannte er eine kräftige Sehne über beide Enden und schnitt sich Pfeile zu. Henri half ihm dabei. Wenn Henri nicht mit Sean zusammen war, ging er in die umliegenden Wälder hinaus.

Das hatte er schon lange nicht mehr getan. Zuletzt am Lac du Temple bei Troyes, als er den Auftrag bekommen hatte, das Grabtuch Christi zu identifizieren. Wenn Henri in Muße umhergehen konnte, fiel seine Anspannung schnell von ihm

ab, er fühlte sich dann wie jeder normale Mensch, ohne eine verantwortungsvolle Aufgabe, wie sie ihm das Schicksal gestellt hatte.

Später trafen sich alle zum Abendmahl im Gasthaus. Das Essen war hervorragend, und allmählich wurden sie alle um den Bauch herum etwas rundlicher, mit Ausnahme von Sean, der noch zu jung dafür war.

So blieben sie drei volle Tage untätig. Am vierten Tag erwachte Henri in aller Frühe und wusste sofort, dass der entscheidende Tag angebrochen war.

Er stand auf, zog sich an und wartete auf das, was geschehen würde.

Joshua blickte aus der Höhe hinab. Nur langsam kam er wieder zu sich. Er sah um sich herum die Zerstörung. Aber alles war weit entfernt. Ganz nah war lediglich die Dorfkirche, um deren Turmspitze schwarze Vögel kreisten. Und ganz oben am Himmel zog ein Schwarm Kraniche, aus Norden kommend, über ihn hinweg. Die Vögel waren frei, sie zogen nach Süden, dorthin, wo es auch im Winter noch warm war.

Joshua kam der Ort größer vor, als er ihn in Erinnerung gehabt hatte, aber so weit hatte er auch noch nicht blicken können. Er sah die Mauern des Orts, sie waren teilweise eingestürzt, an manchen Stellen mit Gräsern und Moos bewachsen, an einer Stelle wuchs sogar eine junge Birke aus der Mauerkrone. Er sah eingestürzte Häuser, aus einem stiegen dünne Rauchsäulen auf. Er sah dunkle Bündel in den Straßen, mehr, als er befürchtet hatte, vor allem auf den Plätzen, es schienen mit jedem Tag mehr zu werden, immer mehr Tote.

Was ihn am meisten beunruhigte, war die ständige Gegenwart der Heiligen Tänzer. Sie waren überall. Er sah sie von oben herab, wie sie gedrungen hin und her gingen, mit

schweren Schritten, wie es schien, aber das täuschte wohl. Sie warfen je nach Sonnenstand längere oder kürzere Schatten, manchmal kroch ihr Schatten auch in sie hinein und verschwand. Dann waren auch die Gestalten am Boden nur schmale Striche, die sich kraftlos zwischen den Häusern bewegten. ›Kraftlos‹ schien Joshua in diesem Moment zwar nicht der passende Ausdruck zu sein, aber er bemühte sich nicht um einen anderen. Es kam nicht auf Worte an.

Es gab ohnehin der Worte genug. Piet van Utrecht predigte auf den Überresten der Mauern und auf den Podesten, die überall errichtet worden waren. Aber sein Lieblingsplatz war der Galgen.

Piet überbot sich in Anschuldigungen gegen seinen Gefangenen, er dachte sich immer neue aus. Aber eine Anklage blieb immer gleich: Joshua war der Christusmörder. Er hatte mitgeholfen, den Messias zu töten. Und das war es, was die Menge hören wollte. Sie verhöhnten darauf den Gefangenen. Sie warfen mit Unrat und Steinen nach ihm, doch zum Glück trafen nur wenige.

Joshua musste den ganzen Tag darüber nachdenken, wie man solche Torturen nur ertragen konnte. Wie war das möglich, wenn es keinen Ausweg und keinen Trost gab? Wenn die Qual der einzige Zustand war, den man zu durchleben hatte. Wenn das Leid an die Stelle des Lebens getreten war.

Joshua wusste keine Antwort.

Juden hatten immer eine genaue Vorstellung gehabt von Anbeginn und Ziel, von Anfang und Ende, das ließ sie alles ertragen. Sie hatten ihr Leben und das Leben ihrer Gemeinschaft immer als Heilsgeschichte erlebt. Juden erlebten Gott als gegenwärtig, als Handelnden, der ihrer gedachte und sich um sie sorgte. Jeder Jude rechnete mit neuen, unerwarteten und unerhörten Gottestaten in der Zukunft. Gott

hatte mit seinem Volk noch etwas vor. Das war die tröstende Hoffnung der Juden.

Vergangenes war nie ganz verschwunden, die Zukunft nicht in weiter Ferne, sondern alles war in der Gegenwart wirksam. Die Heilsgeschichte bot ein Ziel – für jeden Einzelnen. In der Vorstellung gab es immer eine Rettung. Sonst wäre das Leben unerträglich.

Aber für ihn gab es keinen Ausweg.

Joshua konnte sein Leben nicht verlängern und auch nicht verkürzen, er konnte sich nicht einmal selbst von der Qual des Lebens erlösen.

Joshua schloss die Augen, um die unerträglichen Bilder nicht mehr sehen zu müssen. Aber das harte Holz der Gitterstäbe brachte ihn schnell wieder in die Wirklichkeit zurück.

Der Käfig, in dem er saß, war roh zusammengezimmert. Er pendelte hin und her. Jetzt schlug die Glocke des Kirchturms genau neben ihm. Unten hatte sich eine Menschenmenge gebildet, die die Hälse reckte. Joshua sah die hellen Flecken der Gesichter, die sich ihm zugewandt hatten.

Es gab keinen Ausweg. Das Leiden wurde immer nur verlängert. Man zögerte es hinaus.

In einer Woche würde es ein großes Fest geben, dann verbrannte man ihn und andere Ketzer, das hatte Piet angekündigt. Frauen und Kinder würden vor Freude dabei tanzen. Es würde viel getrunken werden. Die Ernte dieses Herbstes würde dann eingeholt sein.

Ein Mann näherte sich zielstrebig. Henri blickte erstaunt zu ihm auf, er hatte ihn nicht kommen sehen. Ob es ein Kaufmann war? Außer seinem Pferd zog er noch zwei Lasttiere hinter sich her. Offensichtlich suchte er eine Unterkunft. Aber so früh am Morgen?

Er schien die Nacht durch geritten zu sein, denn sowohl er als auch seine Pferde waren staubbedeckt. Und der Händler sah grau und müde aus.

»Finde ich hier eine Unterkunft?«, fragte der Mann mit der eigentümlich singenden Stimme.

Henri nickte. Er zeigte auf den Eingang des Gasthauses. »Der Wirt ist gerade in der Küche. Fragt ihn.«

»Gibt es in diesem Ort Sektierer?«, fragte der Ankömmling.

Henri überraschte diese Frage. Er war entsprechend auf der Hut. »Was meint Ihr damit?«, fragte er den Ankömmling.

»Nun – Ordensbrüder, Geißler, Flagellanten. Oder Tempelritter.«

Jetzt war Henri gewarnt. »Tempelritter? Woran erkennt man die denn?«

»An ihrer Habachthaltung«, sagte der Kaufmann. »Sie sind gewissermaßen immer auf dem Kreuzzug.«

Henri sah das Glitzern in seinen Augen.

»Dann gibt es hier viele Tempel, guter Mann. In diesen Zeiten sind alle Menschen angespannt. Alle schauen erwartungsvoll zum Himmel auf. Habt Ihr noch nichts von dem Kometen gehört, dessen Botschaft alle verstehen wollen? Man bereitet sich auf ein großes Unglück vor.«

»Unterwegs sah ich tatsächlich einen Kometen. Für mich hatte er allerdings keine Botschaft.«

»Woher kommt Ihr?«

»Aus einem Dorf im Norden.«

»Und Ihr zieht nach Süden, um Geschäfte zu machen?«

»Ich handle mit Salz und Gewürzen. Und mit Abwehrzauber.«

»Nun, das braucht hier wohl niemand. Zieht weiter nach Aquitanien, dort sind die Menschen abergläubischer.«

»Es sind also keine Tempelritter im Ort? Seid Ihr sicher?«

Henri wurde ungehalten. »Sucht sie, wenn Ihr sie unbedingt treffen wollt. Aber Vorsicht! Es ist ein verbotener Orden.«

»Es war ein Orden, der große Geheimnisse kennt.«

»So? Dann wisst Ihr mehr als ich. Ich habe das Gefühl, Ihr wollt auf etwas anderes hinaus als das, wonach Ihr fragt.«

»Ein Mann in Habachtstellung, interessant«, sagte der Neuankömmling. »Habt Ihr Gefährten?«

»Geht es Euch etwas an?«

»Nein.«

»Ich habe Gefährten.«

»Es ist gut, wenn man nicht allein unterwegs sein muss«, sagte der Händler und lächelte. Dann ging er an Henri vorbei und band seine Pferde vor dem Gasthaus fest.

Henri beobachtete ihn. Er spürte, dass dieser Mann etwas ganz Bestimmtes von ihm wollte. Und er war auf der Hut.

»Satan ist ein Jude!«, rief Piet. »Er ist der Vater aller Juden.«

Piet von Utrecht stand an seinem Lieblingsplatz unter dem Galgen, über ihm baumelte in luftiger Höhe der Holzkäfig mit seinem Gefangenen. »Ihre Macht ist größer denn je, ihre Zauberei wird immer bössartiger, und ihre Untaten spotten jeder Beschreibung!«, schrie er. »Die Endzeit ist nahe! Sie üben sich als Streiter für den Antichristen auf geheimen Turnieren im Gebrauch von Dolchen. Wo sind denn die zehn verlorenen Stämme Israels? Sie verstecken sich. Sie bereiten sich vor. Am letzten Tag schlüpfen sie hervor und vergiften alles, und niemand entkommt ihnen!«

Die Jünger des Propheten hatten alle Einwohner Marcks zusammengetrieben. Jetzt standen sie vor dem Galgen. Ob jemand mit dem Gefangenen Mitleid hatte, war nicht zu erkennen. Ein Kind deutete mit dem Zeigefinger nach oben und begann zu weinen.

Zwei Heilige Tänzer begannen, sich zu einer eingebildeten Musik zu bewegen. Einer von ihnen trug eine gehörnte Mütze, wie die Juden sie neuerdings tragen mussten. Er zog sich mit den Fingern die Augenlider in die Höhe, um sich ein dämonisches Aussehen zu verleihen. Er tanzte mit gekrümmtem Rücken herum. Er machte mit den Fingern Zählbewegungen. Der andere deutete auf ihn. Dann begann er, auf ihn einzuschlagen. Als sein Kumpan am Boden lag, trat er mit den Füßen nach ihm.

»Sie wollen für den Antichristen die Welt erobern!«, schrie Piet währenddessen, »mit ihrem Schachern, mit ihren Listen, aber am Vorabend des Millenniums und der Wiederkehr Christi, und kurz davor stehen wir, meine Brüder und Schwestern, werden der Antichrist und alle Juden von uns Christen besiegt!«

Die Menge jubelte verhalten.

»Jubelt lauter!«, schrie Piet.

Und die Menge jubelte lauter, die Leute waren wie von Sinnen.

»Wir werden unseren Juden taufen, wie es in Marck Sitte ist!«, rief Piet van Utrecht. »Wir geben ihm die Möglichkeit, abzulassen von seinem Treiben. Tun wir es nicht, dann kommt der Messias nicht auf die Erde. Und kommt er nicht auf die Erde, dann wird das Volk binnen fünf Jahren dem Hungertod erliegen, und die Könige erschlagen sich gegenseitig mit dem Schwert, und die Erde öffnet sich, und alle Städte versinken darin, und ein Feuerregen wird alle Kirchen unter sich begraben. Ihr werdet fragen: Warum sollen die Kirchen nicht untergehen, sind sie nicht allesamt Huren von Babylon? Sind sie nicht wie Weiber, trunken vom Blut der wahrhaft Heiligen? Das mag stimmen, meine Tänzer. Denn sind nicht die Kirchenfürsten in Wahrheit Höflinge, politische

Ränkeschmiede und habgierige Händler im geistlichen Gewand?«

»Das sind sie!«, rief jemand aus der Menge. »Das kann man überall beobachten!«

»Verwandeln nicht Äbte und Bischöfe ihre Gotteshäuser in luxuriöse Herrensitze? Tanzen sie nicht auf uns herum, führen sie nicht ein ausschweifendes Leben? Sie kümmern sich nicht um uns, das ist wahr. Der gemeine Mann macht alles und liefert alles und kann trotzdem nicht leben, ohne von den Geistlichen immerfort geplagt und ins Verderben getrieben zu werden.«

»Die Kirchenfürsten sind Wölfe!«, schrie eine der jungen Frauen.

»Alle müssen brennen!«, rief Piet. »Wir sind es, die sie verbrennen. Denn wir stehen auf der anderen Seite. Auf uns zählt Christus. Aber dieser dort oben, der nicht auf unserer Seite steht, bleibt noch sechs Tage am Leben. Dann erst ist er reif, seinen Tod auch wirklich zu wollen. Bis dahin werden wir ihn noch ein wenig füttern. Steck einmal deinen Finger durch die Gitterstäbe, Jude, damit wir sehen können, ob du noch bei Kräften bist!«

»Fahr zur Hölle, Piet!«, sagte Joshua. Seine Stimme war schwach. Aber dennoch hörten alle seine Worte.

Für einen Moment war die Menge ruhig. Mit solchen Worten war Piet hier noch niemand gegenübergetreten. Alles starrte entsetzt auf den Propheten. Was würde er tun?

Piet stand einen Augenblick erstarrt da. Dann ging er zu dem Seil hinüber, das mit dem Holzkäfig verbunden war. Er löste den Knoten und ließ den Käfig langsam, Stück für Stück, herunter.

Als er unten aufprallte, zog Piet seinen Dolch. Unter dem Gejohle der Gaffer begann er, auf Joshua einzustechen. Dieser konnte nur unbeholfene Abwehrbewegungen ausführen, der

Dolch des Propheten traf ihn überall. Zahlreiche blutende Wunden bedeckten seinen Körper.

Als Piet nach einer Weile genug hatte, ließ er den Käfig wieder hinaufziehen. Dann setzte er seine Predigt fort.

Ich werde es tun, dachte der Kaufmann. Ich bin es mir selbst schuldig. Und auch dem anderen. Als er mir half, tat er es aus freien Stücken und ohne Rücksicht auf sich selbst. In diesen Zeiten, in denen jeder nur an sich selbst denkt, muss ich ein Zeichen setzen. Ich muss zeigen, dass Nächstenliebe kein leeres Wort ist. Wenn schon die Herren nichts mehr davon wissen wollen, weil sie nur noch ihr Geld zählen, ich selbst glaube an solche Tugenden.

Ich vergesse Hilfe, die mir zuteil wurde, niemals.

Der Kaufmann aus Brügge hieß Jan van der Weiden, und er hatte noch die Bilder vor Augen. Der Jude hatte ihm eines Tages geraten, das Richtige zu tun. Angespornt hatten ihn die Kraft seines Verstandes, seine Belesenheit, seine Kenntnis des Talmuds und nicht zuletzt seine Menschenliebe, die Jan überzeugt hatte. Nur durch ihn hatte Jan seine Verzweiflung über den frühen Tod seiner jungen Frau überwinden können und seinen Lebensmut wieder gefunden.

Das hatte er ihm niemals vergessen.

Und als er ihn jetzt wieder gesehen hatte, hilflos den Rasenden preisgegeben, in der Gewalt halb Wahnsinniger, da hatte er sich erinnert. Kurz, hastig und in aller Heimlichkeit hatte er mit Joshua gesprochen und erfahren, dass er Freunde hatte, mit denen er lange Zeit herumgereist war und die sich nun auf dem Weg nach Süden befanden.

Der arme Mann, dachte Jan jetzt, sicher war er mittlerweile tot. Die Heiligen Tänzer kannten kein Erbarmen, das wusste er aus eigener Anschauung.

Jan dachte nach. Hatte es dann überhaupt noch einen Sinn, diesen ehemaligen Tempelritter zu informieren? Vielleicht war es besser, den Juden zu vergessen. Selbst wenn er jetzt noch lebte, er war ein Christusmörder unter vielen, dem nun das Unausweichliche widerfuhr. Außerdem hatte er seinen Tod ja längst akzeptiert. Wozu sich jetzt also noch für ihn einsetzen? Sie mussten alle sterben.

Jan lud das Gepäck von seinen Lasttieren. Er packte seine Sachen zusammen und trug sie in seine Zimmer. Er hatte das ganze Untergeschoss bezahlt. Die Betten waren weich, die Strohsäcke aufgeschüttet, die Tücher gereinigt. Es gab kein Ungeziefer.

Hier würde er eine Nacht ruhig schlafen. Und am nächsten Morgen würde er weiterreiten. Was zählte, waren seine Geschäfte. Skrupel, welcher Art auch immer, waren da bloß hinderlich.

Doch bald stiegen erneut Zweifel in ihm auf. Musste man nicht mit sich selbst im Reinen sein? War man das nicht den Seinen gegenüber schuldig? Dass man das Richtige tat, um in der Nacht gut schlafen zu können?

Verlangten das nicht die Frauen von einem? Und die Kinder?

Jan fluchte leise in sich hinein. Diese christlichen Skrupel! Dieses schlechte Gewissen! Sollten andere sich damit plagen. Er wollte nur seine Ruhe haben!

Noch einen kurzen Moment lang rang Jan mit sich, dann beschloss er, dem Tempelritter nichts zu sagen.

Langsam spürte Joshua, wie das Leben aus ihm entwich. Es ging sehr langsam vor sich. Ganz so, als sickerte mit dem austretenden Blut auch all seine Lebensenergie aus seinem Körper.

Joshua kannte solche Qualen, und er wusste, wie so etwas ablief. Ob er verhungerte oder verdurstete, bevor man ihn endlich auf dem Scheiterhaufen verbrannte, das war einerlei. Er würde sterben. Und er fragte sich, ob er dafür schon bereit war.

Joshua schickte Stoßgebete zum Himmel. Das verbot ihm zwar der Ritus, denn er konnte sich den Gebetsschal nicht umlegen, um sich vorzubereiten. Er hatte auch keine Gebetsriemen anlegen können. Er hatte keine Lederschachteln für die Stirn und für das Herz, mit denen er die Worte der Thora auf seinen Leib binden konnte. Joshua sprach das Morgengebet *Schacharit* und das Abendgebet *Maariv*. Nichts veränderte sich außer dem Licht draußen.

Man verhöhnte ihn und ließ ihn leiden.

Joshua legte das Gesicht an die Gitterstäbe seines Käfigs. Sein Durst war unerträglich, und der Hunger quälte ihn fürchterlich. In seiner Verzweiflung begann er, sich vorzusagen, was Juden verzehren durften: Es ist Fleisch von Tieren, die wiederkäuen und gespaltene Hufe haben. Verboten ist Fleisch von Pferden, Eseln, Kamelen und Schweinen. Von den Vögeln dürfen wir Juden Wildtauben, Hühner, Enten und Gänse essen. Verboten sind hingegen Adler, Geier, Falken, Schwäne, Störche, Eulen, Pelikane und Fledermäuse.

Joshua lachte matt, als ihm dies durch den Kopf ging. Nicht einmal jetzt, in meiner größten Not, würde ich solche Tiere essen, dachte er. Aber Fische würde ich sogar roh verzehren. Joshuas Zunge war dick und pelzig, sein Mund und Rachen ausgetrocknet, er konnte kaum noch schlucken.

Irgendwann begann er zu weinen. Doch es gelang ihm noch einmal, sich zusammenzureißen. Er wollte sein Leben in Würde beenden.

Wo ist Sarah?, dachte Joshua. Sie hat mir geholfen. Aber wozu? Hatte sie gewusst, dass sie ihn ins Verderben führte?

War ihre vermeintliche Rettung bloß ein abgekartetes Spiel gewesen?

Joshua wollte es sich nicht vorstellen. Aber er musste den Tatsachen ins Auge sehen. Sarah half ihm jetzt nicht.

Ergeben und schwach dachte Joshua an die Gefährten. Wo mochten sie sein? Ob es ihnen gut ging? Joshua war betrübt, wenn er daran dachte, dass ihr Leben so auseinander gerissen wurde. Er würde Henri und die anderen nie wieder sehen! Ein unerträglicher Gedanke!

Sarah hatte einen Plan für Joshuas Befreiung. Aber sie konnte ihn nicht allein durchführen. Sie brauchte Hilfe. Und die konnte sie nur von Piets Feinden bekommen, von den Ärzten im Reich der unterirdischen Wasser.

Sie wartete, bis es stockdunkel geworden war. Es war eine schon recht kühle Nacht für Ende September, der Mond war nicht zu sehen. Sie blickte hinüber zur Kirche und zum Galgen, sie nahm den Käfig wahr, der in Höhe des Kirchturms hing. Sie schaute schnell wieder weg, um das Elend des Gefangenen nicht mit ansehen zu müssen.

Sarah war bewusst, dass ihr Vorhaben nicht ungefährlich war. Sie kannte sich in den Behandlungsräumen in den Schächten aus, das war von Vorteil. Aber es war unerhört, dass sie den Juden retten wollte. Es galt als ungeschriebenes Gesetz, dass niemand, der einmal im Reich der Wasser gewesen war, ins normale Leben zurückkehren durfte. Sie selbst war die einzige Ausnahme, denn sie hielt Verbindung zu Piet van Utrecht. Wenn es etwas zu verhandeln gab, dann wurde sie damit beauftragt. Gewöhnlich sprachen die verfeindeten Parteien nicht miteinander, jeder Kontakt lief über sie.

Sarah kannte alles. Den Eingang, den Innenhof mit den Zellen, die Gänge und merkwürdigen Räume.

Hineinzukommen war überhaupt kein Problem, denn seltsamerweise hatten sie in dieser Nacht die Eingangspforte nicht abgeschlossen. Das machte Sarah für einen Moment stutzig.

Sie folgte dem Lichtschein, der aus dem Inneren heraufdrang. Langsam schlich sie vorwärts, Stufe um Stufe, das flackernde Licht wurde heller. Dann fiel unten eine Tür zu, und es war plötzlich dunkel.

Völlige Finsternis umgab die junge Frau. Eine innere Stimme riet ihr, umzukehren, die Flucht zu ergreifen. Was ging sie der Jude an? Aber sie beruhigte sich wieder. Sie besann sich und zwang sich, weiterzumachen.

Er ist mein Glaubensbruder, dachte sie. Ich bin es ihm schuldig.

Die Finsternis lag wie ein schwarzes Tuch auf Sarah. Sie versuchte, sich zu orientieren. Langsam, Schritt für Schritt, tastete sie sich in der Dunkelheit voran. Sie versuchte, sich zu erinnern, wie viele Treppenstufen es hier unten gab. Hin und wieder blieb sie stehen und lauschte. Nichts. Kein Geräusch. Einmal glaubte sie, einen Windhauch zu spüren, etwas streifte ihr Gesicht, zog an ihr vorbei. Dann wieder Dunkelheit und Stille.

Plötzlich hörte sie etwas. Sie blieb stehen. Vereinzelte Geräusche drangen an ihr Ohr. Ein Seufzen, ein Ausatmen, ein Wispern. Spielten ihre überreizten Nerven ihr einen Streich? Nein, die Geräusche kamen näher – obwohl Sarah nun keinen Schritt mehr machte.

Sarah sprach sich selbst Mut zu. Sie musste das durchstehen. Jemand brauchte draußen Hilfe! Und sie selbst brauchte Unterstützung, um diese Hilfe leisten zu können.

Aber wo waren all die Menschen, die sie tagsüber hier gesehen hatte? Befanden sie sich in den Behandlungssälen, Ruhezellen, Gängen, alchemistischen Laboratorien? Kamen sie

näher? Waren sie etwa schon bei ihr und würden sie im nächsten Moment bedrohen? Oder war ihr Eindringen tatsächlich unbemerkt geblieben?

Im nächsten Augenblick vernahm sie links von sich einen Lichtschein, etwas polterte, und als sie ein paar Schritte vorwärts ging, stand sie vor einem Torbogen und erblickte eine bizarre Szene.

Jemand hatte lange, rote Kerzen angezündet. Sie warfen einen Lichtkreis in die Mitte eines in den Ecken dunklen, mit Gerätschaften voll gestellten Raums. Sarah kannte den Raum, aber er war bisher immer leer gewesen.

Auf einem Stuhl saß, von Kerzen umgeben, eine junge, sehr schöne Frau, die Sarah nicht kannte, vor ihr ein Arzt, den Sarah von hinten sah. Mit seinen Knien umklammerte er die der Frau, die, auch wenn auf ihren Wangen rote Flecken lagen, auffallend blass aussah. Jetzt glitten die Hände des Mannes über den Leib der Frau. Die Nähe der beiden Körper zueinander, die Gesichter, die sich fast berührten, und der schwere Atem beider, ließen auf ein Liebespaar schließen, aber da war etwas, das nicht in dieses Bild passte. Im ersten Moment wusste Sarah nicht, was es war.

Das Paar verharrte in geringem Abstand voneinander, ohne sich noch weiter zu nähern. Wie Puppen saßen sie erstarrt da, ganz nah, und doch in der Trennung verharrend. Das Gesicht der Frau rötete sich stärker, ihr Atem ging schwerer, ihr Blick wurde leidenschaftlich. »Messias, komm!«, stöhnte sie leise. Jetzt senkte sie den Kopf, bedeckte mit der Hand Stirn und Augen, etwas wie ein Krampf durchzuckte sie, ihr Leib bebte. Dieser krampfartige Zustand – Sarah hatte ihn bei einigen Personen schon öfter beobachtet – währte so lange, bis den Geschüttelten eine Art Sinnesschlaf in sich zusammensacken ließ. Als dies geschehen war, stand der Mann auf und ging hinaus. Sarah erhaschte dabei einen kurzen Blick auf sein

Gesicht. Der Mann kam ihr bekannt vor, sie glaubte, ihn schon einmal irgendwo gesehen zu haben, konnte sich in diesem Moment jedoch nicht darauf besinnen, wo dies gewesen sein mochte.

Sarah merkte, dass ihr Schweiß auf der Stirn stand. Die Szene war ihr so unwirklich erschienen. Wie schon so oft in Marcks Unterwelt, fühlte Sarah sich wieder einmal an ein Mysterienspiel erinnert, das ein unsichtbarer Meister eigens für sie inszenierte.

Sarah tastete sich weiter vorwärts. Sie wusste, wohin sie wollte. Sie musste ins Labor, in das Zentrum der Anlage. Dort würde sie Piets größten Feind finden.

Sarah sorgte sich nicht mehr darum, lautlos voranzukommen. Es war gleichgültig, ob jemand ihr Eindringen entdeckte. Sie vermutete sogar, dass man von ihrem Kommen bereits unterrichtet war. Die, die hier unten lebten, wussten alles. Also würden sie auch wissen, dass Sarah kam, weil sie ihre Hilfe benötigte.

Während sie weiterging, fühlte sie sich plötzlich ganz leicht. Sie dachte an ihre Mutter. Stirb nicht, dachte sie, ich weiß, es wird alles gut werden. Dann kam ihr Joshua in den Sinn. Ich werde dich retten, dachte sie, ich bin die Einzige, die es kann! Sarah fühlte, dass sie nicht nur ins Innere dieses fremden, nicht für sie geschaffenen Orts eindrang, sie hatte zudem die jähe Gewissheit, sich selbst hier unten besser zu verstehen. Es war ihre Bestimmung, Joshuas Retter zu sein! Das wusste sie jetzt genau.

Sarah näherte sich dem Zentrum dieser Unterwelt, und gleichzeitig näherte sie sich dem Grund ihrer Seele. Das lag wohl am Fluidum des Wassers. Unten angekommen, würde sie erfahren, welcher Aufgabe sie ihr Leben widmen sollte. Sie wunderte sich, dass sie, die sie sich nie lange in geschlossenen Räumen aufhalten konnte und oft von beengenden Kammern

und Kerkern träumte, keine Angst verspürte, immer tiefer in dieses Gewölbe einzudringen.

Die anderen erwarteten sie schon dort. Sie kannte inzwischen alle hier. Jemand sagte:

»Willkommen im Herzen dieser bemerkenswerten Stadt, meine Jüdin. Was willst du von uns, Sarah? Du hast den Juden befreit. Du hast die Gesetze gebrochen. Und jetzt kommst du zurück?«

»Ich brauche eure Hilfe!«, flehte Sarah. »Der Jude ist in Lebensgefahr. Ich kann ihm nicht beistehen, und ihr wisst, dass es in Marck auch keinen anderen gibt, der ihm helfen würde. Dort stehen alle unter Piets Einfluss. Ihr seid meine einzige Hoffnung. Bitte helft ihm, befreit ihn noch in dieser Nacht!«

»Wenn wir das täten«, sagte ein Medicus, »müssten wir ihn anschließend mit hierher nehmen. Denn er kennt unsere Geheimnisse. Wir können ihn nicht laufen lassen.«

»Wenn es nicht anders möglich ist, dann nehmt ihn mit Euch! Aber rettet ihn, bitte, es eilt!«

Einer der Ärzte begann, einige Teile irgendeiner Sammlung zu präsentieren. Sarah wurde immer unruhiger. Begriffen sie nicht, dass jeder Augenblick zählte?

Gerade wollte sie noch einmal auf sich aufmerksam machen, da fiel ihr das merkwürdige Aussehen des Medicus auf. Er war nur an seinem schrumpeligen Gesicht mit der spitzen Nase zu erkennen. Seine Kleidung war sonderbar, was er trug, hatte Sarah hier noch nie gesehen, einen kastanienbraunen Überrock mit Jabot und Manschetten, dazu ein Beinkleid aus schwarzem Leinen. An den Füßen trug er graue, hochhackige Schuhe. Jetzt sah Sarah, dass neben ihm mehrere große Koffer standen, aus denen er etwas hervorholte. Sie erkannte goldbestickte Westen, weiße und violette Seidenstrümpfe, rote Hackenschuhe, brillantbestückte Schnallen, mit rosafarbener Seide gefütterte Kostüme und Masken, Masken...

Sie sagte: »Helft mir! Ich bitte Euch.«

Alle lachten. Einer gab ein Zeichen, und ein paar der Männer nötigten Sarah, Platz zu nehmen. Als der Medicus sie kurz an der Schulter berührte, bekam sie einen heftigen Schlag und sackte auf dem Stuhl zusammen.

»Keine Angst«, sagte der Mann, »das ist normal. Es ist das Lebensfeuer.«

»Was geschieht hier mit mir?«, fragte sie, obwohl sie es bereits ahnte. »Wollt ihr mir nicht helfen?«

»Nein«, sagte einer der Assistenten.

Der Medicus stand schweigend hinter ihr, berührte sie aber nicht mehr. Sarah sah die anderen der Reihe nach ängstlich an. Sie halfen nicht, im Gegenteil, sie machten ihr sogar noch mehr Angst.

»Können wir anfangen?«, wollte der Arzt wissen.

»Hört auf!«, schrie Sarah, die plötzlich vermutete, dass der Arzt ihre Gedanken lesen konnte. »Ich kenne Eure Macht! Eure Heilkraft ist unermesslich! Aber ich bin nicht die richtige Kranke dafür! Ich bin untauglich! Ich will zurück, zurück! Und ich bitte Euch ein letztes Mal, mir beizustehen, um ein schreckliches Unglück zu verhindern!«

Der Arzt trat vor und ging im Raum umher. In ihrer Panik konnte Sarah den Blick nicht von ihm abwenden. Der Arzt winkte Sarah von einem Tisch aus zu, auf dem ein Stoß Bücher und etliche Schriftstücke lagen. Sie erhob sich mit schweren Gliedern. Der Arzt ließ sich einen Stift geben und hielt ihr ein unbeschriebenes Blatt entgegen.

»Unterschreibe das, Sarah«, sagte der Arzt. »Ganz unten.«

Sarah tat es, was schadete dieses lächerliche Ritual schon, und er nahm das Blatt, faltete es zweimal und steckte es in seine Kitteltasche. Dann verließ er den Raum, und von fern hörte Sarah Stimmen und Gelächter. Draußen auf dem Gang gingen mehrere Menschen wie in einer Prozession vorbei. Es

schien einer darunter zu sein, der zitronengelbe Haare hatte, wie Piet van Utrecht. Konnte das sein?

»Vielleicht können wir dich doch noch retten«, sagte einer der Assistenten unvermittelt.

»Nicht ich will gerettet werden! Den Juden müsst Ihr retten, Ihr müsst ihn aus dem Käfig befreien!«

Sie forderten die junge Frau auf, ihnen zu folgen. Sarah tat wie ihr geheißen und gelangte schließlich in einen riesigen Raum voller Gestelle und Tische, die Mauern waren mit Inschriften übersät. Neben der Tür stand eine der neuen Enthauptungsmaschinen. Von der Decke herab hingen Tierskelette. Kandelaber mit Kerzen erleuchteten den Raum. »Solche Stücke muss erst mal einer besitzen«, sagte der Sammler stolz. Sarah fühlte sich wie in einem ihrer Angstträume. Sie war willenlos.

Im Hintergrund saßen einige geduckte Gestalten bei einem Mahl. Sarah und die Neuankömmlinge setzten sich zu ihnen. Sarah kannte die Anwesenden nicht, sie hatte diese Leute hier unten noch nie gesehen. Alle aßen schweigend, doch Sarah brachte keinen Bissen hinunter, sie musste unentwegt an den leidenden Joshua denken, sie befeuchtete nur den Gaumen mit einem Schluck Wein, der unerwartet süß und schwer war.

Nach der stummen Mahlzeit richtete einer der Ärzte das Wort an Sarah.

»Wir wären eventuell bereit, dich zu unterrichten, Sarah. Das heißt, wenn wir deinen Juden befreien, müsstet ihr beide für uns arbeiten. Bevor wir uns jedoch entschließen, müssen wir die Gewissheit haben, dass du die wesentlichen Bedingungen erfüllst. Wir sind ja nicht zufällig hier, um unsere Laboratorien für das magnetische Lebensfeuer einzurichten, das Fluidum zu bannen und auferstehen zu lassen. Hier war schon immer unsere Schule, die Sekte. Hier sind die Anweisungen.«

Er reichte Sarah das Papier mit ihrer Unterschrift, es war nun beschrieben. Sarah konnte die einzelnen Sätze mühelos entziffern. Dort stand: *Am Tag vor meinem Tod habe ich ersucht, unterwiesen zu werden, und mich der Einschreibungsordnung unterzogen. Ich bin bereit für die Initiation, und sie wird hier am Ort stattfinden. Ich bleibe hier und warte geduldig, bis die Zeichen mir etwas bedeuten.*

Sarah warf das Papier auf den Tisch. »Das habe ich nicht geschrieben und nicht gewollt!«

»Deine Unterschrift steht darunter, Jüdin«, keifte der Sammler. »Und die andere Seite hat den Kontrakt ebenfalls bestätigt.«

»Schau doch richtig hin«, riet ihr ruhig ein Medicus.

Sarah nahm das Papier noch einmal in die Hand. Und nun sah sie, dass sich neben ihrer eigenen Signatur eine zweite befand. Es war eine Art Siegel, das ein seltsames, gekrümmtes Tier darstellte, auf dessen Rücken ein Baumstamm herauswuchs. Darüber flammte ein Sternenhimmel.

Schlagartig wurde Sarah klar, mit wem sie es zu tun hatte. Das waren keine Ärzte, hier ging es um Teufelswerk! Mein Gott, das war eine Sekte von Irrgläubigen, die irgendeinem magischen Werk huldigten! Eine verwirrte Heilssekte mehr, vielleicht Alchimisten, wenn auch mit einem anderen Idol und anderen Riten als die Heiligen Tänzer! Das Fluidum und das Lebensfeuer waren wahrscheinlich nur Teil eines Täuschungsmanövers gewesen.

Sarah verstand nichts von dem, was hier unten vor sich ging und vor sich gegangen war. Von Heilkunst verstand diese Sekte wahrscheinlich kaum mehr als sie selbst oder Joshua. Oder Piet van Utrecht.

»Ihr helft mir also nicht?«

»Wir haben dir die Bedingungen genannt.«

»Ich kann nicht für alle Zeit hier unten bleiben. Ich habe eine kranke Mutter.«

Sie lachten wieder.

»Bringe sie her. Wir können sie heilen. Nur hier unten ist das Heil. Baden nicht auch deine Hohepriester vor jedem Gottesdienst in Wasser aus dem Brunnen Etham, am großen Versöhnungstag sogar fünfmal, Füße und Hände zehnmal? Nur Wasser kann heilen!«

»Was erwartet ihr von mir?«, fragte Sarah ängstlich.

»Wir erwarten von dir, dass du hier unten stirbst«, sagte der Sammler. »Für dich haben wir keine Verwendung mehr. Es sei denn, du überzeugst uns vom Gegenteil.«

Und er begann wieder, in seinen Koffern und Truhen zu wühlen.

Ende September 1318. Das Unheil

Henri de Roslin sah den Kaufmann den ganzen Tag über umhergehen. Was tat der Mann? Worauf bereitete er sich vor? Eine innere Unruhe schien ihn anzutreiben.

Dieser Jan van der Weiden schien merkwürdige Interessen zu haben. Er hatte mit Henri über die Wasserversorgung des Ortes sprechen wollen. Aber Henri hatte kein allzu großes Interesse für dieses Thema aufgebracht und den Kaufmann allein gelassen.

Als Henri kurze Zeit später vom Gebet aus der Dorfkirche zurückkam und ziellos in Avion an der Iltry umherging, hing er zunächst anderen Gedanken nach. Ein Priester hatte im Namen des Messias gesagt: »Siehe, ich mache alle Dinge neu!« Und Henri hatte sich gewünscht, dass wenigstens ein Jota der göttlichen Kraft auf ihn überginge, damit er das Richtige tue. Ich will gar kein unfehlbarer, Wunder wirkender Retter sein, dachte er, kein Prophet und Erlöser, ich will nicht gebieten. Ich will nur helfen, damit am Ende das Gute gegen das Böse siegt.

Plötzlich fiel Henri wieder ein, dass der Kaufmann ihn über das Wasser in der Stadt ausfragen wollte. Welche Absicht steckte dahinter? Henri konnte es sich nicht erklären, aufgrund dieses Vorfalls nahm er jedoch wahr, dass es in Avion eine Wasseranlage gab, die in den Fluss hineingebaut war. Ein mächtiges Schöpfrad förderte mit Hilfe von Tonkrügen Wasser, das in hölzernen Rinnen weitergeleitet und in einem großen achteckigen Brunnen auf der Brücke zur Landseite

aufgefangen wurde. Von dort aus wurde es durch hölzerne Rohre in den Ort weitergeleitet.

Henri betrachtete das alles sehr interessiert. Für das Trinkwasser gab es überall Ziehbrunnen mit hölzernem Schwengel oder Schöpfbrunnen mit einem Rand aus gemauerten Steinen, manche standen sogar in einem eigenen Brunnenhaus aus Holz. Auf einem erblickte er die Figur des heiligen Florian – ein Hinweis darauf, dass dieses Wasser auch zum Löschen von Bränden diente. Benediktiner einer nahen Abtei überwachten die Wasserleitungen und betrieben auch die Brunnenhäuser, Henri wusste, dass die Mönche als kundige Wasserwerker galten.

Ein Mönch erzählte ihm, dass jedes Jahr in der Woche von St. Michaelis, also gerade vor ein paar Tagen, die Bäche trockengelegt und von Kot, Abfall und Schlamm gereinigt wurden. Von der Kanzel der Kirche herab waren die Färber, Bierbrauer, Lederer, Wäscher und Bader darüber informiert worden. Es waren offenbar dringende Arbeiten. Alle Stadtbewohner beteiligten sich an der Säuberung und anschließenden Pflasterung – und das offenbar freiwillig.

Henri hatte sich bislang nie eingehender mit diesen Fragen beschäftigt. Jetzt dachte er darüber nach, wie wichtig das Wasser für eine städtische Gemeinschaft war. Wasser war ungemein wertvoll. Wenn die Kontrolle darüber in die falschen Hände gelangte, konnte das unheilvolle Folgen haben.

Er bestaunte die Anlage. Nur einmal, in Lübeck an der Trave, hatte er etwas Ähnliches gesehen, Wasserkünste mit hohen Türmen und Pumpen. Er überlegte, ob Jan van der Weiden womöglich Wasserwerker war, weil er sich dafür interessierte.

Henri bemerkte anerkennend, wie viele Schächte in die Straßen getrieben wurden. Sie dienten dem Abwasser. Die unterirdischen Schächte sollten wohl die drei parallel verlaufenden Bäche ersetzen, die jetzt noch am Stadtrand

zusammenflossen. Es gab keinen Schmutz in der Stadt. Und es wurde peinlich darauf geachtet, dass sich kein Abort in der Nähe der Wasserleitungen befand.

Henri dachte darüber nach, welche Bedeutung Wasser in der christlichen Überlieferung hatte. Es besaß eine tiefe heilsgeschichtliche Bedeutung und verwies auf Tod und Auferstehung Jesu und deren Nachvollzug in der Taufe. Henri erinnerte sich auch daran, dass Joshua ihm erzählt hatte, welche Bedeutung das Wasser für die Gesundheit der Menschen besaß. Krankheiten wurden durch Wasser übertragen, schreckliche Seuchen hatten sich auf diesem Weg ausgebreitet. In Avion durften daher keine Schuhe, Windeln, Tücher oder Kräuter an einem Brunnen gewaschen werden, auch räudiges Vieh durfte hier nicht getränkt werden.

Ein Gerber, den Henri an einem Brunnen traf, wo er seinen Durst stillte, schimpfte, dass er seine Häute nur noch außerhalb der Stadt vorbereiten durfte. Und auch die Schröter durften ihre Weinfässer nicht in das Brunnenwasser legen. Der Gerber geriet darüber in einen Streit mit dem städtischen Bornfeger, der ihn misstrauisch beobachtet hatte und heftig auf ihn einredete.

Es hat wohl seinen Sinn, auf das Wasser zu achten, dachte Henri. Er nahm sich vor, den Kaufmann zu fragen, weshalb er sich für dieses Thema interessierte.

Die Gelegenheit dazu ergab sich noch am selben Nachmittag, als Jan van der Weiden die Gaststube betrat. Er wirkte unruhig. Seine Stiefel waren stark verschmutzt.

»Sie versinken in ihrem verdammten Unrat«, fluchte der Kaufmann. »Und ich dachte, dies sei die sauberste Stadt der Normandie, aber das war wohl ein Irrtum!«

»Erzählt man sich das über Avion?«, fragte Henri.

»Ich hörte es.«

»Ihr scheint Euch für das Thema Wasser und Sauberkeit sehr zu interessieren.«

»Nun ja – wenn Ihr so wollt. Ich komme gerade aus einer Stadt bei Calais, wo Wasser noch zu ganz anderen Zwecken genutzt wird. Was dort gemacht wird, ist wirklich erstaunlich! Ich habe so etwas zum ersten Mal gesehen. – Kennt Ihr die Stadt Marck?«

»Nein, nie davon gehört«, sagte Henri.

»Ihr wart nie dort?«

»Nein! Warum auch?«

»Dort spielen sich seltsame Dinge ab. Sowohl über der Erde als auch darunter. Dort heilen die Ärzte mit magnetischem Wasser, wie man sagt.«

»Magnetisches Wasser? Was ist das?«

»Wasser, welches unter gewissen Umständen Anziehung und Magnetismus erzeugt. Man sagt, es entstünden dadurch heilende Kreise, womit Narren und Kranke geheilt werden können.«

»Das glaube ich nicht. Zumindest habe ich so etwas noch nie gehört. Ich kenne mich in diesen Dingen aber auch nicht wirklich aus. Mein Gefährte, der vor kurzem von Calais nach England übersetzte, hat sich vor langer Zeit einmal damit beschäftigt, also mit Dingen wie Alchimie, Lebensfeuer und der Verwandlung einer Substanz in eine andere. Mir ist das Ganze nicht geheuer, wie ich zugeben muss.«

»Ist Euer Gefährte Jude?«

Wieder erstarrte Henri in Habachtstellung. Worum ging es diesem Kaufmann wirklich?, fragte er sich.

»Welchem Glauben er anhängt, ist gleichgültig, denke ich. Er kennt sich im Bereich der Heilmethoden und Heilkräuter aus und hat damit schon vielen Kranken geholfen.«

»Nun, worauf ich hinauswill«, sagte Jan van der Weiden, »ist, dass ich in Marck einen Juden traf. Es könnte durchaus derjenige gewesen sein, der sich in Calais einschiffen wollte.«

»Wo liegt dieses Marck?«

»Eine Tagesreise südlich von Calais.«

»Wie sah er aus? Schwächling, mit schief sitzender Brille? Ein äußerst belesener Mann, der ständig studiert?«

»Eurer Beschreibung nach zu urteilen, könnte er es gewesen sein.«

»Ein merkwürdiger Zufall«, sagte Henri. »Wann habt Ihr ihn getroffen?«

»Vor drei Tagen.«

»Und er reiste nach Calais?«

»Ja, das wollte er gewiss. Aber man verschleppte ihn in irgendeine der unterirdischen Höhlen. Marck hat eine bemerkenswerte Unterwelt, wie ich bereits sagte.«

»Mein Gott, Ihr sprecht in Rätseln! Was ist meinem Gefährten zugestoßen? Drückt Euch bitte genauer aus!«

»Nun, lasst es mich so formulieren – ich glaube nicht, dass Euer Freund, wenn er es denn gewesen ist, Calais erreichen wird. Und noch weniger England. Als ich Marck verließ, befand er sich in der Gewalt einer Sekte. Was die von ihm wollte, weiß ich nicht.«

Henri packte den Kaufmann am Arm. »Verschweig mir nichts! Dieser Mann ist unser Freund.«

»Glaubt mir, ihr Heiligen Tänzer! Ich sah unter dem Altar die Seelen derer, die erwürgt waren um Gottes Wort willen und um des Zeugnisses willen, das sie hatten, und siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut. Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde.«

»Das hast du mit eigenen Augen gesehen, Piet?«

»So, wie ihr mich hier vor euch seht, meine Tänzer! Und die Könige auf Erden und die Großen und die Reichen und die Hauptleute und die Gewaltigen und alle Knechte und alle Freien verbargen sich in den Klüften und sprachen zu den Bergen und Felsen: Fallet über uns! Verberget uns vor dem Antlitz des Retters, der auf seinem himmlischen Thron sitzt, und vor dem Zorn des Lamms Gottes! Denn wir sind nicht rein! Das sah und hörte ich wohl tausendmal und auch heute Nacht wieder. Denn ich kann die Siegel öffnen und verstehe die Weissagen. Deshalb betet ihr mich an!«

Piet van Utrecht hielt inne. Am Himmel waren dunkle Wolken aufgezogen. Er beobachtete sie misstrauisch.

Hatten sie etwas zu bedeuten? In letzter Zeit war er empfindlich, er beobachtete ständig, ob die Natur ihm ein Zeichen gebe.

»Besitzt du übernatürliche Kräfte, Piet?«

Der Prophet schreckte aus seinen Gedanken. Eine Wäscherin zu seinen Füßen hatte ihm die Frage gestellt.

»Ich kann Wunder wirken«, sagte Piet schnell, beobachtete die dunkle Wolke aber weiter aus den Augenwinkeln. »Von mir geht Licht aus, weil meine Macht aus dem Geist kommt. In Utrecht scharten sich die Menschen um mich und verehrten mich.«

»Sag, Meister Piet, was unterscheidet dich vom Antichristen?«

Piet lief rot an. Dann sah er wieder die Wolke und riss sich zusammen. »Du stellst eine gute Frage, Weib. Der Antichrist? Nun, er ist ein Geschöpf der Tiefe. Seine Kräfte, mit denen er Wunder wirkt, stammen vom Satan und werden von ihm in Form der schwarzen Magie zur Vernichtung der Heiligen eingesetzt. Seht ihr das etwa in meinem Wirken? Vom Antichristen geht kein Licht aus. Er ist das Tier, das aus dem

Abgrund heraufsteigt, ein erdverbundenes Ungeheuer, dessen Rachen widerliche Lurche, Kröten, Skorpione und anderes Getier ausspeit, das auf der Erde umherkriecht. Ist deine Frage damit beantwortet?«

»Ja, Meister!«

»Und der da oben, ist das ein Gehilfe des Antichristen?«

Alle sahen zu dem Käfig empor, in dem Joshua reglos lag. Er war vollkommen entkräftet.

»Die Juden«, sagte Piet laut und erhob seinen Zeigefinger, wie um die dunkle Wolke, die jetzt direkt über seinem Kopf stand und sich nicht bewegte, fortzustoßen, »sind wie böse Kinder, die sich dem Willen Gottes widersetzen und die Majestät Gottes, des Vaters aller Menschen, beleidigen. Dieser alte, verschrumpelte Jude dort oben, in seinen abgewetzten Kleidern, ist zwar ein Feind des Papstes, dieses den Schlüssel und die dreifache Krone tragenden Ungeheuers auf dem angemaaßten Thron, trotz allem ist er keineswegs unser Freund. Der Jude ist der Feind des falschen Klerikers in Rom, aber er ist auch ein Feind der Menschen. Er vergiftet alle Christen mit seinem Hass. Deshalb muss er sterben – wie alle Juden.«

»Welcher Vergehen machen sich die Juden sonst noch schuldig, Meister Piet?«

»Sie quälen hilflose Christenknaben, entmannen sie, beschneiden sie! Juden zertrampeln die geweihten Hostien, durchbohren und zerreiben sie. Sie vergiften zuletzt die Brunnen und Wasser mit einem Sud, den sie zusammenbrauen aus Spinnen, Kröten, Eidechsen und Basiliskenfleisch. Deshalb achten wir hier in Marck besonders darauf, unser Wasser rein zu halten, wir halten es heilig. Bevor wir den Juden auf dem Scheiterhaufen verbrennen, werden wir ihn mit unserem Wasser taufen. So, wie wir es mit allen Juden und Ketzern zuvor schon getan haben.«

»Wird dann endlich der Heiland zu uns kommen, Piet?«

»Das ist gewiss! Denn damit ist alles rein geworden, was vorher unrein war. Mit dem Juden stirbt alle Grausamkeit, mit ihm sterben die Triebhaftigkeit und die Schwärze des Antichristen. Dann wird alles licht und rein.«

»Ach, wenn es doch so wäre, wie du sagst, Piet! Dann hätte dieses elende Leben endlich ein Ende!«

»Zweifelt nicht! Wir müssen nur noch unser Werk vollenden. Aber das tun wir nicht freiwillig. Wir tun es nicht, weil es uns gefällt zu richten, liebe Brüder und Schwestern. Wir übernehmen diese schwere Aufgabe im Dienst aller, die rechten Glaubens sind – und wir bleiben dabei rein. Eine solche Ruhmestat hat es zuvor noch nicht gegeben!«

»Wie wunderbar, Piet! Dann ist unsere Erde gereinigt, nicht wahr?«

»So ist es. Und der Heiland wird hoch zu Ross, in fürstlichem Purpur gewandet, unter den wilden Freudenausbrüchen der Heiligen Tänzer in unsere Stadt einziehen!«

»Und das Neue Jerusalem, das strahlende Königreich der Heiligen, wird hier errichtet?«

»Mitten in Marck! Dessen könnt ihr sicher sein! Hier wird der Mittelpunkt sein, das Neue Jerusalem wird von diesem Licht erhellt werden!«

»Und was geschieht dann mit dir, Meister Piet? Wirst du uns verlassen?«

»Aber nein, ich werde ein heiliger Fürst sein. Man wird meine Narben küssen, als sichtbaren Beweis der Leiden, die ich auf mich genommen habe. Ein Haar von meinem Haupt oder ein Fetzen meiner Kleidung wird als kostbare Reliquie gelten. Und man wird das Wasser trinken, in dem ich gebadet habe. So geschah es weiland schon in Utrecht. So wird es auch hier geschehen!«

Plötzlich öffnete sich die dunkle Wolke, und dicke, schwere Regentropfen fielen auf die Umstehenden herab. Es schien, als

würde ein ganzer See über Marck ausgegossen. Im Nu war alles überschwemmt. Die Menschen, die Tiere, die Heiligen Tänzer. Auch Piet van Utrecht suchte schleunigst Schutz in seinem Haus, das einstmals das Rathaus von Marck gewesen war.

Dort erwarteten ihn junge Frauen. Sie entkleideten ihn, trockneten seinen durchnässten Leib und waren ihm zu Willen.

»Sprecht endlich! Sagt uns, was Ihr wisst!«

Jan van der Weiden blickte Henri und seine Gefährten der Reihe nach an. Besonders Madeleine schien ihm zu gefallen. Er ließ sich noch einen Becher Cidre einschenken und begann dann zu erzählen, was er in Marck gesehen hatte. Dabei berichtete er auch vom Wasser. Er erzählte, dass Mediziner und Heiler unter der Erde von Marck, in prächtigen Katakomben, unter Anleitung kostümierter Männer, mit heilkräftigem Wasser experimentierten. Er verschwieg auch nicht, dass er sich Joshua von früher her verpflichtet fühlte.

Als er geendet hatte, blickten ihn alle stumm und bewegt an. Ihnen war klar, in welcher Gefahr Joshua schwebte.

»Woher kanntet Ihr Joshua?«, wollte Sean von Jan wissen.
»Wann seid Ihr ihm begegnet, und was tat Joshua damals für Euch, für das Ihr ihm so dankbar seid?«

»Er selbst erinnerte sich nicht daran, mich zu kennen, und auch ich war zunächst unsicher«, entgegnete der Kaufmann.
»Erst später, nach meiner Abreise aus Marck, als ich die Geschehnisse noch einmal überdachte, wurde mir klar, dass dieser Jude der Mann sein musste, der mir einst geholfen hat. Was er für mich getan hat, ist mir unvergesslich. Er hat mich davor bewahrt, den Beruf aufzugeben und mein Leben wegzuwerfen. Es war in Spanien. Die Kämpfe zwischen Mauren und Christen tobten damals in der Region, in der ich

mich aufhielt. Das unzugängliche Cazorla war ein Rückzugsort der Muslime, aber die königlichen Truppen räucherten das Bergdorf von der Feste her aus. Und weil meine gesamte Familie in Geiselhaft bei den Mauren war, starben auch sie bei den Angriffen. Damals wollte ich nicht mehr weiterleben. Euer Freund Joshua, der damals von Toledo nach Cordoba unterwegs war, tröstete mich. Er blieb mehrere Tage und Nächte bei mir und las mir aus der Thora vor. Danach war ich zwar nicht zu seinem Glauben bekehrt, aber ich wusste, dass ich mich von meiner Trauer nicht besiegen lassen durfte. Ich beschloss, ein gottesfürchtiges, ehrliches Leben zu führen.«

»Joshua ist ein wirklich rühmenswürdiger Mann«, sagte Uthman. »Wie oft habe ich das schon gedacht. Wie oft haben wir das auch schon gemeinsam erfahren. Und nun ist er in Lebensgefahr. Ich werde ihm helfen.«

»Es ist zu spät«, sagte Jan. »Als ich aus Marck abreiste, hatten sie ihn gerade verhaftet. Ich sah noch, wie die Sektierer ihn zum Galgen schleiften. Bestimmt haben sie ihn längst hingerichtet.«

»Aber gesehen hast du es nicht. Das heißt, es besteht immer noch ein Funken Hoffnung«, sagte Uthman.

»Was hast du vor?«, fragte Madeleine.

»Ich werde nach Marck reiten!«

»Wir reiten alle dorthin«, entschied Henri.

»Nein«, sagte Uthman. »Ich reite allein. Dann muss ich auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen. Du weißt, Henri, das ist manchmal erforderlich. Wir haben es bei den Kämpfen im Heiligen Land oft erlebt.«

Madeleine hatte sich die Hand vor den Mund gelegt.

»Uthman! Bitte nicht!«, schluchzte sie.

Der Sarazene umarmte die junge Frau und beruhigte sie.

»Ich brauche drei Tage, und wenn ich ohne Pause durchreite, nur zwei. In spätestens fünf Tagen bin ich zurück. Und ich bringe Joshua mit!«

Sarah starrte zu dem Käfig empor. Sie sah oben das reglose, durchnässte Bündel liegen. Leise rief sie hinauf, doch es kam keine Antwort. Sie schaute sich um, ob jemand sie beobachtete, dann rief sie noch einmal. Doch Joshua rührte sich auch diesmal nicht.

Sarah erschrak. War er schon tot? Drei Tage waren vergangen, seit ihn die Heiligen Tänzer eingesperrt hatten. Wie lange konnte ein Mensch ohne Wasser und Brot überleben?

Sie durften ihn nicht auf diese Weise sterben lassen, dachte Sarah. Normalerweise würden sie ihn füttern, denn er musste lebendig sein und seine Qualen bewusst erleiden, wenn man ihn auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Sarah erschauerte, doch dann keimte wieder ein Funken Hoffnung in ihr auf. Vielleicht hatte der Regen dem Juden ja geholfen, vielleicht hatte er etwas davon getrunken, und er war noch am Leben. Aber bei Verstand war er sicher nicht mehr. Zu groß war die Pein. Und zu entsetzlich das, was ihm bevorstand.

Sarah rief noch einmal zum Käfig empor. Doch sie erhielt noch immer kein Lebenszeichen. Jetzt erlosch auch die letzte Fackel auf dem Galgenplatz. Bewaffnete waren nicht zu sehen. Die Stadt schien ertrunken zu sein.

Plötzlich hatte Sarah einen Einfall. Wenn sie schon die unterirdischen Anlagen hatte verlassen dürfen, weil es irgendjemand dort unten plötzlich gewollt hatte, dann musste sie diese Gelegenheit auch nutzen. Vielleicht dachten die Ärzte, Sarah allein könne Piet van Utrecht schaden, und hatten sie deshalb freigelassen. Sie konnte den Juden in der Nacht

befreien. Piet würde rasen, den Verstand verlieren und sicher Fehler machen.

Es musste ihr nur gelingen, den Käfig herabzulassen. Dann konnte sie Joshua zur Flucht verhelfen.

Wenn er dazu überhaupt noch aus eigener Kraft in der Lage war.

Sarah machte einige Schritte in Richtung des Podests. Dann blickte sie sich noch einmal um. Immer noch war niemand auf dem Platz zu sehen.

Sarah griff nach dem Seil. Im selben Moment spürte sie hinter sich eine Bewegung, und noch bevor sie sich umdrehen konnte, flüsterte eine raue Stimme neben ihrem Ohr: »Wage es nicht, Sarah! Ich lege dich in Ketten und bringe dich zu Piet.«

Der bewaffnete Sektierer packte Sarah grob am Arm und fesselte sie. Dann stieß er sie vor sich her.

Anfang Oktober 1318. Uthman ihn Umar

Das Pferd flog dahin, es schien den Erdboden nicht zu berühren, den Hals vorgereckt, die Nüstern bebend, Schaum vor dem Maul. Der Reiter beugte sich über die Kruppe, er trieb den Falben nicht an, aber das Tier spürte auch so, dass sein Herr alles von ihm verlangte.

Uthman ritt den ganzen Tag hindurch ohne Pause. Als sein Pferd zu zittern begann und weiße Schweißperlen dessen Flanken bedeckten, ritt er in ein Dorf ein. Er suchte einen Stall und kaufte einem Bauern ein frisches Tier ab. Der schwarze Rappe war wild und feurig. Uthman saß sofort auf und preschte weiter.

Der Sarazene machte sogar in der Nacht keine Pause. Der fahle Mond beleuchtete seinen Weg, der über Wiesen und durch Wälder führte. Wild huschte über den Pfad, einmal leuchteten in der Dunkelheit die roten Augen eines Wolfsrudels, und das durchdringende Schnauben von Wildschweinen war in unmittelbarer Nähe zu hören.

Uthman achtete nicht darauf. Er gab dem unruhigen Pferd, bevor es panisch werden konnte, kurz die Hacken, und es flog weiter, dem Falben an Kraft und Ausdauer kaum unterlegen.

Am Morgen legte Uthman eine kurze Verschnaufpause ein. Er setzte sich an das Ufer eines Sees, um zu trinken. Dann wusch er Gesicht und Arme, ließ sein Pferd saufen und saß wieder auf. Hunger verspürte er nicht. Nach Marck zu gelangen und seinem Freund zu helfen, war sein einziger Gedanke. Nur hin und wieder wurde er von der Erinnerung an

Madeleine verdrängt, deren Gesicht er im Geiste vor sich sah. Uthman hätte jederzeit alles getan, um Joshua zu befreien, aber jetzt wollte er es auch für Madeleine tun. Er wollte die junge Frau beeindrucken mit einer Tat, von der man noch lange erzählen würde.

Am Tag kamen Wind und Regen auf. Je näher Uthman der Küste kam, desto stürmischer wurde es. Doch selbst ein heftiger Regenschauer konnte den Sarazenen nicht aufhalten. Der Regen erfrischte ihn eher, als dass er ihn zum Anhalten zwang, und so tätschelte er dankbar den Hals seines Pferdes, das weiterhin kraftvoll dahinpreschte.

Am Abend erstand Uthman in einem Dorf mehrere Eier, die er roh verzehrte. Er stopfte sich auch ein Stück Brot in den Mund und ging kauend zu einem Pferdehändler, der ihm einen Schimmel verkaufte. Uthman handelte nicht und zahlte den weit überhöhten Preis.

Er ritt weiter. Er achtete kaum auf den Weg, die Himmelsrichtung genügte ihm zur Orientierung. Er wusste, dass er erst am nächsten Tag den genauen Weg nach Marck in Erfahrung bringen musste, am nächsten Abend konnte er schon die Stadt erreichen.

Gegen Morgen geriet er an einem Waldrand in einen Hinterhalt von Wegelagerern.

Er war nicht darauf vorbereitet. In Gedanken malte er sich die ganze Zeit über den Augenblick aus, in dem er Marck betreten würde. Was würde er vorfinden? Wie konnte er zu Joshua vordringen?

Kaum hatte er die letzten Bäume passiert und richtete den Blick auf eine lang gestreckte Talsenke, da stolperte sein Pferd über ein dünnes, über den Weg gespanntes Seil. Es brach vorn ein, keilte hinten aus, und Uthman wurde aus dem Sattel geschleudert. Instinktiv winkelte er noch im Flug die Arme an, schützte seinen Kopf und landete auf Ellenbogen und Schulter.

Er machte eine weitere Rolle und zog währenddessen sein Kurzschwert.

Uthman war ein großer Kämpfer. Er kam schnell wieder auf die Beine und stellte sich den Angreifern breitbeinig, das Kurzschwert in der Hand, entgegen. Doch er erblickte keinen Feind.

Uthman sah zu seinem Pferd hinüber. Es hatte sich einen Vorderlauf gebrochen, es kam nicht auf die Beine. Schaum trat vor sein Maul. Uthman rührte der Schimmel. Er trat zu dem verletzten Tier, das jetzt still lag und nur leise schnaubte, setzte ihm das Kurzschwert zwischen die Augen, holte aus und trieb es kraftvoll in den Kopf des Tieres. Das Pferd war auf der Stelle tot.

Uthman blickte sich um. Was sollte er jetzt tun? Zu Fuß den nächsten Ort erreichen? Es konnte den ganzen Tag dauern. Irgendjemand musste schließlich das Seil gespannt haben.

Er nahm dem toten Pferd den Sattel ab, hing sich die Reisetasche um die Schultern, holte seinen Dolch aus der Satteltasche und ging in den Wald hinein.

Die Wegelagerer hausten in Erdlöchern. Sie sprangen zu fünft daraus hervor, als Uthman in ihre Nähe kam. Sie umringten ihn flink wie Erdgeister und waren in ihrer schmutzigen braunen und zerschlissenen Kleidung erst auf den zweiten Blick erkennbar. Uthman hielt das Schwert im Anschlag und drehte sich um die eigene Achse. Sie hatten ihn umzingelt.

»Was wollt ihr von mir?« Uthman wusste, das war eine törichte Frage, aber er wollte seine Anspannung lösen. »Ich besitze nichts, was euch interessieren könnte.«

»Ach ja?« Einer lachte rau. »Du hast noch dein Leben!«

Die Kameraden blieben stumm, näherten sich aber unmerklich mit kleinen Schritten. Sie hielten Knüppel in ihren Händen.

Uthman taxierte sie. Er überlegte, welche Chancen er gegen diese Männer hatte. Wenn er sich bei dem Sturz verletzt hätte, wäre er ihnen hoffnungslos ausgeliefert. Aber er war gesund. Und voller Zorn. Er ließ langsam Sattel und Satteltasche von seiner Schulter gleiten. Sie hielten ihn davon ab, den Freund zu retten. Uthman verlor die Beherrschung und brüllte plötzlich auf. Sein Gesicht lief rot an. Dann stürmte er vorwärts.

Der Angegriffene, ein kleiner, stämmiger Geselle mit einem breiten, verwilderten Gesicht, gab einen überraschten Laut von sich. Er hob den Dolch, doch Uthman war schon bei ihm und schlug ihm mit einem einzigen, schnellen Hieb den Unterarm ab. Heulend krümmte sich der Wegelagerer zusammen. Er fiel auf sein Gesicht. Aus seinem Armstumpf schoss ein Blutstrom. Uthman hatte es darauf angelegt, das Räuberpack zu schockieren. Er wollte ihnen zeigen, dass er kein Erbarmen kannte.

Aber sie ließen sich nicht beeindrucken.

Die restlichen vier sprangen ihn gleichzeitig an. Uthman schaffte es nicht, sich nach allen vier Seiten hin zu verteidigen. Ein Knüppel krachte auf seine Schultern. Uthman spürte einen weiß glühenden Schmerz und gab einen dumpfen Laut von sich. Dann drehte er sich mit ausgestrecktem Schwert um seine eigene Achse. Zwei Banditen wurden von der schnell kreisenden Waffe getroffen. Sie taumelten mit zerfetzten Kleidern, aus denen jetzt Blut hervorquoll, zurück, dann fielen sie rücklings zu Boden.

Die restlichen beiden Angreifer schwangen ihre Knüppel. Sie versuchten immer wieder, Uthman das Schwert aus der Hand zu schlagen. Doch das gelang ihnen nicht. Der eine nahm seine Waffe und schleuderte sie gegen Uthman. Im letzten Moment konnte der Sarazene sich ducken. Er sprang auf den jetzt unbewaffneten Mann zu und durchbohrte ihn mit dem Schwert. Der letzte Angreifer ergriff die Flucht. Uthman setzte

ihm nach. Er erreichte ihn und hielt ihm das Schwert an die Gurgel.

»Ich brauche ein Pferd!«

Mit einer hilflosen Geste wies der Bandit in den Wald hinein.

»Habt ihr ein Lager?«

Der Wegelagerer stieß einen zustimmenden Laut aus.

»Steh auf! Führe mich dorthin.«

Er riss den Liegenden mit der Rechten empor, in der Schulter spürte er noch die Nachwirkungen des Hiebes. Uthman stieß den Räuber mit der Spitze seines Schwertes vor sich her.

Sie erreichten ein kleines Lager mit zwei schiefen Baumhütten. Ein Lagerfeuer war halb heruntergebrannt. Vor einer der Hütten saß ein alter Mann mit grauem Haar. Er blickte auf, als Uthman mit seinem Gefangenen näher kam. Als hätte er die Lage sofort begriffen, wies er mit der Hand nach links. Dort sah Uthman jetzt hinter Bäumen fünf Pferde in einer primitiven Koppel. Aus einer Hütte trat eine Frau, sie war weder jung noch alt, ein undefinierbares Wesen, das vom langen Leben im Wald gezeichnet war. Sie beobachtete Uthman lauernd, der Sarazene warf ihr nur einen Blick zu, dann ging er ungerührt zu den Pferden.

Er sattelte eines, band die anderen zusammen und führte sie mit sich fort. Keiner wagte es, dagegen zu protestieren, obwohl die Pferde ihr einziger Schatz waren.

Uthman verspürte kein Mitleid. Er ritt davon, immer schneller, schließlich in jagendem Galopp. Er dankte Allah, dass der Hieb des Räubers seine Schulter nicht zertrümmert hatte, sie schmerzte zwar, aber er konnte den Arm immer noch gebrauchen. Die reiterlosen Pferde jagten hinter ihm her.

Sarah musste sich vor Piet hinknien. Das hatte sie schon einmal tun müssen. Sie erinnerte sich daran mit Schaudern.

Piet zog ein Messer. Er setzte es an den weißen Hals des Mädchens. Genüsslich durchschnitt er eines nach dem anderen die Bänder, mit denen das Hemd der Jüdin zusammengehalten wurde.

Als sich das Hemd öffnete, wurde der Blick auf Sarahs pralle, schöne Brüste frei. Piet starrte darauf. Dann beugte er sich ganz nahe zu Sarah heran. »Was, meinst du, soll ich mit dir tun?« Sarah spuckte ihm ins Gesicht. »Fahr zur Hölle!« Piet verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Er wischte mit dem Handrücken den Speichel fort. In seinen Augen stand ein Glitzern, aber er beherrschte sich.

»Du wolltest den Juden befreien! Weißt du, was darauf steht?«

»Darauf steht Gotterbarmen«, antwortete Sarah.

»Eine kuriose Antwort!«, sagte Piet.

Er beugte sich wieder zurück und richtete seinen Blick auf ihren Ausschnitt. Erneut setzte er das Messer an. Es drang mit der Spitze in ihre Brust ein, dort, wo der Ansatz zu sehen war. Es ließ einen roten Punkt zurück, aus dem ein feiner roter Faden lief. Piet zog das Messer weiter hinab. Der rote Faden wurde größer. Sarah blickte ihm fest in die Augen. Der Satan sollte an ihrem hasserfüllten Blick verrecken!

Aber Piet sagte: »Mein Engelchen. Ich könnte dich wegwischen wie einen Fleck. Ich könnte dich auch meinen Männern vorwerfen. Oder den Hunden meiner Männer. Was ist dir lieber?«

Sarah zog es vor, nicht zu antworten. Sie wollte den Teufel nicht auch noch reizen. Sie senkte den Blick.

Piet sagte: »Am besten, ich nehme dich selbst. Mädchen, die vor Angst schwitzen, schmecken am besten. Zieh dich aus!«

Sarah lachte nur bitter. Piet gab vier Männern einen Wink. Sie stürzten sich auf das Mädchen.

Joshua kam zu sich. Der Mond über ihm schien ein Gesicht zu haben und ihn direkt anzusehen. Unter sich erblickte Joshua nur Dunkelheit, er vernahm keinen Laut. War er schon gestorben?

Doch dann sah er weiter hinten im anderen Stadtteil von Marck mehrere Gestalten. In ihrer Mitte ging eine Frau. War es vielleicht Sarah? Sie waren zu weit entfernt, als dass Joshua sie genau erkannt hätte.

Er stöhnte laut auf. Alles tat ihm weh. Er konnte weder sitzen noch liegen, an Stehen war wegen des niedrigen Käfigs ohnehin nicht zu denken. Sein Körper war übersät mit schwärenden Wunden, überall bildete sich Schorf.

Joshua wusste nicht, wie lange er schon in dem Käfig gefangen war. Er konnte nur hoffen, es war lange genug, um den Tag seines Verlöschens endlich anbrechen zu sehen.

Joshua ben Shimon begann zu beten.

Herr, zeige mir den Weg aus diesem Jammertal! Ich bin es nicht wert, Deine Hilfe zu erflehen, aber erlöse mich nach Deinem Willen! Denn ich habe keine Kraft mehr. Mein Weg ist zu Ende gegangen. Und ich danke Dir für alles, was ich in Deinem Namen tun durfte! Aber jetzt lass mich gehen!

Vor das Gesicht des Mondes oben am Himmel zog eine leichte Wolke wie ein Tuch, das sich jemand aus Scham vor Mund und Augen hält. Sonst bewegte sich nichts am Himmel. Joshua sank langsam wieder in sich zusammen.

Uthman erreichte Marck am frühen Abend. Noch war die Sonne von Wolken verdeckt, aber dort, wo sie schon fast den Horizont berührte, brach ein breiter Streifen so goldenen Lichts hindurch, dass sich Uthman schützend die Hand vor die Augen halten musste. Das Licht kam wie aus einem sich langsam öffnenden Tor, das den gleißenden Schein aus dem Himmelsinneren entließ. Oder kam es aus dem Erdinneren?

Er ritt bis an den Rand des Orts, dann wendete er sein Pferd und verharrte bewegungslos, mit dem Rücken zum Licht.

Er dachte nach. Es war nicht die Helligkeit, die ihn irritierte. War die Aufgabe, in diese Stadt voller Feinde einzureiten, nicht zu schwer? Uthman war bis hierher gekommen, und er wollte auch den letzten Schritt tun. Er überlegte, wie er es am unverfänglichsten anstellte, in den Ort hineinzugelangen und sich nach Joshua zu erkundigen.

Aber vielleicht war diese Vorsicht unnötig, weil Joshua gar nicht mehr lebte.

Uthman beschloss, jede Rücksicht, auch gegen sich selbst, zu vergessen. Er würde Joshua finden. Er gab seinem Pferd die Hacken und preschte in den Ort hinein.

In den Gassen drehten sich die Bewohner nach ihm um. Sein südländisches, fremdes Aussehen erregte ihre Aufmerksamkeit. Uthman ließ sein Pferd jetzt langsamer traben. Alle seine Sinne waren gespannt. Wo würde man den Gefangenen aufbewahren? Im Rathaus? Besaß es einen unterirdischen Kerker?

Uthman fielen die Rinnsale auf, die die ganze Stadt zu durchziehen schienen, auch die vielen Laufbrunnen, an denen sich zahlreiche Menschen drängelten, um Wasser zu schöpfen.

Uthman fragte nach dem Weg zum Rathaus. Eine junge Frau musterte ihn von oben bis unten. Dann sagte sie: »Du suchst wohl diesen Judenlümmel?«

Uthman verstand nicht gleich, dann wiederholte er: »Ich suche das Rathaus.«

Die Frau wies mit dem Kopf in eine bestimmte Richtung, dann ließ sie Uthman stehen.

Ein herzlicher Empfang war das nicht gerade, dachte Uthman. Er ritt weiter. In dem Gewirr der Gassen konnte Uthman nicht erkennen, ob die einzelnen Wege auf ein bestimmtes Ziel hin ausgerichtet waren. Städte, die er kannte,

besaßen ein Rathaus in der Ortsmitte. Dieser Ort hier schien nach einem anderen System angelegt worden zu sein.

Uthman erkundigte sich noch einmal. Er hielt vor einer langen Reihe von Verkaufsständen, an denen Schweinehälften zum Verkauf angeboten wurden. Im Hintergrund wurden weitere Tiere geschlachtet und zerteilt.

»Wo ist das Rathaus?«, fragte Uthman.

Die Fleischhauer blickten ihn genauso misstrauisch an wie die Frau zuvor. Einer wischte sich die blutigen Hände an seiner Schürze ab und zog ein kleines Kreuz daraus hervor. Er trat auf Uthman zu und befahl ihm mit heiserer Stimme: »Küsse das Kreuz!«

In diesem Moment bäumte sich Uthmans Pferd auf und ging auf der Hinterhand rückwärts. Uthman beruhigte es.

»Ich glaube wie ihr an einen einzigen Gott«, sagte er. »Aber ich tue niemals, wozu man mich zwingen will. Wo ist das Rathaus?«

Jetzt traten mehrere Fleischhauer heran. Die Gesichter der kräftigen Männer drückten eine Mischung aus Neugier und Feindseligkeit aus. Einer der jüngeren fragte: »Wer bist du, Fremder? Was willst du hier bei uns im Rathaus?«

»Das geht dich nichts an, mein Freund«, sagte Uthman. »Warum bekommt man in diesem Ort keine einfache Antwort auf eine einfache Frage?«

»Weil uns dein Aussehen nicht gefällt! Du bist Jude, hab ich Recht?«

»Ich bin das, was ich bin. Aber nicht das, wozu ihr mich erklärt. Geht das in deinen Schädel hinein? Wo ist das Rathaus?«

»Pass auf, Jude! Wir haben schon einen Christenmörder hier! Willst du dich dazulegen?«

»Ebendiesen Mann suche ich! Wo finde ich ihn?«

Die Fleischhauer lachten. »Du musst ihn nicht suchen. Begib dich einfach in Gefangenschaft, dann müssen wir das Feuer nicht nur wegen eines Einzigen schüren!«

»Das Rathaus?«, fragte Uthman mit Nachdruck.

Einer der Fleischhauer, ein junger Mann mit einem offenen Gesicht, wies mit der ausgestreckten Hand den Weg. Uthman nickte ihm zu und ritt an.

Er trabte durch den Matsch der Straßen. Das Wasser in den gemauerten Rinnen schoss in den unteren Teil des Orts hinunter. Uthman erinnerte sich an die Erzählung des Kaufmanns, er wusste, wozu sie das Wasser brauchten. Als er die engen, gewundenen Gassen passiert hatte, öffnete sich der Rathausplatz vor ihm. Uthman hielt auf das zentrale Gebäude zu.

Er sprang vom Pferd. Zwei Wächter am Eingangportal fragten nach seinem Anliegen. Uthman sagte: »Ich suche einen Freund. Er ist Jude. Man sagt mir, er sei in städtischer Obhut. Ich will ihn freikaufen.«

Die Soldaten taxierten ihn interessiert. Uthman zog einen Beutel aus dem Umhang und öffnete ihn. Er ließ einige Goldmünzen mit dem Bildnis König Philipps des Schönen klirren. Die Soldaten warfen einen Blick auf dieses kleine Vermögen. Dann sagte einer von ihnen: »Warte hier! Ich will hören, ob dir eine Audienz gewährt wird.«

Der Soldat verschwand. Uthman blieb wartend bei seinem Pferd stehen. Er blickte den zweiten Wächter an. Dann ging er auf ihn zu, steckte ihm eine Goldmünze in die Uniformtasche und sagte:

»Wo ist der Jude?«

Der Wächter zögerte. Er blickte auf den Geldbeutel. Uthman verstand und steckte ihm noch eine Münze in die Tasche.

»Er ist nicht im Rathauskerker. Hier drinnen ist nur unser Herrscher Piet van Utrecht. Sie haben ihn am Galgenberg in einem Käfig aufgehängt.«

»Lebt er noch?«

»Natürlich! Oder glaubst du, wir verbrennen einen Toten?«

»Er kommt also auf den Scheiterhaufen?«

»Wenn du ihn nicht freikaufst, wird er brennen. Ich rate dir, biete so viel dir möglich ist, denn unser Herrscher versteht nichts besser als die Sprache des Golds!«

Uthman wollte noch etwas sagen, doch in diesem Moment wurde die Rathauspforte geöffnet, und ein Dutzend Bewaffneter sprang heraus auf Uthman zu.

Der Sarazene handelte sofort und sprang mit einem Satz auf sein Pferd. Bevor er jedoch losreiten konnte, hatte die Schar ihn umringt. Die Männer zogen ihn vom Pferd. Uthman schlug auf dem durchnässten Lehm Boden auf. Er kam zwar gleich darauf wieder auf die Beine, aber ihre Überzahl war einfach zu groß.

Die Soldaten bedrohten ihn mit ihren Pieken. Uthman fühlte sich wie ein Tier, das man in eine Falle getrieben hat.

Der Anführer der Wachmannschaft bellte: »Mitkommen! Unser Herr will dich sehen!«

»Ich will meinen Freund sehen, den Juden, sonst niemanden!«

»Unser Herr setzt den Preis fest, den du für ihn zu zahlen hast.«

Uthman war klar, dass man ihn damit nur hinhalten wollte. Diese Leute würden Joshua niemals freilassen. Sie wollten ihn und sein Geld.

Er sagte: »Nun gut« und machte eine Bewegung, als wolle er mitgehen. Sie senkten ihre Pieken.

Blitzschnell riss Uthman einem Wächter die Pieke aus der Hand und stach zu. Und er erstach auch den Nebenmann. Dann

schwung sich Uthman wieder in den Sattel. Er zog sein Schwert und hieb auf die Nächststehenden ein. Dann setzte er über die beiden zu Boden Gefallenen hinweg und preschte davon.

Schon von weitem konnte er den Marktplatz ausmachen. Der Kirchturm überragte alle anderen Häuser des Orts, und auch der Galgen war weithin zu erkennen. Uthman ritt schneller. Er wusste, dass die Wächter ihm ohne Pferde nicht so schnell folgen konnten.

Er musste eine steile Gasse hinaufreiten, um auf den Galgenberg zu gelangen. Oben angekommen, sah er den Holzkäfig in der Höhe, in dem ein dunkles Bündel lag.

Uthman ließ alle Vorsicht fahren. Sein Kämpferherz schlug heftig. Er ritt die letzten Meter weiter, stieß einen Wächter zu Boden und zügelte sein Pferd vor dem Richtplatz. Das Tier bäumte sich auf, doch Uthman konnte sich geschickt im Sattel halten.

Der Sarazene blickte sich mit blitzenden Augen um. Sein rabenschwarzes, halblanges Haar wehte im Wind. Er zog sein Schwert mit der kostbar verzierten Parierstange. Er hatte den Koran studiert und wusste, dass es neben der Zeit des Studiums auch eine Zeit des Handelns gab. Und diese war jetzt gekommen.

Uthman hielt auf die wenigen Männer zu, die den Galgen bewachten und ihm nun mit gesenkten Lanzen entgegentraten. Kurz bevor er sie erreichte, hob er die Hand.

»Ich will nur den da oben!«, sagte er bestimmt.

Die Wächter blickten verdutzt. Dann begannen sie, wiehernd zu lachen.

»Er gehört dir aber nicht!«, brüllte ein Wächter.

»Ihr werdet ihn mir überlassen«, sagte Uthman. Er nahm den Geldbeutel aus der Satteltasche und streute die Goldmünzen

auf den Boden. Die Wächter zögerten einen Moment, dann ließen sie ihre Lanzen fallen und stürzten sich auf den Schatz.

Uthman ritt zum Galgen und begann, das Seil zu lösen, das den Käfig in der Höhe hielt.

»Joshua! Ich bin es! Ich bin gekommen, um dich zu befreien!«

Es versetzte Uthman einen Stich, dass der Freund keinen Laut von sich gab. Das Bündel im Käfig blieb reglos liegen. Uthman ließ den Käfig langsam herunter. Er sah sich immer wieder über die Schulter um. Die Wächter kämpften am Boden um die Goldmünzen, stießen, beschimpften und schlugen sich.

Uthman schaffte es, den Käfig zu Boden zu lassen. Joshua lag auf dem rauen Holzboden, das Gesicht zur Seite gewandt. Er hatte einen Arm über die Augen gelegt, so als wolle er nichts mehr von all dem Grauen sehen, das ihn umgab.

»Joshua! Ich bin es, kannst du dich rühren?«

Uthman begann, die Lederschnüre zu zerschneiden, mit denen die Holzstäbe befestigt waren. Er konnte zwei der Stäbe herausbrechen und damit ausreichend Platz schaffen, um Joshua den Ausstieg aus dem Käfig zu ermöglichen.

Aber Joshua rührte sich nicht.

Uthman packte den Freund am Arm, er wollte ihn aus seinem Gefängnis herauszerren. Er bemerkte, dass der Körper des Freundes warm war.

»Joshua«, rief er leise. »Komm zu dir!«

Im gleichen Moment waren die Wächter wieder hinter ihm. Zwei von ihnen suchten noch immer nach Goldmünzen im aufgeweichten Boden, aber die anderen bedrohten Uthman.

Der Sarazene blickte auf Joshua, der unverändert dalag. Er begriff, dass er es nicht mehr schaffen würde, ihn aus dem Käfig zu befreien. Es würde auch sein Ende bedeuten.

Uthman richtete sich auf. Tränen traten ihm in die – Augen. Energisch wischte er sie fort. Leb wohl, mein Freund, dachte er verzweifelt. Ich schaffe es nicht. Ich kann dich nicht retten.

Trotzdem gab Uthman nicht auf, ganz im Gegenteil. Er stürzte sich wie ein wildes Tier auf die Wächter und metzelte drei von ihnen nieder. Als er sich nach Joshua umwandte, sah er, dass inzwischen auch andere Wachleute eingetroffen waren. Sie hatten den Käfig umstellt.

Uthman hatte keine Möglichkeit mehr, zu Joshua zu gelangen. Und in der Ferne kamen, vom Rathaus her, weitere Soldaten zu Fuß angerannt. Es wurden immer mehr.

Uthman stieß einen Schmerzensschrei aus. Dann riss er sein Pferd am Zügel. Das Tier keilte aus, und Uthman preschte los. Ohne Rücksicht hielt er auf die Soldaten zu, die erschrocken zur Seite sprangen und ihm ungläubig hinterher blickten, als er durch die Gasse davonritt.

Uthman wich auch den entgegenkommenden Soldaten kaum mehr aus und nahm den direkten Weg durch die engen, verwinkelten Gassen, immer weiter bergab auf das Stadttor zu, durch das er hereingeritten war. Auch dort hatten sich Bewaffnete versammelt. Das Tor war zwar geöffnet, aber die Soldaten versuchten, es abzuriegeln.

Uthman schloss in ohnmächtiger Wut die Augen und hielt in vollem Galopp auf die Menschenkette zu.

Anfang Oktober 1318. Jenseits der Wasser

Madeleine dachte voller Sehnsucht an Uthman. Sie saß allein im Wirtshaus. Die Gefährten waren im Ort, um Taschen für die Weiterreise zu kaufen. Der Kaufmann Jan war mit seinen Waren am Morgen weggeritten. Madeleine spürte, wie sich ihr Herz zusammenkrampfte, wenn sie an den Sarazenen dachte. Beim Gedanken daran, was Uthman geschehen konnte, spürte Madeleine eine unglaubliche Angst in sich aufsteigen.

Die junge Frau war gerade vom nahen Kloster der Benediktinerinnen zurückgekehrt. Dort hatte sie geholfen, Armensuppe zu verteilen. In Avion, wo sie nun auf Uthmans Rückkehr warten musste, gab es viele Arme. Es gab auch Verkrüppelte, die traurigen Überreste einer Bauernarmee, die vor Jahren gegen die Landgrafen gekämpft und verloren hatte.

Madeleine nahm sich vor, solange sie auf Uthman warteten, im Kloster auszuhelfen. Der Winter nahte, und es gab dort viel zu tun.

Madeleines Gemütsverfassung schwankte zwischen Angst und Zufriedenheit. Sie hatte sich damit abgefunden, Uthman nicht heiraten zu können. Das schmerzte sie zwar, aber sie sah keinen Ausweg. Sie wollte mit Uthman zusammen sein, um jeden Preis! Alles andere würde sich schon eines Tages finden.

Madeleine trat vor die Tür des Wirtshauses. Sie sah, dass die Männer zurückkehrten. Henri führte zwei frische Pferde mit sich, Sean zwei bepackte Lastesel. Es war Mittag, und die Wirtin hatte eine kräftige Kohlsuppe gekocht. Madeleine half ihr auftragen, und die Männer setzten sich zu Tisch.

Nachdem sie eine Weile stumm die Suppe gelöffelt hatten, fragte Madeleine: »Was denkt ihr, wird es Uthman schaffen?«

Henri und Sean blickten sie an. Henri erwiderte: »Wir müssen einfach davon ausgehen. Ich kenne Uthman. Er ist der beste Kämpfer. Wenn es überhaupt möglich ist, Joshua zu befreien, dann schafft Uthman es auch.«

»Ich stelle mir ständig vor, wie er in diese feindselige Stadt kommt«, sagte Madeleine nachdenklich. »Und jedes Mal zittern mir die Knie, wenn ich daran denke. Wie kann er es allein schaffen, den Gefangenen zu finden und auch noch zu befreien? Hätten wir ihn nicht daran hindern müssen, allein zu reiten?«

»Das hättest nur du vermocht, Madeleine!«, sagte Sean. »Er wollte dir imponieren!«

»Nein, das ist Unsinn«, sagte Henri entschieden. »Du darfst ihr nicht die Schuld geben! Uthman hat sich freiwillig dazu entschieden! Er ist ein Kämpfer, und ich weiß, er hätte es niemals ertragen, Joshua in der Hand von Feinden zu wissen. Lieber würde er sterben!«

Madeleine schrie leise auf. »Der Herr sei ihm gnädig! Auch sein eigener Herr, an den er glaubt, der Allerbarmer!«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen«, sagte Henri. »Ich habe mit Uthman zusammen schon viele Schlachten geschlagen. Und fast immer standen wir einer Übermacht gegenüber. Er weiß sich zu verteidigen. Wir können nichts anderes tun, als auf seine Rückkehr zu warten und zu beten.«

»Erzähle uns unterdessen von Uthmans Heldentaten«, bat Sean.

Henri sah die Ungeduld und Angst in den Augen des Knappen. Es war wohl wirklich das Beste, sich abzulenken und die sorgenvollen Gedanken zu vertreiben. Henri schob den Suppenteller beiseite.

»Es bräuchte viele Tage und Nächte, um von allen Heldentaten Uthmans zu berichten«, sagte er. »Er hat mich schon oft aus Todesgefahr gerettet. Ich erinnere mich daran, wie wir in der Ostsee in die Hände von Piraten fielen. Unsere Situation schien aussichtslos. Wir lagen gefesselt und verschnürt auf Deck unserer Kogge, die die Piraten geentert hatten. Unser Ziel, die versunkene Stadt Vineta zu finden, war plötzlich unerreichbar. Sie wollten uns töten. Aber Uthman ließ nicht locker. Er schaffte es, seine Lederfesseln durchzubeißen. Oh ja, er hat ein unglaublich kräftiges Gebiss! Und dann nahm er es mit der ganzen Piratenbande auf! Und nicht nur das! Er befreite auch noch die Galeerensträflinge, die an den Ruderbänken saßen. Und das schaffte er ganz allein! Ich sehe noch, wie er einen Gegner nach dem anderen ins Meer stieß. Dann befreite er uns. Wir konnten weitersegeln. Ich werde ihm immer und ewig dankbar sein.«

»Wir sollten ihn dennoch nicht allein lassen«, sagte Madeleine.

»Vielleicht hast du Recht«, erwiderte Henri. »Einmal verlässt jeden das Glück.«

»Reiten wir ihm nach, Meister Henri!«, sagte Sean.
»Vielleicht können wir ihm helfen.«

»Wir wissen nicht, wo er ist«, sagte Henri. »Vielleicht – ist er noch in Marck. Vielleicht befindet er sich aber auch schon auf dem Weg zurück hierher. Dann könnten wir ihn womöglich verfehlen.«

»Müsste er nicht schon längst wieder hier sein?«, fragte Madeleine voller Sorge. »Seit seiner Abreise sind bereits vier Tage vergangen.«

»Es ist unmöglich, ohne Pause hin- und zurückzureiten«, antwortete Henri. »Er braucht mindestens fünf Tage. Und wenn er wirklich Joshua bei sich hat, dann wird unser Freund

nicht bei besten Kräften sein. Also rechnen wir lieber mit sechs Tagen.«

»Könnten wir ihm nicht dennoch entgegenreiten? Ich halte es kaum noch aus.«

Henri wollte Sean antworten, aber er kam nicht dazu. Draußen waren Hufschläge zu hören. Jemand hielt vor dem Haus und sprang ab. Die Wirtin stand schon auf, um den neu ankommenden Gast zu empfangen. Da wurde die Tür zum Schankraum aufgestoßen.

Einen Moment lang stand der Neuankömmling regungslos in der Tür, die er ganz ausfüllte. Er atmete schwer. Dann taumelte er herein.

Die drei Gefährten erkannten sogleich, dass es Uthman war. Sie sprangen auf und liefen ihrem Freund zu Hilfe, der ganz offensichtlich am Ende seiner Kräfte war.

Uthman fiel den drei Gefährten in ihre Arme. Diese sahen, dass seine Kleidung und sein Schwert mit Blut befleckt waren und dass er seine Schulter schief hielt.

»Was ist mit Joshua?«, fragte Sean ängstlich.

Uthman schüttelte nur den Kopf.

»Ist er tot?«, fragte Henri.

»Nein. Aber es ist aussichtslos!«

Sie führten ihn zum Tisch, Uthman setzte sich, Madeleine brachte ihm frisches Wasser. Sie streichelte seinen Kopf.

»Berichte!«

Uthman musste sich einen Moment lang sammeln, dann sagte er: »Er lebt. Aber sie wollen ihn auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Es gelang mir nicht, ihn zu befreien. Ich konnte mich im letzten Moment nur selbst retten. Ich werde nicht weiterleben, wenn man ihn umbringt.«

Madeleine versuchte, den Sarazenen zu beruhigen. Und auch Henri legte dem Freund tröstend die Hand auf die gesunde Schulter.

»Mach dir keine Vorwürfe«, sagte er. »Ich weiß, ohne dabei gewesen zu sein, dass du alles Menschenmögliche getan hast, um Joshua zu helfen.«

Uthman stieß einen klagenden Laut aus. »Es ist mir nicht gelungen. Ich habe versagt!«

»Was sind das für Leute, die ihn gefangen halten?«

»Eine Sekte, die sich die Heiligen Tänzer nennt. Ihr Anführer heißt Piet van Utrecht. Ich habe ihn nicht gesehen, nur von ihm gehört.«

»Hast du die Ärzte aufgesucht, von denen der Kaufmann sprach? Die mit dem Wasser heilen?«

»Nein. Dazu war keine Zeit.«

Sean fragte: »Kannst du reiten? Kannst du uns den Weg zeigen? Wir werden Joshua gemeinsam retten.«

»Ich muss mich nur ein wenig ausruhen«, erwiderte Uthman deprimiert. »Aber wenn ich etwas gegessen und getrunken habe, wird es schon wieder gehen.«

»Wir müssen es versuchen«, sagte Henri. »Wir haben – schon viel Zeit verloren.«

Uthman nickte. Er legte seinen Umhang ab, die Freunde bemerkten, wie langsam seine Bewegungen waren. Uthman holte Luft und sagte:

»Sie haben Joshua in einen Käfig gesperrt. Dort vegetiert er dahin. Er kann sich nicht mehr richtig bewegen, und er wird schwer bewacht. Aber sie werden dafür sorgen, dass er noch einige Zeit lebt, denn sie wollen ihn auf dem Scheiterhaufen verbrennen – vielleicht kommen wir also noch rechtzeitig.«

»Wie ist die Stadt angelegt, Uthman? Beschreibe uns, wie es in Marck aussieht!«

Der Sarazene tat wie ihm geheißen, und als er seinen Bericht beendet hatte, sagte Henri: »Ich weiß, wie wir vorgehen werden! Da wir zu dritt sind, könnte es klappen.«

Uthman reckte sich. Er fasste sich an die schmerzende Schulter und ließ sie vorsichtig kreisen.

»Ich bin zum Glück nicht ernsthaft verletzt, die Schulter hält«, sagte Uthman. »Ihr könnt euch also voll auf mich verlassen.«

»Könntet ihr nicht ein paar Leute dazu anstiften, uns zu helfen?«, fragte Madeleine. »Hier im Ort gibt es so viele, die tatenlos herumlungern.«

»Bauern können nicht kämpfen«, sagte Henri. »Deshalb ist jeder Aufstand, den sie anzetteln, auch zum Scheitern verurteilt. Nein, wir reiten zu dritt.«

Sean sagte: »Es wird meine Feuertaufe! Ich hole Joshua da heraus!«

»Wir reiten los«, sagte Henri zu Uthman, »sobald du dich erholt hast. Sag uns Bescheid, wenn du bei Kräften bist.«

»Ich brauche eine Stunde Schlaf in Madeleines Armen«, sagte Uthman. »Dann bin ich so weit.«

»Ich bereite inzwischen alles vor«, entgegnete Henri. »Für frische Pferde ist bereits gesorgt.«

Madeleine ging mit Uthman nach oben in ihre Kammer. Henri und Sean kümmerten sich um ihre Ausrüstung. Beide konnten es nicht erwarten, aufzubrechen.

Als Uthman exakt nach einer Stunde erwachte, lag sein Kopf in Madeleines Schoß. Sie lächelte und küsste ihn auf die Augen. Uthman währte sich für einen kurzen Moment im Paradies und hielt die junge blonde Frau über ihm für eine der heiligen *Huris*, die jeden Muslim dort erwarten sollen.

»Ich habe mich gefragt, ob wir nicht alles vergessen sollten, was zwischen uns steht«, sagte Madeleine. »Wir heiraten zweimal. Einmal in einer christlichen Kirche und einmal in einer Synagoge. Und wenn wir irgendwo noch eine Moschee

finden, dann auch noch ein drittes Mal. Das sollte doch reichen, um den Segen Gottes zu erhalten, meinst du nicht?«

»Du kleine Närrin!«, sagte Uthman sanft. »Das wird niemals funktionieren. Der Gedanke an sich ist wunderbar. Aber in diesem Land können wir diesen Plan nicht verwirklichen. Wir müssten in ein anderes Land gehen.«

»In welches denn?«

»Zum Beispiel nach Spanien, dort finden wir Gotteshäuser aller drei großen Religionen. Oder nach Syrien. Dort leben ebenfalls Christen, Juden und Muslime friedlich nebeneinander – jedenfalls bis zum nächsten Kreuzzug.«

»Dann gehen wir eben dorthin!«, flehte Madeleine. »Bitte!«

»Ich werde es mir überlegen«, sagte Uthman. »Ich will dich ja auch heiraten. Aber jetzt muss ich tun, was getan werden muss. Wir brechen sofort auf. Wenn es uns gelingt, Joshua zu retten, rede ich mit Henri. Dann werden wir nach Spanien ziehen und heiraten!«

»Oh, Uthman! Das wäre wunderschön!«

Madeleine half dem Sarazenen, aufzustehen. Seine Schulter schmerzte immer noch, aber er biss die Zähne zusammen. Uthman wollte sich nicht anmerken lassen, wie verletzt er wirklich war.

Vor dem Gasthof warteten Henri und Sean bereits mit den neuen Pferden.

»Eines der Pferde lahmt«, sagte Henri. »Ich muss es noch zum Schmied bringen, damit es ein neues Hufeisen bekommt. Danach können wir aber endlich losreiten.«

Madeleine umarmte Uthman. Als der sie erstaunt anblickte, sagte sie: »Ich will beim Abschied nicht dabei sein. Ich gehe ins Kloster der Benediktinerinnen.«

»Ins Kloster? Warum?«

»Ich will beten. Die Äbtissin wird mir beistehen. Vielleicht schaffen wir es durch unser Gebet, das Schicksal zu beeinflussen.«

»Tu das, Madeleine! Wir kehren so schnell wie möglich zurück. Und wir bringen Joshua mit!«

Uthman nahm Madeleine in die Arme. Die junge Frau erwiderte seine Umarmung, dann ging sie davon. Uthman blickte ihr sehnsüchtig hinterher. Mit einem Mal fühlte er sich gekränkt. Unangenehme Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Wäre es nicht angemessen gewesen, Madeleine hätte gewartet, bis sie losritten? Jetzt kehrte sie ihm den Rücken zu. Vielleicht würden sie sich nie wieder sehen! Wollte sie wirklich nur beten?

Uthman verbot sich die Fragen. Warum vertraute er der jungen Frau nicht einfach? Warum sollte sie ihn belügen?

Aber das ungute Gefühl blieb. Madeleine ging davon und drehte sich nicht noch ein einziges Mal um.

Das Kloster »Unserer Lieben Frau« lag am Rand des Orts, dort, wo die Abendsonne ihre letzten Strahlen hinwarf.

Madeleine passierte die Klosterpforte. Die Wächterin grüßte sie freundlich und ließ sie ein. Madeleine ging durch den Schafhof, vorbei am Brunnen und dem Kräutergarten. Schließlich betrat sie das Abteigebäude und suchte Äbtissin Clara. Sie fand sie in ihrem Arbeitszimmer beim Schreiben eines Bittbriefs.

Madeleine ließ sich auf ein Zeichen hin in einem Armsessel nieder und betrachtete die hübsche Ledertapete an den Wänden. Darauf waren Szenen aus dem Leben der heiligen Ursula zu sehen. Hunnen hatten die junge Frau zusammen mit ihren Begleiterinnen vor den Toren der Stadt Köln hingemetzelt.

Madeleine dachte über die Heilige und ihre bewundernswerten Taten nach. In ihr war ein Entschluss gereift, den sie nun mit der Äbtissin besprechen wollte.

Als diese den Brief beendet hatte, widmete sie sich ihrer Besucherin. Madeleine hatte offensichtlich etwas auf dem Herzen, das sah die lebenserfahrene Äbtissin ihr sofort an.

»Mein Kind, welcher Kummer führt dich zu mir?«

»Ich brauche Euren Rat! Ich bin unsicher, ob ich etwas so tun darf, wie ich es möchte. Ich plane, auf eine Art Wallfahrt zu gehen. Aber dabei werde ich Dinge tun, die nicht vorgesehen sind. Wird Gott mir das verzeihen?«

»Ich verstehe nicht recht, was du meinst, mein Kind. Sprich etwas deutlicher.«

»Ich kann nicht deutlicher werden. Denn dann würde ich mich und andere verraten, und das will ich nicht. Bitte versucht daher, mir auch so zu helfen. Ist eine Wallfahrt gerechtfertigt, wenn auf ihr mehr gesündigt als gebüßt wird?«

»Natürlich nicht! Was für eine Wallfahrt sollte das sein?«

»Nun, dann darf ich es nicht tun.«

»Du willst mir nicht sagen, was du vorhast?«

»Ich weiß, dass Wallfahrten aus den verschiedensten Gründen vorgenommen werden, verehrungswürdige Äbtissin. Manchmal aus wilder Erregtheit und krankhaft überhitzter Phantasie. Sind sie nicht dennoch gottgewollt?«

»Zweifellos, wenn sie ehrlichen Herzens begangen werden, wird der Herr sie segnen.«

»Nun, ich bin ehrlichen Herzens. Aber ich tue womöglich Dinge...«

»... die nicht vorgesehen sind. Ich weiß. Wenn du mir nicht sagst, was das für Dinge sind, dann kann ich dir keinen ehrlichen Rat erteilen.«

»Ich werde auf einem abschüssigen Weg sein. Ich werde... nein, ich kann es einfach nicht sagen.«

»Warte!«, sagte die Äbtissin und verließ den Raum. Als sie gleich darauf wiederkam, trug sie eine Karte in der Hand. »Sage mir nur, wohin deine Wallfahrt führen soll. Ich kann dann vielleicht verstehen, was du vorhast. Was man nicht direkt ausspricht, dafür kann man auch nicht zur Rechenschaft gezogen werden.«

Die Äbtissin breitete die Karte auf einem Tisch aus und deutete darauf. Madeleine blickte unverständlich, erst nach einer Weile begriff sie, dass die Karte verkehrt herum gezeichnet war, der Süden befand sich am oberen Rand.

»Eine Pilgerkarte«, sagte die Äbtissin. »Nun zeige mir, wohin du willst. Die Anzahl der Punkte zwischen den Orten entspricht der Meilenentfernung.«

Madeleine zeigte auf einen Ort bei Calais. »Dorthin.«

»Was ist dort Besonderes?«

»Ich muss einen Mann bekehren. Vielleicht töte ich ihn, wie Judith den Holofernes getötet hat. Aber dadurch würde ich mehreren Menschen das Leben retten.«

Die Äbtissin beugte sich über die Karte. »Es sind mehrere Tagesreisen«, sagte sie. »Zu Fuß brauchst du zwei Wochen und mehr.«

»Ich werde reiten«, sagte Madeleine. »Ich habe keine Zeit. Meint Ihr, die Wallfahrt gilt dennoch als solche, wenn ich nicht zu Fuß reise?«

»Das kommt darauf an«, sagte die Nonne nachdenklich. »Mir scheint, du reist nicht dorthin, um eine Reliquie anzubeten, nicht wahr? In diesem Ort bei Calais befindet sich nämlich überhaupt kein Heiligtum. Ich kenne alle Orte mit Reliquien in ganz Frankreich, und dort oben gibt es keine. Was willst du dort also tun?«

»Ich will töten, damit das Leid aufhört«, sagte Madeleine. »Ich will verhindern, dass jemand in die Hände seiner Feinde

fällt. Lieber töte ich ihn. Ich verlange seinen Kopf. Kann er dann heilig gesprochen werden?»

Die Äbtissin trat auf Madeleine zu und fasste sie bei den Schultern. »Liebes Kind! Du scheinst dich in großen Schwierigkeiten zu befinden und keinen klaren Gedanken mehr fassen zu können. Lasse von diesem Plan ab! Du bist eine junge, schöne Frau. Suche dir Ziele, die deinem Stand angemessen sind. Überlasse das Töten den Männern – und den Ketzern!«

»Das kann ich nicht«, erwiderte Madeleine trotzig. »Ich will mein Schicksal selbst in die Hand nehmen. Und wenn ich dabei werden muss wie ein Mann – oder wie ein Ketzer!«

Die Äbtissin schlug erschreckt ein Kreuz. Dann legte sie zwei Finger auf Madeleines Stirn.

»Gott stehe dir bei, mein Kind! Wenn ich dich nicht abhalten kann, dann nimm dennoch meinen Segen mit. Ich kann mir nicht vorstellen, dass du etwas Böses tust. Du bist doch wie ein Engel, so rein.«

»Es gibt auch gefallene Engel«, sagte Madeleine. Ihre Stimme klang so hart, dass sie darüber selbst erschrak.

Nach dem Gespräch verließ die junge Frau das Kloster. Sie beobachtete die Straße nach Norden. Die Gefährten mussten hier langreiten, wenn sie nach Marck wollten.

Madeleine war in Gedanken versunken. Sie verstand, dass ihr die Äbtissin nicht helfen konnte. Sie hätte niemals gutheißen können, was Madeleine plante.

Madeleine rang noch immer mit der Frage, ob sie ihren Plan in die Tat umsetzen sollte. War es nicht aussichtslos? Sollte sie nicht lieber im Kloster bleiben und zusammen mit den Benediktinerinnen beten, wie sie es Uthman erzählt hatte? Ihr Geliebter hatte sie äußerst seltsam angeschaut, als sie ihm von ihrem Vorhaben erzählt hatte. Ganz so, als glaube er ihr nicht.

Madeleine spürte ein Lachen in sich aufsteigen. Es war ein gequältes Lachen, und sie erschrak davor. Sie hatte das Gefühl, dass sie sich veränderte. Nur wenige Tage reichten offenbar aus, um aus einem Menschen einen ganz anderen zu machen, dachte sie.

Und wenn schon!

Plötzlich registrierte sie eine Bewegung. Von der Stadtseite her näherten sich in diesem Augenblick die Gefährten. Sie hatten ihre Pferde zunächst nur langsam traben lassen, aber jetzt beschleunigten sie das Tempo. In den Mienen der Reiter stand ein Ausdruck wilder Entschlossenheit.

Madeleine stand unbeweglich in der Klosterpforte. Sie beobachtete die Männer, die sie ihrerseits nicht sehen konnten. Als sie vorbeigeritten waren, stand sie noch eine Weile da und rührte sich nicht. Doch mit einem Mal drehte sie sich entschlossen um, lief in den Ort zurück und ging in das Gasthaus.

Anfang Oktober 1318. In der wüsten Stadt

Die Gefährten hatten schon längst bemerkt, dass sich der Komet nicht mehr zeigte. Weder folgte er ihnen, noch zog er eine Kreisbahn. Hatte er sein Werk vollendet? An welchen Rändern der Erdscheibe zog die Feuerfackel nun umher?

Die Gefährten dachten darüber nach. Aber die Zeichen, die sie jetzt zu deuten hatten, waren von ganz anderer Art.

Sie achteten auch nicht mehr auf die Stimmung in der Bevölkerung. Hatten sich die Gemüter beruhigt? Waren die verfeindeten Parteien endlich befriedet worden? Oder kämpfte man bereits an der Küste?

Die Reiter hatten nur noch die Befreiung des Freundes im Sinn und blendeten alles andere aus. Als sie nach zwei Tagen und Nächten ungestümen Ritts vor den Toren von Marck ankamen, waren sie der Erschöpfung nahe. Uthman musste seine letzten Kraftreserven mobilisieren. Einmal während des Ritts war er für kurze Zeit auf dem Pferd eingeschlafen. Aber er hatte sich energisch dagegen gewehrt, eine Pause einzulegen. Er kämpfte gegen seine Müdigkeit an, doch das half nicht, die Schmerzen in seiner Schulter zu unterdrücken.

Als sie die Stadtmauern erblickten, sprangen die Gefährten von ihren Pferden. Die Sonne stand noch tief im Osten. Sie versteckten sich hinter Bäumen und blickten in die Senke hinab. Sogar Kirche und Rathaus waren von hier aus zu erkennen, den Käfig am Galgenplatz – konnten sie jedoch nur erahnen.

Uthman erklärte den Freunden noch einmal die Gegebenheiten in der Stadt, soweit er es vermochte. Henri prägte sich alles ein, dann gab er Anweisungen. Alles sollte rasch und geräuschlos vor sich gehen.

Sie banden die Pferde fest. Henri suchte in einem Waldstück mit Eschen nach geeigneten Bäumen. Sean sammelte Bast, um daraus Schnüre zu flechten. Uthman suchte Hornstein und fand ihn bald darauf an einem Balzplatz von Rotwild, wo sich im Herbst die Hirsche sammelten.

Immer wieder blickte Henri auf den Ort hinunter. Er machte einen friedlichen Eindruck. Aus der Ortsmitte stieg eine feine Rauchsäule auf. Henri erblickte niemanden, der den Ort verließ oder hineinwollte. Das Stadttor schien geöffnet zu sein, Wächter waren nicht zu sehen.

Henri traute dem Frieden nicht. Er blickte sich um. Die Felder ringsum waren abgeerntet, Vögel saßen darauf. Im kräftigen Schein der Morgensonne verzogen sich leichte Nebelschwaden. Und die Stadtmauern röteten sich jetzt.

Die Gefährten arbeiteten emsig. Henri war bereits fertig mit dem Schneiden besonders biegsamer Eschenzweige. Während er auf die Gefährten wartete, zog er seinen weiten weißen Umhang mit dem roten Templerkreuz aus der Reisetasche und legte ihn an. Henri trug dieses Kleidungsstück seines zerschlagenen Ordens voller Stolz.

Er hatte die Kriegskleidung mit weißem Rock, Pumfosen, roter Schärpe, Beinschienen und Helm immer gerne getragen, auch wenn die legendären Kämpfe der Templer bereits lange vorüber gewesen waren, als er seine Ausbildung erhalten hatte. Für die Kreuzzüge war Henri zu jung gewesen, aber als Knappe hatte er viele Schlachten gesehen. Und als er im Heiligen Land die Pilgerstraßen vor Räufern, plündernden Muslimen und christlichen Glücksrittern schützte, waren sein

Schwert, Schild und Panzersteckdolch oft genug zum Einsatz gekommen.

Henri konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart. Die Gefährten hatten ihr Werk getan. Sie legten alles zurecht. Henri warf noch einen Blick auf den Stand der Sonne. Dann gaben sie sich die Hand, blickten sich in die Augen und saßen auf.

Henri ritt voraus, dahinter Sean, dann Uthman. So ritten sie durch das Stadttor.

Niemand hielt sie auf. Offenbar hatte man hier andere Dinge zu erledigen, als den Verkehr auf den Einfallstraßen zu kontrollieren.

Die Reiter ritten jetzt nebeneinander. Sie saßen hoch aufgerichtet auf ihren Pferden. Nur Uthman ließ fast unmerklich die rechte Schulter hängen. Aber auch seine Augen blitzten in der Erwartung des Kampfes.

Sie ritten gemächlich. Jeder im Ort, dem sie in den Straßen begegneten, ahnte sofort, dass es sich um eine kleine, aber gefährliche Streitmacht handelte. Die drei Reiter zogen deshalb bald eine Schar neugieriger Einwohner hinter sich her. Kinder sprangen umher, wurden aber von den Erwachsenen ängstlich zurückgerufen. Die drei Fremden wirkten entschlossen und Angst einflößend. Und weil sie unter Uthmans Weisungen direkt zum Galgenplatz ritten, ahnte wohl jeder, was sie vorhatten.

Als sie den Platz erreichten, verhielten sie kurz. Sie blickten zum Galgen hinüber und sahen den Holzkäfig in der Höhe hängen.

Henri gab Sean nach einem Moment der Orientierung eine Anweisung. Sean sprang vom Pferd und lief los. Uthman übernahm sein Pferd. Sie trabten noch ein Stück weiter, sahen jetzt die Wachmannschaft am Galgen.

Als sie anhielten, blickte Henri zu Sean hinüber. Er sah, dass er auf seinem Posten war.

Henri richtete sich im Sattel auf. »Wir kommen, um den Gefangenen zu holen. Gebt ihn frei!«

Die Menge hinter den Reitern raunte. Henri und Uthman hörten das Gemurmel. Jemand schrie etwas, das sie nicht verstanden.

Die Wächter nahmen ihre Pieken und kamen näher. Henri achtete darauf, dass er und Uthman die noch immer tief stehende Sonne hinter sich hatten. Dort, wo die Sonnenstrahlen einfielen, stand Sean auf einer Mauer, die er über einen Schuppen erklommen hatte.

»Hört ihr nicht? Gebt uns den Gefangenen, oder wir holen ihn uns!«

Überall erhoben sich nun Heilige Tänzer. Sie schienen im Freien übernachtet zu haben und kamen nun in ihrer zerschlissenen Kleidung näher. Die Wächter hoben drohend ihre Pieken. Der Anführer schrie: »Na los, versucht es doch! Aber betet vorher!«

»Wer ist euer Führer?«, fragte Henri laut.

»Piet van Utrecht, der neue Prophet des Messias!«

»Holt ihn her!«

Die Soldaten lachten. Aber als Henri den Anführer ungerührt mit durchdringenden Blicken taxierte, schickte dieser tatsächlich jemanden los, der zum Rathaus rannte.

Während sie warteten, blickten die Freunde zum Käfig hinauf. Joshua schien sich zu bewegen, aber ob er sie auch wahrnahm, konnten sie nicht beurteilen. Sie blickten sich um. Die Menge stand unbeweglich da, von ihr war sicher keine Gefahr zu erwarten, man würde abwarten, wie die Auseinandersetzung endete. Auch die Soldaten kamen nicht näher, sie hielten ihre Pieken gesenkt.

Dann kam der Bote zurück. Er keuchte: »Piet ist beschäftigt. Er gibt aber Anweisung, die Eindringlinge gefangen zu nehmen.«

Henri und Uthman zückten ihre Schwerter.

Die Soldaten hoben die Pieken.

Jetzt kam der Befehl zum Angriff.

Als der erste Pfeil flog und sich mit einem schmatzenden Geräusch in den Hals eines Soldaten bohrte, stockte die Linie der Soldaten. Sie blickten ungläubig auf ihren toten Kameraden. Von woher kam dieses Geschoss? Mit wilden Mienen suchten sie den Pfeilschützen auszumachen. Da kam der nächste Pfeil herangesurrt. Er durchschlug das Gesicht eines Kämpfers, trat aus der anderen Wange wieder hinaus. Unter fürchterlichen Schmerzensschreien wälzte sich der Soldat am Boden.

Einer schrie auf und deutete auf die Mauer. Dort stand der Schütze!

Aufgrund der Sonne, die in seinem Rücken stand, war Sean kaum zu erkennen. Er spannte gerade seinen Bogen aus elastischem Eschenholz und legte erneut an. Er zielte gut, die Übungsstunden mit Henri machten sich bezahlt. Der Pfeil löste sich von der gespannten Sehne aus geflochtenem Bast mit einem zischenden Geräusch. Die Pfeilspitze aus geschliffenem Hornstein war scharf wie zersplittertes Glas. Der Pfeil traf einen Soldaten in die Brust.

»Holt ihn herunter!!« Der Anführer der Soldaten gab mit sich überschlagener Stimme seine Befehle.

Eine Gruppe Soldaten stürmte los. Sean spannte seinen Bogen und schoss. Bevor die Soldaten ihn erreichten, hatte er seinen letzten Pfeil verbraucht. Ein Kämpfer versuchte, die Mauer zu erklimmen, Sean schlug ihm den Bogen über den Kopf, der Angreifer taumelte und stürzte. Sean sprang von der

Mauer herunter, zog sein Kurzschwert und eilte zu den Freunden.

Henri und Uthman hielten ihre Schwerter bereit. Dann griffen sie an.

Sie kämpften Seite an Seite. Die Übermacht der Soldaten war gewaltig, aber die Gefährten kämpften technisch versiert und taktisch überlegt.

Ein Soldat nach dem anderen sank schreiend zu Boden. Der Platz vor dem Galgen füllte sich mit Verletzten und Toten. Henri rief Uthman zu, sie durften den Kontakt zueinander nicht abreißen lassen. So kämpften sie Rücken an Rücken weiter. Auch Sean stand jetzt bei ihnen. Henri hatte zunächst Angst um den Jungen. Aber diese legte sich, als er sah, wie hervorragend Sean die Angriffe der Wächter parierte. So hielten sich alle drei den Rücken frei und schlugen erbarmungslos zu.

Piet van Utrecht hatte sich von dem Boten nicht stören lassen. Er war mit Sarah beschäftigt gewesen. Und zwei weitere junge Frauen waren auch noch an seiner Schlafstatt. Aber jetzt hatte Piet genug. Er stieß die Frauen fort und erhob sich. Er trat ans Fenster. Die Sonne stand schon bereit, um ihn, Piet van Utrecht, gebührend zu begrüßen. Bete mich an, dachte Piet. Jeder hat mich anzubeten!

Er lauschte und meinte Geschrei und Waffenklirren aus der Richtung des Galgenbergs zu vernehmen. Dort schien gerade ein Kampf in vollem Gange zu sein.

Doch das ließ Piet nicht nervös werden. Seine Wächter und die heiligen Tänzer würden die Eindringlinge schnell dingfest machen, davon war er überzeugt.

Piet rief nach seinen Dienern. Er ließ sich seine Kleider bringen. Dann trank er einen kräftigen Schluck Apfelwein aus einer Kanne und wischte sich über den Mund. Während er am Fenster verharrte und weiter dem Kampfplärm lauschte, dachte

Piet nicht wirklich an das, was da drüben geschah. Dieses kleine Problem würde schon gelöst werden. Er dachte bereits an die nächsten Schritte, an all das, was Großes vor ihm lag. Er würde sich durch nichts aufhalten lassen.

Piet stellte sich vor, wie es weitergehen sollte. Alle sollten ihn anerkennen, sowohl der Adel als auch der Klerus. Er würde den Rang eines Grafen fordern und diesen mit aller Macht sichern. Aber konnte er sich auf die Heiligen Tänzer wirklich verlassen? Gut, sie waren ihm bedingungslos ergeben, aber eben keine Soldaten, eher Traumtänzer. In einer richtigen Schlacht hatten sie sicherlich keine Chance.

Aber egal, so weit sind wir noch nicht, dachte Piet. Immer eins nach dem anderen. Ich werde nach Calais ziehen und die Regierung absetzen. Dann wird ein Bürgerkrieg ausbrechen, denn einige Verblendete werden gegen mich sein. An der Spitze meiner Gefolgschaft, die immer größer wird, weil ich alles zur Plünderung freigebe, was ich erobere, ziehe ich durch das Land. Ich werde das ganze Artois verwüsten, wenn es sein muss.

Piet dachte an den Messias. Bis er kommt, muss ich meine Herrschaft gefestigt haben. Aber was geschieht, wenn er sich gar nicht zeigt? War dieser leuchtende Komet wirklich ein Zeichen dafür, dass seine Herabkunft bevorsteht? Sollte nicht auch ein glänzender Meteoritenschwarm seine Ankunft ankündigen?

Piet sah sich durch das Land stürmen. Er plünderte jedes Widerstandsnest, äscherte Dörfer und Kirchen ein – wenn es sein musste, mit allen Gläubigen darin. Sie sollten begreifen, dass nur er selbst der Auserwählte war, dass er der Prophet war, der das Notwendige tat.

Piet fasste sich an den Kopf. Darauf saß in Gedanken schon die Krone, die man ihm antragen würde. Er würde sich krönen lassen in einem prächtigen Ritual. Er wollte der Fürst aller

Menschen sein. Er würde neue Ritter schlagen, Lehen verteilen und Pfründe vergeben, Almosen spenden und mit großem Gefolge die Städte bereisen. Die Armen würden ihn verehren. Die Tuchwalker, die Weber, die Gerber! Er würde ihnen Brocken hinwerfen, die er vom Tisch der Reichen nahm. In einer Sänfte getragen oder hoch auf einem edlen Ross würde Piet sich zeigen, in kaiserlichen Purpur gehüllt, umgeben von Standarten seiner Lande in Ost und West, vor sich das Kreuz, das jedem Nachfolger der heiligsten Kaiser vorangetragen wurde. Er würde sich einen langen Bart wachsen lassen, um zu zeigen, dass er im Inneren noch immer der heilige Einsiedler war, der zu Gott betete, und statt des metallenen Zepters trug er dann einen weißen Stab als Zeichen seiner Macht und seiner Güte.

Wo er vorbeikäme, würde man vor ihm auf die Knie fallen. Ja, man würde in ihm selbst den Messias sehen! Und war er nicht auch der Wiedergeborene? War er nicht das sanfte Lamm Gottes? Aber wenn es der Härte bedurfte, würde er gnadenlose Kriege führen. Er würde alle Ketzer auslöschen!

Piet trat vom Fenster zurück. Er durfte sich in seinen Tagträumen nicht zu weit von der Wirklichkeit entfernen, das wusste er. Manchmal trug ihn der Wahn zu weit fort. Das war gefährlich! Er durfte nicht den zweiten Schritt vor dem ersten tun! Jetzt ging es erst einmal darum, die Eindringlinge am Galgenberg zu bekämpfen. Danach würde man den Juden verbrennen.

Und wie sollte es dann weitergehen?

Piet sah zu der jungen Jüdin hinüber, die mit zerrissenen Kleidern auf seinem Bett lag. Es gab noch andere Dinge als den Kampf! Aber auch diese süßen Wesen, über die er Gewalt besaß, würde er nehmen, wie es ihm gefiel. Auch sie wollten besiegt werden.

Piet atmete tief durch. Dann ging er zu Sarah hinüber.

Die Schläge fielen hageldicht. Henri, Uthman und auch Sean schlugen, parierten, fintierten. Sie ließen sich nicht aus der Deckung locken, griffen nicht an. Sie wehrten nur die Angriffe der Soldaten ab. Zwanzig Besiegte zu ihren Füßen zeugten davon, dass ihre Strategie erfolgreich war.

Aber noch immer war die Menge der Gegner unüberwindbar. Joshua zu befreien schien unmöglich.

Immer wieder blickten die Gefährten zu dem Holzkäfig in die Höhe. Dort bewegte sich nichts. Sie hofften inbrünstig, dass ihr Kampf nicht vergeblich war, dass Joshua noch lebte.

Uthmans Kräfte ließen langsam nach. Er schlug jetzt manchmal mit dem linken Arm zu, um den anderen zu schonen. Er spürte eine große Müdigkeit in sich, eine Müdigkeit, die auch daherrührte, dass er befürchtete, diesen Kampf um Joshua trotz der wackeren Tatkraft seiner Gefährten nicht gewinnen zu können.

Und sie waren doch so zuversichtlich gewesen!

Uthman sah zur Seite, wo Henri focht. Er blickte hinter sich, wo Sean die Angreifer von der Stadtseite her abwehrte. Noch immer standen die Einwohner Marcks bewegungslos da. Helft uns, dachte Uthman. Aber sie waren unbewaffnet.

Henri musste an seine ersten Kämpfe im Tempel von London denken. Es waren Turnierkämpfe gewesen, die allein dem Vergnügen gedient hatten. Er hätte sich nie vorstellen können, wirklich jemanden zu töten. Der tief gläubige Henri hasste das Töten. Aber in Notwehr war ihm oft nichts anderes übrig geblieben.

Henri war einen Moment lang unaufmerksam. Dann fing er sich wieder. Die Sonne stand jetzt so hoch, dass sie niemanden mehr blenden konnte, ihr Vorteil war dahin. Und noch immer

hatten sie es nicht geschafft, auch nur in Reichweite des Käfigs zu gelangen.

Henri bemerkte, wie ein Soldat ihre Pferde einfing und davonführte. Er wollte Uthman darauf aufmerksam machen, aber dann lief er selbst los. Er erreichte den Soldaten, der nicht mit einem Angriff von hinten rechnete. Henri schlug ihn ohne Vorwarnung nieder. Henri griff nach den Zügeln der Pferde, beruhigte sie mit einem Schnalzen und führte sie zum Galgen zurück.

In der Zwischenzeit war Sean gestürzt. Ein Stein hatte ihn am Kopf getroffen. Er blutete. Nur langsam und torkelnd kam er wieder auf die Beine. Uthman focht kraftlos mit der Linken. Sein rechter Arm hing an seinem Körper herab.

Er ließ die Zügel der Pferde los und sprang den beiden zu Hilfe. Erneut ging der Kampf hin und her. Sean kam wieder auf die Beine. Er schwang sein Schwert und schlug zu. Henri focht wie besessen. Wer in Reichweite seines Schwertes kam, hatte keine Chance. Aber auch Henris Kraft ließ langsam nach. Sean taumelte erneut, auch Uthman ließ keuchend sein Schwert sinken.

Es zerriss Henri das Herz, mit ansehen zu müssen, wie seine Freunde vor Erschöpfung nicht mehr konnten.

Da regte sich Joshua. Er hatte sich aufgerafft und kniete jetzt im Käfig. Henri hörte einen Laut. Joshua wollte ihm etwas zurufen! Henri versuchte, es zu verstehen.

Aber er vernahm nur einen matten, krächzenden Laut – wie von jemandem, der das Sprechen verlernt hat.

Anfang Oktober 1318. Sarah

Henri wusste, es waren die Tage, an denen die Christenheit der »Lieben Frau vom Rosenkranz« gedachte. Er hätte die Messen gern mitgefeiert. Aber das war nicht möglich. So ließ er sich die entsprechenden zehn Gebete durch den Kopf gehen, eingerahmt von einem »Vaterunser« und einem »Ehre sei dem Vater«. Er betete inbrünstig, jedes Gebet war einem Geheimnis aus dem Leben Jesu gewidmet. Er kannte die Abfolge, die er vor Rosenkranzaltären im ganzen Abendland gebetet hatte, er sehnte sich nach einer Kirche, nach frommen Gesängen, nach dem Geruch von Weihrauch und Myrrhe. In Gedanken kniete er am richtigen Platz und war frohen Mutes. Wie traurig war die Wirklichkeit!

Man hatte den Käfig heruntergelassen und die besiegt Gefährten neben Joshua hineingepfercht. Dann war der Käfig wieder emporgezogen worden. Die Sonne befand sich inzwischen wieder auf ihrer Abwärtsbahn.

Henri konnte sich kaum rühren. Es war zu eng in der Falle. Doch Joshua lebte, das war die Hauptsache. Uthman blickte stoisch vor sich hin. Sean blutete aus einer Wunde am Kopf, dort, wo ihn der Stein und danach auch ein Schwerthieb getroffen hatten, zum Glück mit der stumpfen Seite.

Henri sah noch einmal den Anfang vom Ende vor sich. Wie Uthman nicht mehr kämpfen konnte und auf die Knie fiel. Wie Sean der Schwerthieb traf. Wie Henri plötzlich eingesehen hatte, dass sie es niemals schaffen – würden, Joshua zu befreien. Er hatte sich ergeben, nachdem ein Soldat ein

Schwert an Uthmans Hals gesetzt und damit gedroht hatte, ihm den Kopf abzuschlagen.

Sie waren besiegt worden.

Henri versuchte, mit Joshua zu sprechen. Der Freund war derart geschwächt, dass er kaum den Kopf drehen konnte. Aber er war nicht schwer verletzt, er hatte nur leichte Stichwunden. Ihm war noch zu helfen.

Bei diesem Gedanken verspürte Henri einen bitteren Geschmack im Mund. Wer sollte es denn sein, der Joshua jetzt noch half? Es war keine Hilfe in Sicht. In dem Moment, in dem der Sektenanführer hier auftauchen würde, würde sicher alles sehr schnell gehen. Man würde kurzen Prozess mit ihnen machen, denn unten lagen immer noch die von ihnen getöteten Soldaten. Es waren wohl mehr als dreißig.

»Joshua! Verstehst du mich?«

Der Freund nickte stumm. Auch Uthman drehte sich jetzt stöhnend zu ihm. Henri sah, dass Sean die Augen geöffnet hielt. Der Knappe war außerordentlich tapfer.

»Gib deine Hoffnung nicht auf, Joshua! Wir waren schon oft in aussichtslosen Situationen, erinnerst du dich?«

Joshua nickte. Sein Gesicht war grau, seine Augen wirkten stumpf und leer. Henri konnte den Anblick kaum ertragen. Es war ein bitterer Trost, dass sie jetzt wieder zusammen waren.

»Erinnerst du dich an die Tage der Sklavenkarawane in der Nähe von Genezareth? Wir mussten die Kinder aus den Händen der Sklavenhändler befreien. Wir kämpften gegen eine riesige Übermacht. Wir waren eigentlich chancenlos. Und doch schafften wir es. Wir führten Schlag auf Schlag gegen die barbarischen Feinde und schlugen eine Bresche. Wir gingen hindurch wie durch ein sich öffnendes Meer, erinnerst du dich? Das Meer der Feinde teilte sich unter unseren Hieben. Wir waren verwundet, aber wir wankten nicht. Wir führten unsere Schläge mit letzter Kraft – eine Anstrengung, die wir uns

schon selbst nicht mehr zutrauten. Es war aussichtslos, aber wir gaben nicht auf, und am Ende waren wir erfolgreich. Wir konnten die Kinder befreien!«

»Ich erinnere mich«, murmelte Joshua. Henri durchströmte bei diesen Worten ein Glücksgefühl.

»So viel Lohn haben wir selten bekommen wie die Dankbarkeit in den Augen der entführten Kinder, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Joshua schwach.

Uthman sagte plötzlich: »Die anderen bekamen auch ihren Lohn. Es waren keine Rechtgläubigen, obwohl sie Araber waren. Sie haben für ihre Untaten bezahlt.«

Jetzt war Sean an der Reihe, sich in den Kreis der Lebenden zurückzumelden. Er bewegte sich, wandte sich im Liegen zu den Freunden um und sagte leise: »Ich rief den Kindern zu: Haltet noch ein wenig aus! Ihr werdet gerettet!«

»Ihr werdet gerettet!«, wiederholte Joshua. »Welch hoffnungsvolle Worte!«

Sarah war endlich wieder zu sich gekommen. Sie hatte die letzten Stunden wie im Traum verbracht und alles – über sich ergehen lassen. Piet war jetzt fort, er hatte endlich von ihr abgelassen. Sarah spürte nichts mehr. Sie lag da und versuchte, sich zu erinnern. Wer war sie?

Piet van Utrecht hatte pausenlos auf sie eingeredet. Er hatte eine großartige Zukunft ausgemalt. Man würde ihn zum wahren Kaiser krönen. Sarah glaubte nicht daran. Dieser Piet war in ihren Augen eine erbarmungswürdige Kreatur.

Sarah hatte schon öfter von falschen Propheten wie Piet reden hören. Sie hatten alle ein schmachvolles Ende gefunden. Besonders an eine Geschichte erinnerte sich Sarah. Während sie sich jetzt vom Bett erhob und ihre Kleider richtete,

während sie die Schmerzen in ihrem Körper zu ignorieren versuchte, erinnerte sie sich.

Der Prophet hatte Bertrand geheißt. Bertrand aus Ray in Burgund. Er war ein leibeigener Spielmann gewesen, der im Gefolge seines Herrn am vierten Kreuzzug teilgenommen hatte. Als sein Herr gestorben war, behauptete Bertrand, seine Inkarnation zu sein. Er sammelte eine große Gefolgschaft um sich, Leute, die behaupteten, den Messias auf die Erde zurückholen zu können. Als man Bertrand später als Scharlatan entlarvt hatte, verlor er die Nerven und floh in der Nacht nach Valenciennes, seiner alten Hochburg.

Seine Anwesenheit hatte damals für große Verwirrung gesorgt. Die fanatisierten Massen nahmen ihn in Schutz. Sie setzten einige Reiche gefangen und forderten Lösegeld, um Bertrand wieder mit allem Notwendigen ausstatten zu können. Sie quartierten ihren Messias in der Zitadelle ein und verstärkten die Stadtmauer. Doch Bertrand stahl so viel Geld, wie er einstecken konnte, und floh. Aber man spürte ihn auf, nahm ihn gefangen und stellte ihn in den Städten zur Schau, in denen er zuvor verehrt worden war. Er endete in Lille am Galgen. Seine Sekte löste sich rasch auf, und schon bald war es, als hätte sie niemals existiert.

Sarah erinnerte sich gern an diese Geschichte. So sollte es auch Piet ergehen. Es musste nur jemanden geben, der ihm die Stirn bot, dann würde er die Nerven verlieren wie Bertrand aus Ray in Burgund.

Sarah erblickte plötzlich einen Dolch, der auf dem Tisch lag. Sie starrte darauf. War sie diejenige, die einen Anfang machen musste? Konnte sie es wagen, sich gegen Piet zu stellen?

Sarah spürte, wie ihr Tränen in die Augen schossen. Sie war erniedrigt und gedemütigt worden. Piet hatte ihren Stolz und ihre Ehre geraubt. Er hatte sie ausgespuckt wie einen Kirschkern.

Mit einem Mal wollte Sarah nicht mehr weiterleben. Ihr Leben besaß keinen Wert mehr für sie. Aber sie würde es nicht einfach wegwerfen, sie würde den Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen.

Sarah empfand nichts bei dem Entschluss, den sie gerade gefasst hatte. Aber sie wusste, es war der richtige. Sie nahm den Dolch und verließ das Haus.

Es ist Zeit für eine Lebensbeichte, dachte Henri de Roslin. Was hatte er erreicht? Das Leben ging so schnell vorbei, dass man seine Pläne nicht zu Ende denken konnte. Und noch weniger konnte man sie ausführen.

Der Käfig, in dem sie gefangen waren, schaukelte im Abendwind. Von unten her stieg ihnen Rauch in die Nase. Henri hatte sich noch nie in einer derart erbärmlichen Lage befunden.

In den letzten Stunden hatte er sein Leben Revue passieren lassen. Seine Ausbildung im Tempel von London, wo er sowohl die Kunst des Geldhandels als auch die Schwertkunst gelernt hatte. Seine Studien der alten Schriften und der modernen Sprachen, er konnte Latein, Griechisch, Französisch. Sein Englisch war einwandfrei, seine Muttersprache, Schottisch, war ebenfalls tadellos. Im Heiligen Land hatte er auch Arabisch und Aramäisch, die Sprache Jesu, gelernt.

Doch was nützten ihm nun all seine Kenntnisse? Was nützte es zu wissen, wo sich der begehrte Tempelerschatz befand? Nichts! Der Reichtum war Asche im Wind der Geschichte! Seine mönchische Ausbildung hatte ihn mit der Theologie und auch mit den Wissenschaften bekannt gemacht, durch die Freundschaft mit Uthman und Joshua besaß er Kenntnisse in Astronomie und Chemie. Und durch sie war er auch von manchem Aberglauben befreit, er glaubte nicht an Dämonen

oder Teufel, und er bewunderte das große Wissen der Juden und Mauren.

Alles, was ein Mann lernen kann, dachte Henri, geht verloren, man kann es nicht bewahren. Jetzt, wo sein Ende nahte – die Heiligen Tänzer hatten beschlossen, ihn und seine Freunde zu verbrennen –, fühlte er sich hohl und leer. Nichts würde bleiben. Er konnte nichts mitnehmen.

Ihm blieb die Hoffnung, vor dem Angesicht des Herrn zu bestehen. Dort musste er Rechenschaft ablegen über alle seine Taten.

Wenn Henri seine Freunde betrachtete, ahnte er, dass sie Ähnliches dachten. Jeder von ihnen war mit sich selbst beschäftigt. In der Stunde des Todes, dachte Henri, sind wir allein. Keiner kann dem anderen helfen.

Henri blickte durch die Gitterstäbe hinunter auf die Menge. Sie hatten bereits damit begonnen, Holz zusammenzutragen. Noch in dieser Nacht wollten sie ihr Fest feiern.

Henri stieß Joshua an. Der Freund öffnete die Augen. Henri wollte ihm etwas Tröstendes sagen. Aber er musste feststellen, dass seine Lippen verschlossen blieben.

Die Menge jubelte. Alle sahen zum Käfig hinauf. So musste man mit Feinden verfahren!

Piet genoss den Triumph. Er wusste all seine Anhänger hinter sich. Er hatte den Gefangenen Hab und Gut abgenommen und es unter den Bewohnern Marcks verteilt. Jetzt stand er auf dem Podest am Galgen und machte eine ausschweifende Geste mit ausgestrecktem Arm. Piet trug den weißen Mantel des Templers. Er fühlte sich darin wie ein wahrer Herrscher. Magische Kräfte gingen durch die Masse auf ihn über.

Es würde ein großes Fest werden, die Brennenden zu sehen! Auch aus der Hafenstadt würden am Abend einige Personen

herkommen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Piet van Utrecht hatte wieder einmal Ketzer unschädlich gemacht!

Als Piet schwärmerisch über die Köpfe der Menge hinweg sah, erblickte er die schwankende Gestalt einer jungen Frau. Sie raffte ihr Kleid vor der Brust. War das nicht diese Sarah?

Piet sah genauer hin. Natürlich war sie es! Was wollte sie? Hatte sie sich endlich bekehren lassen, dieses kratzbürstige Biest? Sie hatte sich gewehrt, als ginge es um Leben und Tod! Doch hatte er ihr ein für alle Mal klargemacht, nach wessen Willen hier vorgegangen wurde.

Was wollte sie jetzt?

Piet ließ das Mädchen nicht aus den Augen. In diesen Tagen musste man stets auf der Hut sein. Hinter jedem jubelnden Anhänger konnte sich ein Feind verbergen, der aus dessen Schatten hervorsprang, um ihm zu schaden.

Sarah kam näher. Vor ihr stand die Menge wie eine Mauer. Piet sah, dass sie nicht hindurchkam. Das erleichterte ihn immens.

Er wandte sich seinen Soldaten zu. Sie ließen ihn in Sprechchören hochleben. Sie feierten ihn. Das gefiel Piet, es nährte seinen Stolz. Hatte er es nicht verdient, geliebt zu werden?

Als Piet sich wieder umwandte, sah er, dass sich Sarah inzwischen einen Weg durch die Menge gebahnt hatte. Sie stand regungslos da und blickte ihn an.

Piet war plötzlich wie gelähmt. Etwas in ihm schrumpfte, fiel in sich zusammen. Er fühlte sich so schrecklich allein, er hätte weinen können. Was war nur los mit ihm? Er brauchte doch nur seinen Wachen zu befehlen, diese Frau zu entfernen!

Aus irgendeinem Grund brachte es Piet nicht zustande, dies zu veranlassen. Er stand nur da und sah, wie Sarah immer

näher kam. Jetzt hob er die Hand. Bleib, wo du bist, wollte er rufen. Aber aus seinem Mund kam nur ein Krächzen.

Er sah, dass Sarah einen Dolch zog. Sahen das die anderen denn nicht auch? Sie mussten es doch sehen!

Piet war unfähig zu reagieren.

Sarah stand jetzt unmittelbar vor ihm. Sie hob die Hand mit dem Dolch. Die Waffe würde ihm in die Brust fahren. Was danach mit ihr geschehen würde, war einerlei.

Sie hob die Waffe noch ein Stück höher. Piet stand regungslos da, sein Gesicht erstarrt und grau.

Gerade, als Sarah zustechen wollte, wurde sie von einem Gegenstand getroffen.

Er kam von irgendwoher geflogen. Es war ein Knüppel, den jemand aus den Reihen der Soldaten geworfen hatte.

Plötzlich konnte sich Piet aus seiner Erstarrung lösen. Während Sarah vor seinen Füßen zusammenbrach, begann Piet zu brüllen. Seine Schreie drangen über den ganzen Platz.

»Tötet sie! Tötet diese ketzerische Metze!«

Seine Soldaten stürzten herbei. Sie zückten ihre Lanzen und hoben sie empor, als wollten sie in eine Schlacht reiten. Dann stießen sie zu. Immer wieder.

Piet wollte es so. Er befahl ihnen, den schon toten Körper der jungen Frau so lange zu malträtieren, bis sich selbst die gefühllosesten unter den Soldaten abwandten.

Zurück blieb ein zerfetztes, blutiges Bündel Fleisch zu Füßen des Propheten.

Anfang Oktober 1318. Himmelszeichen

In tiefster Nacht erhellten nur Fackeln den Ort. Auf dem Galgenplatz tummelten sich nicht nur die Heiligen Tänzer, sondern auch deren Schatten. Jemand ließ Schellen und Becken erklingen, ein anderer spielte auf einer Beinflöte. Im Licht der züngelnden Flammen wirkte der Tanz der Sektierer gespenstisch, fast so, als begingen Hexen und Teufel ein gemeinsames Fest.

Immer wieder umkreisten auch Scharen von Geißlern den Platz, über dem der Käfig mit den Gefangenen hing. Darunter Männer mit langen Haaren und Bärten, die trotz der nächtlichen Kühle ihren entblößten Oberkörper zeigten, und Frauen in zerfetzten Kleidern und mit bloßen Füßen; sie alle schlugen mit langen Lederriemen auf ihre ungeschützte Haut ein.

Jetzt sah man auch Verrückte mit gesenkten Häuptionen und andere Kranke, die aus den Geheimgängen unterhalb der Stadt heraufgekommen sein mochten.

Piet hatte sich einen Thronstuhl bringen lassen, in dem er, eingehüllt in den Templerumhang, Hof hielt. Er hatte beschlossen, die Scheiterhaufen doch erst in der kommenden Nacht entzünden zu lassen. Sarahs geschändeter und verstümmelter Leichnam war weggeschafft worden, das Blut auf dem Holzpodest des Galgens hatte man abgewaschen. Piet starrte immer wieder wie unter Zwang auf diese Stelle.

In dieser Nacht gedachte Piet nicht mehr zu tun, als dazusitzen und nachzudenken. Zum ersten Mal seit den Tagen

von Utrecht fühlte er sich nur dann sicher, wenn er viel betete und nichts tat, was den Zorn des Herrn erregen mochte. Zwischendurch blickte er immer wieder zu den Gefangenen empor. Sie würden auch in der folgenden Nacht noch gut brennen.

Piet sah den Heiligen Tänzern zu, lauschte der Musik und den wilden Gesängen. Die Gesichter der Tänzer waren stark, kräftig, leidenschaftlich, wie erfüllt von der geheimen Botschaft, die Piet ihnen immer wieder eingetrichtert hatte. Ihre Augen leuchteten vor Gewissheit, zu den Auserwählten zu gehören. Ihr blutiges, schmerzvolles Ritual schien das zu beweisen, denn Schmerzen fügt sich freiwillig nur jemand zu, der genau weiß, dass seine Buße angenommen wird.

»Das Weltzeitalter geht zu Ende! Das Ende ist nahe!«

Piet hob den Kopf. Die Worte drangen zu ihm vor, aber er war sich nicht sicher, ob er wirklich noch an sie glaubte.

»Die irdischen Reiche sind Tand! Alles auf der Welt ist vergänglich!«

Ja, dachte Piet, nur die göttliche Zeit zählt. Und deren Beginn steht kurz bevor. Die Abrechnung, die dann auf die Menschen zukommt, wird furchtbar sein.

Neue Büßer strömten auf den Platz, es hieß, etliche von ihnen seien aus Calais gekommen. Oder waren es weitere Kranke, die die unterirdischen Laboratorien verlassen hatten? Wer immer sie sein mochten, alle schienen den Juden brennen sehen zu wollen.

Es war ein schier endloser Zug von Männern und Frauen. Auch Kinder waren darunter, sie führten Hunde und Ziegen mit sich. Der Anführer der Heiligen Tänzer trug ein schweres Holzkreuz auf seinem Rücken, unter dessen Last er sich dahinschleppte. Die Furcht vor dem Ende der Welt griff allgemein um sich, nicht nur unter den Einwohnern von Marck.

»Die Fristen sind abgelaufen!«, kreischte eine Flagellantin.
»Die Zeit ist reif, sie strebt ihrem Ende entgegen, und mit dem Ende der Zeit bricht das Reich Gottes an!«

Piet ließ seine Blicke über die stumm abwartende Menge schweifen. Die Bewohner von Marck verhielten sich immer gleich – sie taten nichts. Er fürchtete sich vor ihnen. Er wusste nicht, was in ihren Köpfen vor sich ging. Waren sie auf seiner Seite oder gegen ihn? Er hätte sie zwingen können, die heiligen Tänze mitzumachen, aber er konnte sie nicht dazu zwingen, für ihn und seine Sekte zu sorgen. Und das taten sie zurzeit. Sie brachten pünktlich Essen und Getränke herbei, und das wollte Piet nicht aufs Spiel setzen. Diese Dinge mussten funktionieren, sonst war mit Aufruhr zu rechnen.

»Der Messias ist nahe! Schon sehen wir sein Licht in der Finsternis der Welt! Mit ihm bricht unser Dasein ein in den großen Ozean der Schöpfung und versinkt darin, und so können wir endlich unser Jammertal verlassen und uns unseren Platz auf den Inseln der ewigen Seligkeit bereiten!«

Selbst die Weiber sind überzeugt, dachte Piet grimmig. Sie hatten es ihm anfangs besonders schwer gemacht. Die Weiber waren so sehr mit ihren Alltagssorgen beschäftigt gewesen, dass sie den Weissagungen und Prophetien keine große Beachtung geschenkt hatten. Aber mit der Zeit hatten sie sich gefügt. Und mittlerweile glaubten sie felsenfest an das, was Piet predigte.

Neben der Musik und den Parolen der Büßer klang unablässig das Gemurmel betender Menschen über den Platz. Und wer nicht betete, der tanzte. Zwischendurch klatschten immer wieder Ruten und Riemen auf die Schultern der Geißler, das Ächzen und Stöhnen wurde lauter und vermischte sich mit dem Geruch nach Blut und Schweiß.

Die Menge auf dem Platz wirkte wie eine große Gemeinde von Ängstlichen, die dennoch begierig war, die neuen

Hiobsbotschaften über das nahe Ende der Welt zu hören. Gaukler und Jahrmarktsschreier taten sich hervor, die bislang am Rand des Platzes ausgeharrt hatten, und versuchten, mit Gespött, groteskem Gezappel und schriller Musik das Drama vom Weltuntergang ins Lächerliche zu ziehen.

Piet ließ auch sie gewähren. An einem anderen Abend hätte er die Hunde auf sie gehetzt. Heute Nacht war er nicht in der Lage zu handeln.

Eine Gruppe von Frauen aus dem Viertel, in dem die Eingänge zur unterirdischen Wasserwelt lagen, fiel gemeinsam auf die Knie. Sie schrien durcheinander, und so waren die Einzelheiten ihrer Selbstanklagen kaum zu verstehen. Aber alle wollten sich dem nahen Messias unterwerfen, damit er sie zu sich nehme und reinige.

Piet war mit seinen Gedanken beim Tag des Jüngsten Gerichts. Einige von ihnen würden in ewige Finsternis hinabgerissen werden. War dieses Schicksal auch für ihn bestimmt? Himmel und Hölle waren ja keine Einbildungen, sondern tatsächlich existierende Kontinente. Nun schien der Zeitpunkt der Abreise dorthin wirklich gekommen zu sein. Alle Menschen, dachte Piet, kehren zurück in ihre eigentliche Heimat, in die Ewigkeit, wo sie einst entstanden waren. Piet war stolz auf seinen Gedanken. Einigen würde diese Heimkehr fürchterliche Schmerzen bereiten. Ihm jedoch nicht – oder etwa doch?

Auf dem Platz wurden immer mehr Pechfackeln angezündet. Hier und da loderten nun auch in Brand gesetzte Lumpen und andere Abfälle. Die Feuer, angefacht von einer plötzlichen Brise, flackerten überall und verbreiteten ein unwirkliches Licht.

Piet schauderte. Er blickte zu den Scheiterhaufen. Sollte er sie nicht doch noch heute Nacht entzünden? Dann wäre dies endgültig erledigt. Aber stank es auf dem Platz nicht ohnehin

schon nach dem heißen Atem der Dämonen, nach ihrem Auswurf und nach verbrannten Körpern?

Piet schloss die Augen. Verlor er jetzt schon den Verstand? War nicht alles, was er sich vorgenommen hatte, viel zu viel für einen einzigen Mann? Würde er bald in den Laboratorien der Ärzte enden?

»Unser irdisches Leben ist Abfall im Feuer des Herrn!«, schrie ein Tänzer, der auf einer Abfallkiste stand. »Es hat keinen Sinn. Um dies zu ändern, muss der Erlöser wiederkommen.«

Die Flagellanten riefen in der Dunkelheit: »Zerstört diese Welt der Gottlosen! Lasst ab von allen Besitztümern und irdischen Freuden! Entsaugt der Lust des Fleisches! Nur so könnt ihr der göttlichen Gnade sicher sein!«

In diesem Moment zog ein heller Meteoritenschwarm, wie er zur Herbstzeit oft zu sehen ist, am – nachtdunklen Himmel vorüber. Die Menge heulte auf.

Es gab niemanden, der nicht mit ausgestreckten Händen zum Himmel wies. Das da war eindeutig ein Zeichen für den Weltuntergang! Eine göttliche Bestätigung ihrer Erwartungen und Beschwörungen! Sie waren erhört worden!

Piet van Utrecht erhob sich langsam. Der Sternenregen zog vorüber, um mit einem Schlag zu erlöschen. Tage um Tage hatte er Gott um ein Zeichen gebeten. Nun hatte er es erhalten!

Piet hob die Arme. Alle verstummten. »Ein Himmelszeichen, wie ich es angekündigt habe!«, rief er erregt. »Er ist nahe! Der Herr ist nahe!«

Und während die Menge auf die Knie fiel, dachte Piet bei sich: Es ist wahr, alles ist ein Zeichen. Wir müssen auf alles achten, denn in allem äußert sich der Wille Gottes. Jeder Vogel, der uns flüchtig ansieht, ist von ihm gesandt. Wir müssen die Zeichen deuten! Das ist unsere einzige Aufgabe auf Erden. Auch wenn wir daran irre werden sollten.

Piet stand wie versteinert da. Die Menge irritierte es, dass ihr Prophet verstummt war. Sie erwarteten eine Predigt von ihm. Aber er schien die Worte verloren zu haben. Lauschte er einer Stimme, die sie nicht hören konnten?

Die Büsser verharrten auf den Knien und begannen, mit emporgestreckten gefalteten Händen den Himmel anzusingen. Andere knieten stumm und ergriffen nieder. Alle warteten ängstlich auf weitere Zeichen. Und alle wussten, dieser Abend war gesegnet. Gott selbst hatte ihn auserwählt.

Während Piet noch immer schwieg, flackerten die Fackeln weiter. Die Brise von der See her hatte sich verstärkt. Frische Winde fachten die Feuer ringsum an.

Am Rand des Galgenplatzes waren jetzt noch mehr Gaukler eingetroffen, die zu einer durchreisenden Jahrmarktstruppe gehörten. Sie deklamierten ein Stück, in dem die Passionsgeschichte Christi dargestellt wurde. Zu dieser Truppe gehörten auch zwei Feuerschlucker. Die beiden bärenstarken Männer hielten Fackeln an ihre Münder und spien irgendeine Flüssigkeit dagegen. Daraufhin loderten die Flammen ihrer Fackeln unwahrscheinlich hell auf und rollten einige Meter hoch empor, bis sie zerstieben und über den Köpfen der Zuschauer erloschen.

Es sah so aus, als wären Feuer speiende Dämonen aus der Hölle aufgefahren, um den Menschen einen Vorgeschmack davon zu geben, was sie in Kürze erwartete.

Die junge Frau hielt sich im Dunkeln. Sie beobachtete alles genau. Sie sah die Tänzer und die zuckenden Schatten. Sie wollte nicht gesehen werden, aber ein Kutscher, der mit seinem Gefährt so unvermutet um die Ecke gebogen war, dass sie die Mantelkapuze nicht schnell genug ins Gesicht ziehen konnte, hatte sie angeschaut und dann entsetzt auf sein Pferd

eingeschlagen. Die junge Frau war selbst erschreckt darüber, dass den Mann derart das Entsetzen gepackt hatte.

Sah sie so schrecklich aus? Oder hatte der Kutscher geglaubt, einen Geist zu sehen?

Sie blickte sich vorsichtig um und ging hinüber zu den Tanzenden. Sie sah die vier Scheiterhaufen und erbebt. Sie versuchte, sich daran zu erinnern, wo sie das alles schon einmal gesehen hatte? Dann blickte sie zu dem Käfig empor, in dem die Gefangenen hockten. Wie erbarmungswürdig dies alles doch war! Und niemand half ihnen. Doch der Anführer der Wache schien die Scheiterhaufen nicht entzünden zu wollen.

Als der helle Schein des Himmelszeichens aufleuchtete, blieb auch die junge Frau gebannt stehen. Was hatte das zu bedeuten? Wie konnte es sein, dass diese Sterne genau in diesem Augenblick erschienen? Zeigten sie an, dass jemand von den Toten auferstanden war?

Gedankenverloren fuhr die Frau mit einer Hand über ihr kaltes Gesicht. Vielleicht kündete das Zeichen auch von der baldigen Wiederkunft des Messias. Oder kam mit diesem Zeichen der Antichrist in die Welt?

Die Frau zog die Kapuze tiefer ins Gesicht und sah, dass der Anführer der Sekte den Platz verließ. Er ließ sich von einigen Geharnischten begleiten. Sie schlugen den Weg zum Rathaus ein. Die junge Frau war fremd in der Stadt, und sie wusste nicht genau, was sie tun sollte. Sie entschloss sich, ihrem Auftrag entsprechend zu handeln. Ein furchtbarer Tod musste gesüht werden.

Sie folgte den Männern. Niemand nahm Notiz von ihr. In dieser Stadt fiel eine junge Frau im Rock der Benediktinerinnen nicht auf. Sie achtete darauf, dass ihre Sandalen nicht unnötig klapperten, aber selbst das hätte sie nicht verraten. Am Rathaus angekommen, sah sie, wie die

Soldaten mit ihrem Anführer verschwanden. Kurze Zeit später wurden überall in dem Gebäude Kerzen angezündet. Laute Stimmen waren zu hören.

Sie ging näher. Da sie langsam, wie ziellos heranspazierte, erregte sie keinen Verdacht bei den beiden Wächtern, die vor dem Tor des Rathauses standen.

Doch als sie näher kam, um danach zu fragen, wie sie dem Propheten Piet sein Tun vergelten dürfe, als sie ihre Kapuze ein wenig lüftete, um die Soldaten anzusehen, da erschrak sie. In den Gesichtern der Männer stand blankes Entsetzen. Sie starrten sie an, ihre Mienen waren wie versteinert. Dann schlugen sie das Kreuzzeichen. Die junge Frau ging wortlos an ihnen vorbei und betrat die Halle des städtischen Rathauses.

»Herr im Himmel sei uns gnädig!«, sagte ein Soldat. Er ließ seine Lanze fallen und rannte davon.

Piet van Utrecht saß auf seinem Thron. Er hatte ihn von den besten Handwerkern des Ortes anfertigen lassen. Sein Holz war edel, auf dem purpurnen Samtbezug schimmerten Perlen, und wenn Piet die Hände über die Seitenlehnen legte, spürte er die eingewebten Diamanten. Über seinem Kopf schwebte ein weißer Federbusch, und seine Füße standen auf fein gewebten Teppichen.

Piet musste die Bilder des Feuers verarbeiten, die sich in seinen Verstand eingebrannt hatten. Irgendetwas war in der heutigen Nacht mit ihm geschehen. Seine ehemaligen Gewissheiten wurden immer fragwürdiger. Je näher er einem Gedanken zu kommen suchte, desto weiter entfernte er sich davon. Und als er seinen Blick auf dem – Teppich ruhen lassen wollte, der an der gegenüberliegenden Wand hing, was er immer tat, um sich zu beruhigen, ängstigte ihn plötzlich, was er sah.

Das in den Teppich eingewebte Bild zeigte den Antichristen. Er stand mit Bocksbeinen auf züngelnden Flammen. Seinen Körper bedeckte das krause Fell eines Wolfs. Er trug Hörner, einen langen Schwanz und andere tierische Merkmale Satans. Seinem aufgerissenen Mund entströmte mit Fröschen und Würmern vermischter heißer Atem, der die Welt verheerte. Er hielt in der einen Hand den Schlüssel zur Himmelspforte, in der anderen das brennende Kreuz des gestorbenen Erlösers.

Dieser Dämon machte Piet jetzt Angst. Das Ungeheuer besaß so viel zerstörerische Macht – was konnte Piet schon tun, um von ihm nicht vernichtet zu werden! Aus seinem Unterleib wuchs ein immenses Gemächt. Piet erschauerte abermals. Dieser Dämon war auch außergewöhnlich potent, von unwiderstehlicher Anziehungskraft.

Unwillkürlich musste Piet an Sarah denken. Er fühlte ein Gefühl des Jammers in sich aufsteigen. Er hatte die schöne junge Frau erschlagen lassen! Würde ihn nicht allein dafür die Rache des Antichristen ereilen? War der Antichrist nicht der Schutzpatron aller ungläubigen Weiber? Bitte, verschone mich, dachte Piet ängstlich.

Er rutschte in seinem prächtigen Sessel hin und her, sein Körper schrumpfte zu einer jämmerlichen Gestalt zusammen. Sarah, dachte er. Ich habe es nicht so gemeint! Komm doch her, Sarah, und tröste mich!

Ein Diener kam heran und fragte nach Piets Wünschen.

»Ich möchte weinen«, sagte Piet. »Bring mir die Tränenvase.«

Kurz darauf hielt Piet eine kleine, goldverzierte Porzellanvase an seine tränenden Augen. Erst an das rechte, dann an das linke. Danach ließ er sich die Augen mit einem Seidentuch trocknen. Als der Diener ihm zu grob vorging, schlug er ihm ins Gesicht. Der alte Mann taumelte zurück und verbeugte sich ehrerbietig, während er den Raum verließ.

Piet rief nach seinen jungen Frauen. Aber sie waren nicht da. Piet flehte, er wollte nicht allein sein. Wo waren all die Menschen, die ihn sonst umgaben? Die zärtlichen Weiber, die lustigen Kerle?

Piet verfiel in ein jämmerliches Greinen. Er stand auf, zog seinen Dolch und hieb ihn in den Wandteppich. Er schlitzte den Teppich auf, bis er in Fetzen hing. Als er sich wieder beruhigt hatte und in das Gesicht des Antichristen sah, hatte es sich verändert. Es schien ihn anzugrinsen. Und das aufgerissene Maul, aus dem die Frösche und Würmer herausgefahren waren, schien jetzt den Namen Piet zu formen.

Der Prophet starrte den Wandteppich an. Er setzte seinen Dolch mitten in das Gesicht des Dämons und durchschnitt es kreuz und quer.

Ein Geräusch ließ ihn herumfahren.

Er starrte auf die Gestalten, die unter dem Türbogen standen. Er sah nicht die beiden Soldaten, die ihre Lanzen erhoben hatten. Er nahm nur die Gestalt in ihrer Mitte wahr. Und er fühlte, wie seine Knie ihren Dienst versagten.

»Nein, nein! Nicht das! Noch nicht!«, wimmerte Piet.

Er fiel auf die Knie und streckte die Hände aus. »Ich habe es nicht gewollt! Die anderen sind schuld! Die Soldaten! Nimm sie mit dir! Ich habe es nicht gewollt!«

»Herr!«, sagte einer der Wächter. »Besuch aus dem Landesinneren.«

»Verschone mich, Sarah!«, kreischte Piet. »Ich bin unschuldig! Verzeih mir doch!«

»Herr! Sie kommt von weit her. Sie will Euch dienen!«

»Von weit her? Die Hölle ist nicht weit. Geh fort, Sarah!! Ich will dich nicht sehen.«

Die klare, dunkle Stimme einer Frau ließ Piet verstummen. »Ich heiße nicht Sarah, Herr!«

Piet blickte sie an. Wieder erschauerte er. Sie war es! Zurückgekehrt aus der Hölle der Ungläubigen, um ihn mit sich zu ziehen! Alles an ihr erinnerte ihn an Sarah. In ihren schönen braunen Augen stand der gleiche Glanz. Oh, hätte er sie doch am Leben gelassen! Wie konnte er das je sühnen!

Die junge Frau schlug die Kapuze zurück, und ein Schwall blonden Haars fiel auf ihre Schultern hinab. Piet stutzte. Sarahs Haar war schwarz gewesen, pechschwarz!

»Was willst du hier?«, fragte er ängstlich.

Die junge Frau trat näher. Die beiden Wächter blieben an ihrer Seite, überkreuzten vor ihr die Lanzen.

»Ich bin von weit her gekommen. In meiner Heimat sagt man, Ihr seid der neue Christus, der Wiedergeborene. Ich möchte die Erste sein, die Euch die Füße wäscht und salbt. Bitte erlaubt es mir!«

»Du bist nicht Sarah!«, stellte Piet fest, seine Stimme klang jetzt energischer. »Du bist noch viel schöner als sie. Und du willst mir wirklich dienen?«

»Ja, Herr!«

Piet taumelte zu seinem Thron zurück und ließ sich darin hineinfallen. Er starrte die Erscheinung noch immer misstrauisch an, aber langsam löste sich die Angst in seinem Inneren. Gleichzeitig erwachte sein Zorn darüber, dass eine junge Frau es wagte, ihn so zu erschrecken.

»Komm her und leg dich hier vor mich auf den Boden!«, befahl Piet. »Und Soldaten, ihr passt auf, dass sie keine falschen Bewegungen macht.«

Die junge Frau tat wie ihr geheißen. Sie blieb auf dem Bauch liegen. Piet blickte auf sie hinunter, dann gab er Befehl, eine Schüssel mit warmem Wasser und Öle zu holen. Als seine Diener das Gewünschte brachten, forderte Piet die junge Frau auf, zu tun, was sie begehrt hatte.

Und so begann die Fremde, ihm die Sandalen und Strümpfe von den Füßen zu streifen. Dann stellte sie die Füße in das dafür vorgesehene Gefäß und wusch und massierte sie mit zärtlichen Händen. Piet blickte indes auf die wogenden Brüste der Fremden hinab, die sich unter einem eng geschnürten Mieder abzeichneten.

»Du kommst also von weit her, wie?«, fragte Piet. »Und nur, um mich zu sehen? Ich bin also weithin bekannt?«

»Ja, Herr!«, sagte die junge Frau.

»Dann willst du sicher auch meine Dornenkrone bewundern?«

»Gerne, Herr!«

Piet klatschte in die Hände. Diener brachten auf einem silbernen Tablett die Krone.

»Setze sie mir auf!«, verlangte Piet.

Die junge Frau erhob sich, trocknete ihre Hände an ihrem Kleid ab und nahm die sorgfältig geflochtene Dornenkrone. Sie setzte sie auf die kastenförmig geschnittenen gelben Haare des Propheten. Piet griff nach der jungen Frau, die dicht vor ihm stand. Er betastete sie überall. Ja, sie war warm. Sie war kein Dämon aus der Hölle. Und sie war auch nicht Sarahs Geist.

Er wollte gar nicht wissen, wer sie war, wie sie hieß und woher sie kam. Er wollte nur diese Wärme ertasten, diesen jungen Leib spüren.

Oh, dieser junge, warme Frauenleib!

Piet zitterte. Er spürte die Dornenkrone auf seinem Haupt. Stolz lehnte er sich in seinem Thron zurück, und sein begehrllicher Blick fiel wieder auf die junge Frau, die jetzt seine Füße abtrocknete. Dann verrieb sie duftendes Öl in ihren Händen und massierte es sanft in Piets Füße ein. Mit zärtlichen Bewegungen umspielten ihre weißen Hände die Füße des Propheten. Piet seufzte auf.

Sein Blick fiel auf den zerfetzten Wandteppich gegenüber. Das geile Ungeheuer ist tot, dachte er. Ich stehe nun an seiner Stelle. Das Tier hat keine Macht mehr über mich. Ich bin der mächtige Phallus.

Die Wächter am Galgen vertrieben sich die Zeit mit Erzählungen. In dieser Nacht würde wohl nichts weiter geschehen, man begann sich zu langweilen. Kein Sternenregen erschien, kein Blitz am Himmel, die Erde würde nicht beben. Der Prophet hatte sich zur Ruhe begeben. Was blieb, waren die nächtliche Kühle und der schaukelnde Käfig mit den Gefangenen über ihren Köpfen.

So schürten die Wächter das Feuer, um sich zu wärmen, und achteten darauf, dass durch den Funkenflug nicht der Scheiterhaufen entzündet wurde. Sie setzten sich im Kreis um das Feuer, blickten zum bleichen Mond empor und ließen einen Beutel aus Ziegenleder kreisen, der mit Apfelwein gefüllt war.

»Erzähl du, Anhelm! Du kannst es am besten! Vertreibe uns die Nacht!«

»Wovon soll ich erzählen?«, fragte der alte Soldat, in dessen hagerem, von Furchen durchzogenem Gesicht große Augen saßen.

»Von den großen Siegen!«

»Die großen Siege liegen lange zurück!«

»Ebendeshalb! Erzähl davon!«

Der Anhelm genannte Soldat schlug die müden Beine übereinander. Er nickte, als antwortete er auf eine innere Stimme.

»Früher, als Gebete noch geholfen haben, lebten große Männer mit großen Idealen auf der Erde. Einen von ihnen lernte ich selbst kennen. Es war Peter, ein Asket aus dem

Ungarnland, er rief zum Kreuzzug auf. Ich erinnere mich, dass er stets einen Brief in der Hand hielt, den ihm die Jungfrau Maria mit eigener Hand geschrieben hatte, als sie in einer großen Engelschar erschienen war.«

»Davon habe ich schon gehört«, sagte ein Soldat. »Die – Jungfrau war eine gute Briefschreiberin!«

»Als Gebete noch geholfen haben«, fuhr Anhelm fort, »hielt man die Niedrigen und Armen für die wahren Auserwählten. Peter aus Ungarn sammelte sie um sich. Er sagte, Gott sei erzürnt über die Anmaßung der Ritter und den Stolz der Kirchenfürsten, er setze auf die einfachen Leute. Hirten seien es gewesen, welche die frohe Botschaft von des Heilands Geburt zuerst verkündet haben, und jetzt wolle der Herr seine Macht und seine Herrlichkeit erneut durch Hirten beweisen.«

»Das klingt sehr vernünftig, Anhelm! Und du hast dir diese Geschichte nicht ausgedacht?«

»Nein!«, erklärte der alte Soldat eifrig, »alles hat sich wirklich so zugetragen, als ich noch so jung war wie du jetzt.«

»Lasst ihn doch erzählen.«

»Hört also weiter. Der Ungar zog umher. Schäfer und Kuhhirten, Knaben und Mädchen ließen ihre Herden im Stich und versammelten sich, ohne ihre Herren oder ihre Eltern zu fragen, unter merkwürdigen Bannern, auf denen die Vision des Asketen von der ihm erschienenen Himmelskönigin dargestellt war. Bald schlossen sich auch Diebe, Dirnen, Geächtete, Aussätzige, abtrünnige Mönche und gedungene Mörder dem Propheten an.«

»So ist es bei den Heiligen Tänzern nicht, wir sind ehrenhafte Leute!«, sagte ein Soldat, trank einen Schluck und rülpste laut.

»Da hast du ganz Recht, solches Gesindel gibt es bei uns nicht. Zum Glück! Denn sie rissen die Führung an sich und kleideten sich gleichfalls wie arme Hirten, sodass der ganze Haufen unterschiedslos *Pastoureaux* genannt wurde.«

»Ach, die meinst du! Von denen habe ich gehört.«

»Ein gewaltiges tausendköpfiges Heer zog bald durchs Land. Fünzig Kompanien marschierten getrennt mit Pieken, Mistgabeln, Äxten und Dolchen. Sie zogen in Dörfer und Städte ein. Waren ihre Lebensmittel knapp, nahmen sie sich, was sie brauchten, mit Gewalt, doch vieles wurde auch freiwillig gegeben. Das einfache Volk verehrte die Hirten, die *Pastoureaux*, wie Heilige.«

»Du sagst, sie wurden wie Heilige verehrt – waren sie denn keine Heiligen?«

»Vielleicht ja, vielleicht nein. Es waren zu viele. Alle konnten ja nicht heilig sein. Nur einer konnte das wirklich für sich beanspruchen, nämlich...«

»Unser Piet!«

»Dummkopf! Ich rede von einer Zeit, die vierzig Jahre zurückliegt.«

»Ach so.«

»Was wollte dieser Ungar denn? Was verkündete er?«

»Er hielt Brandreden gegen den Klerus. Alle Bettelmönche seien Heuchler und Vagabunden, die Zisterzienser gierten nach Habe und Boden, die Prämonstratenser seien wollüstig und eitel, die Kanoniker halbweltliche Fastenbrecher. Er beschimpfte den Heiligen Vater in Rom. Unter dem Schutz seiner Leibwache verkündete er, seine Hirten allein seien die Hüter der Wahrheit.«

»Die Wahrheit kommt vom Herrn!«, sagte einer der Soldaten.

»Er allein verteilt sie.«

»Eben«, sagte Anchem. »Aber der Ungar berief sich nicht nur auf den himmlischen Besuch Marias, sondern auch auf die Kraft, Kranke zu heilen. Man brachte ihm Kranke, um sie von ihm berühren zu lassen. Wein und Speisen, die seinen Leuten vorgesetzt wurden, gingen nämlich niemals zur Neige – ich

habe es selbst gesehen –, es wurden im Gegenteil immer mehr, wenn sie gegessen und getrunken hatten.«

»Her mit diesem Kerl!«, sagte ein Soldat. »Mich dürstet und hungert!«

»Versündige dich nicht mit deinem Schandmaul«, sagte ein Soldat grob.

Anchelm fuhr fort: »Er versprach den Kreuzfahrern, die Meere würden sich vor ihnen öffnen, sodass sie trockenen Fußes ins Heilige Land kämen. Er besaß wundersame Kräfte und vergab seinen Anhängern ihre Sünden.«

»Das tut Piet auch!«

»Er vollzog Trauungen und Scheidungen gleichermaßen. Elf Männer verheiratete er mit einer einzigen Frau, ich war dabei. Das waren seine elf Jünger, und die Frau war die Jungfrau Maria.«

»Warst du einer dieser Jünger, Anchelm?«

»Nein, ich war nur der Knappe des Ungarn. Aber ich habe gesehen, wie er Männer umbrachte, die ihm widersprochen hatten. Der Asket kleidete sich bald mit dem Ornat eines Bischofs, predigte in den Kirchen und spendete Weihwasser nach einem von ihm erfundenen Ritus. Seine Anhänger jagten Priester und erschlugen sie. Bald teilte sich die Menge in mehrere Untergruppen, jede wurde von einem Meister angeführt. In Tours peitschten die *Pastoureaux* Dominikaner und Franziskaner durch die Straßen. In Bourges wendete sich das Geschick.«

»Davon wollen wir nichts hören, Anchelm! Erzähle von den Erfolgen dieser Männer!«

»Nein. Ich erzähle von ihrem Untergang. Denn darin steckt eine Lehre auch für uns! Wir dürfen nicht zu weit gehen.«

Einige der Wächter blickten zu dem Käfig empor. Gingen sie nicht schon zu weit, wenn sie lebendige Menschen verbrannten? Waren sie mächtiger als die Inquisition?

Anchelm sagte: »Es begann damit, dass der Prophet gegen die Juden predigte. Er ließ alle Thorarollen, deren er habhaft werden konnte, von seinen Leuten verbrennen.«

Wieder blickten einige Wächter zu dem Käfig empor. Lebte der Jude überhaupt noch?

»Eines Tages, als er in Rouen gegen die Juden hetzte, wagte eine junge Jüdin, ihm zu widersprechen! Der Ungar ging mit gezücktem Schwert auf sie zu und erstach sie vor allen Leuten. Er stach so oft auf sie ein, dass am Ende nur ein blutiges Bündel übrig blieb.«

»Wie bei Sarah!«, flüsterte ein Soldat. »Es wiederholt sich alles. Warum erzählst du uns das, Anchelm! Willst du uns Angst machen?«

»Als er die Jüdin erschlagen hatte, erhoben sich ihre Glaubensgenossen. Es gab einen Aufstand. Und unversehens schlossen sich die Bürger dem Widerstand an. Die Zeit des Ungarn war abgelaufen. Jeder Prophet besitzt nur seine ihm zugemessene Zeit. Berittene Bürger stöberten den Ungarn auf und trieben ihn aus der Stadt. Sie verfolgten ihn und hieben ihn auf einem Feld in Stücke.«

»Ich will nichts weiter hören! Hör auf!«

»Sei doch still! Was geschah mit seinen Anhängern?«

»Seine Anhänger fielen den königlichen Beamten in die Hände. Sie endeten sämtlich am Galgen. Nach dem Tod des Propheten kamen die wunderlichsten Gerüchte auf. Man sagte, seine Bewegung ginge auf den Sultan von Konstantinopel zurück, der den Asketen bezahlt haben soll, damit dieser ihm christliche Männer und Knaben als Sklaven zuführe.«

»Piet würde so etwas niemals tun!«

»Wer spricht von Piet?«, fragte Anchelm. »Ähneln meine Geschichte etwa der unseres Anführers?«

»Ja«, sagte bedächtig einer der Wächter. »Allzu sehr.«

In den Gefangenen regte sich allmählich der Lebenswille. Sie waren körperlich so weit hergestellt, dass sie sich bewegen konnten, auch wenn der enge Käfig dem Grenzen setzte. Als Henri de Roslin in dieser Nacht nach unten blickte, sah er die Wächter um ein Feuer sitzen. Sie redeten miteinander. Einer erzählte eine Geschichte von einem Propheten. Piet van Utrecht war nicht zu sehen. Offenbar würden die Scheiterhaufen in dieser Nacht doch nicht entzündet werden.

Henri stieß die Gefährten an. Er flüsterte ihnen aufmunternde Worte zu und fragte, wie es ihnen ginge.

»Wir müssen versuchen, zu fliehen. Morgen oder in der kommenden Nacht brennen die Scheiterhaufen. Gegen Morgen, wenn die Wächter unten eingedöst sind und das Feuer heruntergebrannt ist, müssen wir versuchen, die Lederriemen zu durchtrennen.«

Uthman lächelte schwach und zeigte dann seine Zähne. Henri verstand das Zeichen sofort, immerhin hatte er den anderen vor noch gar nicht so langer Zeit von der Befreiung auf der Piratengaleere in der Ostsee erzählt.

»Die Stäbe des Käfigs werden von diesen Riemen zusammengehalten«, sagte Henri. »Wir müssen versuchen, sie zu lösen. Es genügt wahrscheinlich, wenn wir es bei einem schaffen. Dann können wir durchschlüpfen.«

»Aber nur, wenn die Wächter nichts merken, sie müssen schlafen«, sagte Uthman.

»Deshalb müssen wir abwarten und vorsichtig zu Werke gehen. Sie dürfen keinen Verdacht schöpfen.«

Sean sagte unter Stöhnen: »Ich kann meinen Kopf nicht bewegen. Hoffentlich ist nichts gebrochen. Ich werde euch kaum eine große Hilfe sein.«

»Joshua?«

Der Gefährte antwortete schwach: »Ihr könnt versichert sein, dass ich alles tun werde, was mir möglich ist.«

»Wir haben versagt, Henri«, meinte Uthman. »Jetzt ist es mir egal, ob wir bei dem Befreiungsversuch sterben oder nicht. Aber ich will die Schmach wieder gutmachen.«

»Wir werden nicht sterben, Uthman!«, sagte Henri ruhig. »Wir verlassen diese Stadt lebendig, und wir werden Madeleine wieder treffen, wir alle gemeinsam.«

Uthman nickte. »Ich will versuchen, das zu glauben.«

»Ich werde für dich tanzen«, sagte die junge Frau. »Ich – bin eine gute Tänzerin. Wie würde es dir gefallen, wenn ich beim Tanzen die Schleier fallen lasse? Wir haben die ganze Nacht Zeit. Und ich besitze viele Schleier.«

»Warum tust du das, Mädchen?«, fragte Piet. »Hast du schon für viele Männer getanzt?«

»Nicht für viele. Nur für die, die ich bewundere. Ich bewundere dich, mein Messias. Wie sollte ich nicht etwas so Geringes tun wie für dich tanzen?«

»Als Messias trägt man eine schwere Verantwortung«, sagte Piet einfältig. »Man muss nicht nur den Reichen nehmen, sondern auch den Armen geben. Denn man muss sie auf die eigene Seite ziehen. Ich habe viele Reiche geschröpft. Schau einmal, hier. Wie gefällt dir das?«

Piet hielt der jungen schönen Frau einen schimmernden Bernstein hin, der fast so groß wie sein Handteller war. Darin eingeschlossen war eine große Spinne.

»Woher hast du diesen wunderbaren Stein?«

»Nicht wahr, er ist schön! Ich nahm ihn einem Schmuckhersteller in Calais ab, der daraus Ketten schleifen wollte. Ich schenke ihn dir, wenn er dir gefällt.«

»Ja bitte, er gefällt mir sehr!«

»Ich kann dir noch ganz andere Sachen schenken, solche, die nur ein Mann zu verschenken hat. Willst du?«

»Du willst mich glücklich machen? Und du kennst nicht einmal meinen Namen.«

»Nein, nein!«, schrie Piet. »Keinen Namen! Namen bringen Unglück! Ich will nicht wissen, wie du heißt. Warum auch! Ändert sich dadurch etwas? Dann glaubst du nur, etwas Besonderes zu sein, und ich glaube, ich kenne dich. Nein, keine Namen!«

»Gut!«, sagte die junge Frau erstaunt. »Keine Namen. Darf ich an deiner Seite sitzen?«

»Komm her!«

Sie setzte sich neben seinen Thron. Ihre Hände umschmeichelten ihn. Piet schien aber müde zu sein. Er schloss einen Moment lang die Augen. Als er sie mit einem Ruck wieder öffnete, sagte er:

»Du wolltest doch für mich tanzen!«

»Ich will mich gänzlich entblößen vor dir, mein Messias!«

»Wie viele Schleier verdecken deinen sündigen Leib?«

»Es sind zwölf. Am Ende wirst du mich nackt sehen.«

»Welchen Preis verlangst du dafür?«

»Ich verlange nur, dass ich dir gefalle! Ich würde alles für dich tun. Denn ich weiß, eines Tages wirst du der König sein. Und ich bin dann an deiner Seite, als deine Königin.«

»Tanze! Tanze für mich, mein schönes Kind!«

Die junge Frau erhob sich mit geschmeidigen Bewegungen. »Es ist so trist und kalt hier drin«, sagte sie. »Lass mehr Kerzen anzünden. Und lass Wein bringen, süßen Wein. Und lass Kissen und Tücher auslegen. Ich will mit meinen nackten Füßen nicht den eisigen Boden berühren müssen.«

Piets Diener brachten das Gewünschte. Aber die Anzahl der Kissen und Tücher war bescheiden – man befand sich schließlich nur im Rathaus von Marck.

Als die Diener sich nicht schnell genug zurückzogen, schrie Piet sie an und warf mit einem Schemel nach ihnen. Dann trank er einen gierigen Schluck aus einem Becher.

Die junge Frau bewegte sich leicht. Ihre schlanken Arme glänzten. Sie begann, zu einer unhörbaren Musik zu tanzen. Neben dem Gesicht und dem Hals war lediglich eine ihrer Schultern nackt. Sie hatte eine wunderbare, helle Haut.

Ihren Körper, der sich verführerisch bewegte, bedeckte ein kunstvoll gewebtes Gewand in Rot und Weiß. Es bestand aus einem Rock, einem Oberteil und zahlreichen Bändern. Anmutig ließ sie ihre Hüften kreisen, ihr Willkommenstanz glich dem Aufgehen der Sonne, und so empfand es Piet auch.

Er ließ die Tänzerin nicht aus den Augen. Nein, dieser Tanz galt nicht der religiösen Verzückung und der Entsagung, wie er es von den Heiligen Tänzern verlangte. Er war ein Ausdruck purer Sinnlichkeit. Piet unterdrückte den Gedanken, dass er etwas Verbotenem zuschaue.

Die junge Frau küsste jetzt beim Tanzen ihre Fingerspitzen, sie atmete erregt den Duft von unsichtbaren Blumen ein und drückte sie an ihre Brust. Sie neigte den Kopf anmutig zur Seite und tat, als lausche sie der Musik von Zimbelen, die sie mit ihren Fingern spielte.

Das Leben ist wie eine Tänzerin, dachte Piet entzückt und trank noch einen Schluck, für jeden tanzt es nur kurz. Und man muss den Anblick genießen.

Er konnte den Moment kaum erwarten, in dem die junge Schöne den letzten Schleier ablegen würde, dann würde ihre Nacktheit im Halbdunkel des Kerzenlichts erblühen.

Die Tänzerin löste ein Tuch von ihrer bedeckten Schulter. Jetzt konnte Piet ein wenig mehr nackte Haut sehen. Er dankte seinem Gott, der solche Schönheit erschaffen hatte. Das Mädchen besaß wunderbare Formen und einen vollendeten,

schlanken, biegsamen Körper. Ihre Brüste waren voll und die Haut seidig.

»Mehr, mehr!«, rief Piet.

Die junge Frau ließ jetzt bei eng geschlossenen Schenkeln die Hüften kreisen. Es sah anmutig und aufreizend zugleich aus. Sie schien einen fliegenden Schmetterling darstellen zu wollen, denn sie bewegte ihre Arme sehr graziös. Ihr Gesicht blieb dabei stolz und zurückhaltend.

Die Tänzerin verbreitete vor den Augen Piets eine seltsame Schwerelosigkeit. Sie befreite sich von einem weiteren Schleier. Er wehte zu Boden. Dann ließ sie einen Schleier fallen, der an der Taille befestigt war. Eine dünne, seidene Bluse folgte.

Piet ahnte schon ihren weißen, vollen Busen, wie er unter dem durchsichtigen Gazeschleier wogte. Das ist es, was ich will, dachte der Prophet. Es ist nur für mich gemacht. Ich will niemals darauf verzichten. Und den Weltuntergang gibt es wahrscheinlich gar nicht.

Jetzt leuchteten nicht allein die Wangen der Tänzerin in einem flammenden Rot, sondern auch die Spitzen ihrer nackten Brüste. Zusammen mit einer grünen Halskette bildete dies einen schönen Kontrast, so als läge die Abendsonne auf den weichen, sandigen Rundungen einer Wüstenlandschaft.

Der ganze Körper der Tänzerin schien bereit zu sein. Sie hielt die Blicke scheu gesenkt, als lausche sie tief in sich hinein. Dabei umgab sie ein besonderer Zauber. Ihre Schönheit wurde in allem, was sie tat, in jeder Bewegung, sichtbar, gleichzeitig wirkte sie unschuldig und rein.

Piet bewegte sich unruhig auf seinem Thron hin und her. Längst hatte er die Dornenkrone wieder abgesetzt. Er trank. Erleckte sich die Lippen. Das Warten wurde ihm zur Qual.

Jetzt löste die Tänzerin den letzten Schleier. Sie zog den feinen Seidenstoff zwischen ihren wohlgeformten Schenkeln

hindurch und warf schließlich das letzte verbliebene Kleidungsstück von sich. Ihr weißer, nun vollkommen nackter, junger Körper verströmte einen betörenden Duft.

Die Tänzerin war selbst berauscht von ihrer eigenen Anmut und von der Begierde, die sie im Gesicht des Betrachters sah. Sie empfand eine nie erlebte Ekstase. Und doch stand ihr im Delirium ihres Tanzes alles so klar vor Augen wie selten zuvor in ihrem Leben.

Sie wusste genau, warum sie hier war. Und sie wusste auch, was sie nun tun musste.

Die Fußfesseln schnitten ins Fleisch, aber sie konnten ihre Hände frei bewegen. Vorsichtig rührten sie sich in ihrem Gefängnis. Uthman saß an der Käfigseite, die die Wächter nicht einsehen konnten. Er legte den Kopf an die Stäbe, dann begann er, mit den Zähnen in die Lederriemen zu beißen.

Uthman schmeckte das Salz der Tierhaut, es verband sich mit seinem Speichel und Schweiß. Er strengte sich an, biss und zerrte. Dann begriff er, dass er viel länger brauchen würde, als er vermutet hatte. Würde die Zeit reichen? Doch es half nicht, darüber nachzudenken, er musste langsam vorgehen, denn er durfte keinen Laut von sich geben. Und die Riemen waren dick und zäh.

Die anderen behielten die Wächter im Auge. Jede ihrer Bewegungen, jedes noch so leise Geräusch konnten sie auf die Vorgänge im Käfig aufmerksam machen. Immer, wenn einer der Wachen aufblickte, zischte Sean, und die Gefährten saßen so still, als schliefen sie.

»Kannst du es schaffen?«, fragte Henri flüsternd.

Uthman hielt inne. Sein Gesicht glänzte vom Schweiß. »Ich weiß es nicht. Ich kann nicht erkennen, ob sich schon irgendwo ein Riss gebildet hat. Ich mache weiter.«

Den Gefährten kamen die Geräusche, die Uthman machte, verräterisch laut vor. Aber die Wachen hörten sie nicht, unten prasselte das Feuer, und sie lauschten noch immer Anhelm, der von dem Asketen erzählte.

Würden die Soldaten denn nie müde werden?

»Beil dich, Uthman. Bald geht die Sonne auf. Dann müssen wir es aufgeben!«

Uthman tat, was er konnte. Er biss und zerrte. Mit den Händen war nichts auszurichten, die Riemen waren eng geflochten und von außen verknotet. Die Riemen durchzubeißen war ihre einzige Chance.

Plötzlich rief jemand von unter herauf:

»He! Was ist da oben los?«

Die Gefährten erstarrten.

»Haben die etwa ein Messer und versuchen, sich zu befreien?«

»Wir lassen sie runter und schauen nach.«

»Der Herr stehe uns bei«, murmelte Joshua.

Die Soldaten griffen das Seil und ließen den Käfig vorsichtig herunter.

»Kontrolliert die Stäbe und die Riemen. Und piekt sie ein bisschen, damit sie uns sagen, ob sie ein Messer haben!«

Die Soldaten begannen, ihre Schwerter zwischen die Gitterstäbe zu stechen, dann griffen sie hindurch und tasteten die Gefangenen ab.

»Nichts, sie haben nichts. Du hast phantasiert, Mann!«

»Ich habe deutlich ein Kratzen gehört! Das kann nur von einem Messer kommen!«

»Sucht sie noch einmal ab!«

Wieder stachen die Soldaten ihre Schwerter in den Käfig. Sie hoben die Kleidung der Gefangenen an und sahen nach, ob ihnen eine Waffe im Gürtel steckte. Sie suchten auch in den Schuhen.

»Keine Waffen! Wäre ja auch noch schöner!«

»He, Jude!« Ein Soldat setzte Joshua die Schwertspitze an die Kehle. »Zeig mir deine Waffe! Ihr Christusmörder besitzt doch immer eine, wie?«

Sean spuckte den Wärter an. Der Wärter kreischte auf. Er wollte auf den Knappen einschlagen, wurde aber von einem anderen daran gehindert.

»Lass doch! Hoch mit ihnen, sie stinken!«

Lachend zog man den Käfig wieder in die Höhe. Die Soldaten verknoteten unten das Seil um einen Eisenring, der aus dem Boden ragte. Dann setzten sie sich wieder um das Feuer.

Nach und nach verebbten die Gespräche, und das Feuer brannte herunter.

»Jetzt«, sagte Henri.

Uthman setzte sich in Positur. Er achtete nicht darauf, dass er – wie die Gefährten auch – aus kleinen Schwertwunden blutete. Er begann erneut sein verzweifertes Befreiungswerk.

Anfang Oktober 1318. Der Tod

Der Wächter, der durch die verwaisten Gänge des Rathauses ging, dachte an seine warme Frau, die zu Hause in der Schlafkammer lag und auf ihn wartete. Wie gern wäre er zu ihr geschlüpft! Aber sein Dienst endete erst nach weiteren drei Rundgängen durch das Gebäude.

Der Wächter sah in jeden Raum. Nirgendwo wurde gearbeitet, weder jetzt in der Nacht noch am Tag. Alle, die hier gearbeitet hatten, waren entlassen worden, der Stadthauptmann nach Calais geschickt, die Tische waren mit Gesetzesentwürfen und Bittgesuchen überladen, niemand las die Pergamente mehr. Die Schreiber und die Büttel lagen nachts bei Dirnen und tagsüber betrunken auf ihren Strohsäcken.

Überall, wohin der Nachtwächter kam, in den Räumen und Gängen und Galerien, breitete sich übler Geruch aus. Man müsste die Latrinen entleeren und den Abfall beseitigen, der überall herumliegt, dachte der Wächter, Essensreste, verfaultes Obst, krepierete Mäuse. Und darin achtlos hingeworfen Silbermünzen! Wer brauchte jetzt noch Geld, wenn alles umsonst zu haben war!

Aber wenn die Ratten kommen, dachte der Wächter, dann können wir das Rathaus aufgeben. Piet musste jemanden bestimmen. Denn freiwillig machte hier niemand sauber.

Es war kalt in den Fluren. Niemand war in der Lage, die unter den Sälen angelegten Feuerräume zu bedienen, in denen Steine erhitzt werden konnten, deren gespeicherte Wärme

durch Öffnungen im Fußboden nach oben drang. Die Fanatiker können gar nichts, außer geißeln und beten, dachte der Wächter. Sie können nicht einmal die gemauerten Öfen und Kamine mit Holz anheizen – dann sollen sie eben frieren.

Auf seinem Weg stolperte der Wächter über Schlafende. Die Büber und Geißler lagen überall. Viele übernachteten draußen im Hof, in den Arkadengängen, einige auch auf dem Balkon, zum Marktplatz hin. Die meisten flüchteten aber vor der nächtlichen Kühle ins Innere. Wer sich nicht in den Häusern der Bürger oder in der Kirche einquartiert hatte, meistens ungebeten, verbrachte auf Strohhaufen oder Decken die Nacht.

Der Wächter fand, der Anblick von schmutzigen, blutverkrusteten und halb nackten Sektierern unterstrich nicht, dass sie Auserwählte waren. Auserwählt wofür? Der Wächter stellte sich den Messias als reine Lichtgestalt vor. Wenn er kam, dann in weißes, sauberes Linnen gehüllt, gepflegt und gesalbt, nach den Düften des Morgenlandes riechend.

Hatte Jesus Christus sich nicht gewaschen? Warum dachten die Büber, es sei gottgefällig, zu stinken?

Ärgerlich ging der Wächter weiter. Er ärgerte sich jede Nacht, schon seit vierzig Tagen und Nächten. Er dachte daran, wie lange das gut gehen mochte. Würde man nicht bald aus Calais ein Heer schicken, um den Spuk zu beenden? Vielleicht taten sich die Ritter zusammen und fielen bald über Marck her.

Vielleicht sammelten sich in sicherer Entfernung auch schon die Händler und Kaufleute, denn ihre Geschäfte lagen brach. Die Zünfte von Marck waren immer schon schnell bereit gewesen, nach Bewaffnung zu schreien, wenn sie sich eingeschränkt fühlten. Jetzt, wo das örtliche Wirtschaftsleben zum Erliegen gekommen war, mussten sie doch handeln!

Piet van Utrecht begriff nicht, welche Gefahr von dort drohte! In den Lagern verdarben die kostbaren Barchentstoffe, die besoffenen Büber kotzten auf handgewebte Teppiche,

Rohstoff und Rahmen der Walker lagen im Rathaushof im Regen, mit den Tuchsiegeln spielten Hunde. Für den Wächter war das ein Anblick, der ihn traurig stimmte, denn in seiner Familie gab es einen Tuchhändler, dessen Geschäft nun daniederlag und sich wohl auch nicht mehr erholen würde.

Als der Wächter an die Tür des Propheten kam, lauschte er. Von drinnen waren schwache Geräusche zu vernehmen. Was taten sie da drinnen, Mann und Weib? Er hörte etwas wie ein Gleiten oder Rutschen. Tanzten die Heiligen Tänzer? Geißelte sich Piet? Wenn ja, dann mit Katzen, die keinen Schaden an seiner empfindlichen Haut anrichteten. Piet hatte keine Geißelspuren auf seinem Körper, im Gegensatz zu seinen Gefolgsleuten.

Der Wächter lauschte weiter. Es waren seltsame Geräusche. Jetzt waren auch ein Stöhnen und Seufzen zu vernehmen, so als würde jemand gewürgt. Beunruhigt drückte der Wächter die Klinke herunter. Die Tür war verschlossen. Das war nicht üblich. Er klopfte und lauschte wieder. Dann klopfte er noch einmal.

»Herr? Alles in Ordnung?«

»Verswinde!«, rief Piet von drinnen. »Störe mich ja nicht, bevor die Sonne aufgegangen ist!«

»Ja, Herr, ich dachte nur...«

»Hau ab!«, brüllte Piet.

Der Wächter nahm sich vor, den Raum nicht eher zu betreten, bis Piet van Utrecht ihn darum beten würde. Er ließ sich nicht anbrüllen, schließlich war er dafür verantwortlich, dass alles seine Ordnung hatte! Eine wichtige Aufgabe!

Er setzte seine Runde durch das Rathaus, das keines mehr war, mit hoch erhobenem Haupt fort.

»Komm endlich her«, befahl Piet.

Piet hing mehr in seinem Thron, als dass er saß. Der weiße Mantel des Tempelritters mit dem blutroten Kreuz bedeckte seine hagere Gestalt. Er starrte die junge Frau an, die nackt, mit feinem Schweiß bedeckt, vor ihm tanzte. Jetzt nahm sie die am Boden liegenden Schleier einzeln wieder auf und presste sie gegen ihren Leib. Piet reizte dies noch mehr. Er wollte die Tänzerin keinen Moment lang stören, alles, was sie tat, war wunderbar.

Aber sie sollte endlich zu ihm kommen, denn er wollte jetzt mehr als sie nur mit seinen Blicken berühren. Er wollte sie spüren. Als draußen der Wächter klopfte und ihn aufstörte, war Piet außer sich, und es gelang ihm nur allmählich, sich wieder zu beruhigen.

Die Tänzerin hatte nur einmal kurz aufgeblickt, auch sie missbilligte die Störung offenbar, das beruhigte Piet. Sie wollte tatsächlich freiwillig die Nacht mit ihm verbringen! War das nicht eine ganz neue, großartige Erfahrung? All die willfähigen Weiber, die er gehabt hatte, waren es nicht wert, das Bett mit ihm zu teilen, diese stinkenden Metzen! Aber diese Frau da, die von weit hergekommen war, um ihn zu erfreuen, die war ein Gottesgeschenk!

Ich werde ihr versprechen, dass sie meine Königin wird, dachte Piet. Und ich werde meinen Bußgang beenden. Das Ende der Zeit ist gekommen, und ich bin der Herrscher des Friedenreiches!

Jetzt hatte die junge Frau, die Piet zunächst für Sarah gehalten hatte, für ihren rächenden Geist, ihren Tanz beendet. Schwer atmend blieb sie stehen. Ihre Brüste hoben und senkten sich. Piet konnte sich nicht satt sehen.

»Komm her!«, bettelte Piet.

»Ja«, sagte die Frau. Sie holte noch ein Wäschestück, das sie an der Seite abgelegt hatte, und kam dann auf nackten Sohlen zu Piet herüber. Piet starrte sie begeistert an.

Die junge Frau wirkte angespannt, schuld daran waren gewiss die Anstrengungen ihres langen Tanzes. Das Lächeln war gänzlich aus ihrem schönen Gesicht gewichen. Sie blickte den Propheten, der vor ihr auf seinem Thron saß, schweigend an.

Wie sollte sie es tun? Und würde es ihr leicht fallen?

Sie trat auf ihn zu. Und als sie ganz dicht vor ihm stand und Piet nach diesem nackten, duftenden Leib griff, da zog die schöne Fremde aus dem Wäschestück etwas hervor. Ein Geschenk, dachte Piet, aber das hast du nicht nötig, meine Schöne, du bist das Geschenk für mich.

Sie hob die Hand.

Jetzt sah Piet, dass das Geschenk blitzte. Im Schein der fast heruntergebrannten Kerzen blitzte es. Sie hob die Hand mit dem Messer und stach zu.

Die scharfe, dünne Klinge fuhr Piet in den Hals. Er gab einen gurgelnden Laut von sich. Sie zog die Klinge wieder heraus. Dann stach sie noch einmal zu, diesmal in die Brust. Sie hatte kurz gezögert, denn sie wollte das Weiß des Templerumhangs nicht beschmutzen, aber dann tat sie es doch.

Piets Augen quollen aus den Höhlen. Er beugte sich vor. Seine Arme zappelten, seine Hände verkrampften sich. Er brachte nur einen dumpfen Laut hervor.

Die junge Frau schloss einen Moment lang die Augen, als schäme sie sich vor diesem Anblick. Dann trat sie an seine Seite, wie, um die zusammensinkende Gestalt zu bergen. Aber sie setzte das Messer an seine Kehle. Und schnitt sie durch.

In einem Schwall von Blut, der aus Piets Hals hervorschoss, wackelte sein Kopf hin und her. Die junge Frau konnte nicht vermeiden, dass das Blut auch auf ihren Leib spritzte.

Piet sackte langsam nach vorn. Die junge Frau stieß ihn an, und er fiel wie ein Bündel Lumpen vom Thron. Anschließend stand sie schwer atmend vor dem Toten. Das Blut floss jetzt nur noch langsam aus seinem Körper und breitete sich allmählich auf dem Boden aus.

Die junge Frau wischte das Messer an den hauchdünnen Schleiern ab, die auf dem Boden lagen, und richtete sich dann auf.

Während Uthman sich in die Lederriemen verbiss, musste er an Madeleine denken. Würde sie im Kloster auf ihn warten oder in der Gaststube? Wenn sie dieses Abenteuer hier überstanden hatten, das hatte Uthman in diesem Moment entschieden, dann würde er Madeleine zur Frau nehmen. Ob mit dem Segen der Kirche oder nicht – es war ihm egal.

Uthman nagte, biss zu, riss und zerrte an den Riemen. Er merkte allmählich, dass sich eines der Lederbänder lockerte. Er machte weiter. Der Schweiß lief ihm übers Gesicht und den Hals hinunter.

»Soll ich dir helfen?«, flüsterte Henri neben ihm.

»Versuch, an der anderen Seite zu ziehen«, erwiderte Uthman unterdrückt, »vielleicht reißt der Riemen dann eher.«

Henri wies Sean und Joshua an, die Wächter unten im Auge zu behalten. Zwei von ihnen schliefen noch immer nicht, er hörte ihre Stimmen. Dann begann Henri, sich die Riemen vorzunehmen, die das Gitter fest umwanden.

Uthman war nun sicher, dass ein Riemen locker war. Er konnte ihn mit den Zähnen aus dem Knoten ziehen, dann biss er ihn durch. Henri half auf der anderen Seite des Stabes. Der Riemen rutschte herunter. Sie konnten ihn ablösen.

Zwei Holzstäbe ließen sich jetzt herausnehmen. Die dadurch entstehende Lücke war so breit, dass die Gefangenen seitlich

durchschlüpfen konnten. Wenn es so weit sein würde, musste es ganz schnell gehen. Einer musste hinaus, das Seil ergreifen und herunterrutschen, danach musste der Zweite folgen, dann der Dritte. Zuletzt konnten sie zu dritt den Käfig mit Joshua herunterlassen.

Aber wie sollten sie an den Wächtern vorbeikommen?

Henri blickte hinunter. Die beiden einzigen Männer am Feuer, die noch nicht schliefen, schienen sich kaum mehr wach halten zu können, dem einen fiel immer wieder der Kopf nach vorn, als schlafe er im Sitzen ein.

Henri dachte angestrengt darüber nach, ob es noch einen anderen Weg gab, ihre Gefangenschaft zu beenden. Doch ihm fiel nichts ein. Jetzt half nur noch ein Wunder.

Madeleine zog sich langsam an. Sie hatte Piets Blut vollständig abgewischt und trocknete jetzt auch ihren Schweiß. Dann warf sie ihre Schleier über den Toten, ohne Wut, eher in einem Anfall von Entsetzen über die blutige Tat.

Als sie fertig angezogen war, setzte sie sich erschöpft auf einen Schemel. Sie zitterte am ganzen Körper. Jetzt, wo die Anspannung von ihr abfiel, wurde ihr bewusst, was sie getan hatte.

Es war ja zweifellos Notwehr gewesen, Piet zu töten. Oder war es Rache gewesen? Und wenn ja, hatte sie das Recht zu einer solchen Rache gehabt? Stand dies nicht allein Gott, dem Herrn, zu? Auge um Auge, dachte sie, Zahn um Zahn. Der Prophet hatte sich an ihren Freunden vergriffen.

Vielleicht hätte sie Piet gar nicht töten müssen. Aber der Gedanke, es tun zu müssen, hatte sich in ihrem Kopf festgesetzt. Rache für Joshua! Und dann auch Rache für die Freunde! Auch Uthman lag dort oben, eingesperrt wie Vieh! Und schuld daran war nur dieser Piet van Utrecht!

Sie hatte es getan. Und jetzt gestand sich Madeleine entsetzt ein, dass es ihr auch Spaß gemacht hatte!

Es hatte ihr gefallen, sich dem Mann nackt zu zeigen! Sie wollte das Begehren in den Augen dieses selbst ernannten Asketen und Heiligen sehen! Sie wollte den Lüstling der Lüge überführen.

Sie hatte ihn ohne jeden Skrupel mit kalter Wut ermordet. Als sein Blut floss, hatte sie eine eigentümliche Ruhe verspürt. Eine tiefe Genugtuung. Madeleine musste es sich eingestehen: Sie war eine Mörderin!

Sie lauschte nach draußen. Vor den Türen blieb alles ruhig. Sie blickte zu den Fenstern. Als sie hinüberging und die schweren Vorhänge zur Seite hob, sah sie, dass noch alles dunkel war. Niemand war zu sehen. Sie musste die Zeit nutzen. Noch war nichts gewonnen. Nun musste der nächste Schritt getan werden.

»He! Nicht einschlafen!«

»Ja doch! Aber die Nacht ist so kalt und dunkel. Ich schüre das Feuer, sonst penne ich wirklich auf der Stelle ein.«

Der Soldat erhob sich, blickte kurz zum Käfig empor und legte dann Holzscheite nach. Das Feuer loderte höher. Er sah zum Himmel. Noch war kein Lichtstreif zu sehen. Der Nachtwächter von Marck versah seinen Dienst auf der Straße schon lange nicht mehr, so wusste man nie, wie spät es in der Nacht war.

»Verdammter Mist«, brummte der Wächter. »Es wird wohl nie hell.«

»Wir sind schon arme Schweine«, sagte der zweite Wächter. »Die anderen können pennen, aber wir beide müssen immer wach bleiben. Lange mache ich das nicht mehr mit.«

»Wir, die Armen, die Habenichtse, sind doch immer die Angeschmierten! Auch Piet sagt das! Aber ob er das auch so meint? Er liegt im Bett mit seinen Dirnen, die ihm den Arsch wärmen. Und wir?«

»Red nicht so! Piet ist eben ein Prophet!«

»Aber macht das die Ungerechtigkeit erträglicher, dass er im Warmen liegt und eine Frau befingert, während wir uns müde wie zehn Mann den Arsch abfrieren?«

»Sage ich nicht. Aber er ist unser Anführer, sprich also nicht so abfällig von ihm.«

»Still! Was machen die da oben! Häh?«

»Ach, nichts. Lass doch diese jämmerlichen Kreaturen. Sie krepieren morgen irgendwann. Lass sie sich noch ein bisschen hin und her wälzen!«

»Na schön. Was soll ich von Piet nicht sagen? Es ist doch so – wir Armen arbeiten und wachen unser Leben lang, während die Herrscher angenehme Tage und Nächte ohne Entbehrungen verbringen. Wir plagen uns, schufteten, darben und haben nichts zu lachen.«

»So hat es der Herrgott eben eingerichtet.«

»Unfug! Wir sollten alle gleich sein, das ist es, was Gott will! Jeder soll so viel besitzen wie der andere, verstehst du? Aber wir haben nichts, was wir unser Eigen nennen können – außer einer Lanze! Die Anführer besitzen das gesamte Land, und für uns bleiben nur die Widerwärtigkeiten des Lebens!«

»So schlimm ist es nicht, mein Alter!«

»Genau so schlimm ist es! Du weißt es. Sie leben doch alle von Raub und Diebstahl, alle! Deshalb ist es auch richtig, wenn Piet predigt, die Reichen müssen geschröpft werden. Die Büttel, die Bürgermeister und Stadthauptleute saugen doch alle das Blut aus den Armen! Sie plündern uns aus und schinden uns bei lebendigem Leib. Der Starke beraubt die Schwachen!

Ich möchte die Edelleute und Priester alle erwürgen, jeden Einzelnen von ihnen!«

»Eher sollten wir zusehen, dass die uns nicht abmurksen! Denn ewig kann das hier nicht so weitergehen.«

»Mich macht das einfach zornig. Brave Arbeitsleute backen das Weizenbrot, aber essen werden sie es nie, sie bekommen nur die Spreu. Und vom guten Wein bekommen sie nichts als den Bodensatz und vom schönen Tuch nur den Abfall. Alles, was gut schmeckt und schön ist, das bekommen die Edelleute und die Priester!«

»Jetzt beruhige dich!«

»Ich frage mich, warum wir die da oben überhaupt eingesperrt haben. Auch der Jude ist eine arme Sau, genau wie wir. Es sind immer die Falschen, die hängen oder verbrannt werden.«

»Erzähl das Piet! Dann siehst du, was er davon hält. Er wird dich gleich mit verbrennen.«

»Ach, ich könnte aus der Haut fahren!«

»Alter, trink noch einen Schluck. Das wärmt die Seele und den Magen. Mach schon, dein Lamentieren ist ja nicht mehr zu ertragen!«

»Da, die anderen wachen auf. Es wird gleich hell. Beim ersten Schein des Tages verschwinde ich und hau mich hin. Ich will für heute nichts mehr sehen und hören.«

»Am Abend wird das Feuer geschürt, mein Alter. Dann grillen wir die da oben. Und danach ist wieder Ruhe.«

»Und die Reichen plündern uns weiter aus! Und die Pfaffen...«

»Sei endlich still! Ich kann's nicht mehr hören!«

Langsam erhoben sich die schlafenden Wachen einer nach dem anderen und reckten die müden Glieder. Als alle wach waren, überprüften sie das Seil, an dem der Käfig hing. Es war

fest verankert. Die Gefangenen rührten sich nicht. Alles war in Ordnung.

»Im Osten wird es schon hell! Und jetzt sind auch die anderen aufgewacht! Wir haben unsere Chancen vertan! Jetzt ist es zu spät!«

Henri bemühte sich nicht mehr, die Stimme zu senken. Warum auch? Es war zum Verzweifeln! Die letzten beiden Wächter waren einfach nicht eingeschlafen. Es hatte keine Gelegenheit gegeben zu fliehen.

Jetzt würde unten bald die Ablösung kommen. Neue, gut ausgeschlafene Soldaten, die sich einen Spaß daraus machen würden, die Gefangenen zu triezen. Man würde vielleicht den Käfig herunterlassen und sie mit Dolchen und Lanzen piesacken. Gab es dann noch eine Chance zur Flucht?

Henri malte sich diesen Moment aus. Aber sie hatten keine Waffen. Sie waren der Überzahl wehrlos ausgeliefert. Es war zu leichtsinnig gewesen, nach Marck zu reiten, um Joshua zu befreien. Sie hätten es besser vorbereiten müssen!

Nun war alles zu spät.

Doch Henri und die Gefährten wollten nicht aufgeben, sondern bis zum letzten Moment an ihre Befreiung glauben. Und sie würden eher kämpfend sterben, als alles über sich ergehen zu lassen, so viel war sicher.

Henri begann, an den Gitterstäben zu rütteln. Die Wächter unten reckten die Hälsen und lachten.

An Flucht war nicht mehr zu denken.

Anfang Oktober 1318. Madeleine

Die junge Frau ließ sich Zeit. Sie blickte auf den Toten am Boden und überlegte, was sie jetzt machen sollte. Sie durfte auf gar keinen Fall ihren Plan gefährden.

Man würde den Ermordeten entdecken, wenn es hell geworden war. Der Wächter würde sich genau an Piets Anweisung halten und erst nach Sonnenaufgang Einlass begehren. Bis dahin musste sie handeln.

Nach einer Weile stand sie leise auf, ging zu der verschlossenen Tür und machte sie auf. Sie schaute auf den Gang. Der Wächter war nicht mehr zu sehen. In der Ferne schnarrte jemand auf der Galerie.

Madeleine warf noch einen Blick zurück. Der Tote lag gekrümmt in seinem Blut und wirkte wie ein Häufchen Elend. Madeleine empfand weder Triumph noch Reue. Sie überlegte kurz und ging noch einmal ins Zimmer zurück. Sie schälte den Toten aus dem Templergewand, das mit seinem Blut beschmutzt war, rollte es zusammen und versteckte es unter ihrer Kutte. Dann zog sie dem Toten den Dolch aus dem Gürtel. Jetzt hatte sie zwei Waffen.

Madeleine zog die mächtige Tür mit dem Eisenriegel ins Schloss und ging, so leise sie konnte, den Gang hinunter. Sie fühlte sich stark genug, alles zu meistern, was jetzt auf sie wartete, aber sie durfte keinen Fehler begehen.

Die Fackeln in den Wandhalterungen waren fast heruntergebrannt, im Schummerlicht stieß die junge Frau gegen etwas Weiches, einen Sack mit Abfall. Sie

hielt den Atem an. Niemand hatte das Geräusch gehört. Von irgendwoher hörte sie ein Schnarchen. Madeleine erblickte zwei Schwerter, die achtlos an einem Gitter lehnten. Sie nahm sie mit sich, obwohl sie schwer und unhandlich waren.

Sie ging angespannt weiter, Schritt für Schritt, dann immer schneller.

Die beiden Wachen vor dem Portal schliefen, zum Glück, sonst hätte Madeleine sich erklären müssen. Es wäre ihr gewiss etwas eingefallen, aber so ging es schneller.

Madeleine trug jetzt wieder ihre Kleider und hatte die dunkelblaue Mönchskutte mit der Kapuze darüber gezogen. Ihre Sandalen klapperten, als sie über den hart gestampften Boden durch die Straßen lief. Es war frisch. Sie schlug den Weg zum Galgenberg ein.

Schon von weitem sah sie das Feuer.

Madeleine erschrak zutiefst. Brannten jetzt schon die Scheiterhaufen? Sie begann zu laufen. Der Rauch stieg ihr in die Nase. Doch als sie sich dem Galgenplatz näherte, beruhigte sie sich wieder. Sie sah, dass der Geruch von dem Feuer kam, um das sich die Wachleute versammelt hatten.

Dann entdeckte sie ihre Freunde, die sich noch immer in dem Käfig befanden. Mittlerweile lagen sie nicht mehr auf dem Boden, sondern knieten. Einer stand sogar mit gebeugtem Rücken fast aufrecht, das musste Joshua sein, er war der Kleinste von ihnen.

Madeleine wusste, was zu tun war. Habt noch Geduld, bettelte sie, nur noch eine kleine Weile! Dann seid ihr frei!

Frei! Was für ein schönes Wort!

Aber die Stadt Marck würde noch lange nicht frei sein.

Plötzlich nahm Madeleine seltsame Gestalten wahr. Sie kamen aus dem anderen Ortsteil herüber, in einer Art Prozession. Männer und Frauen in langen, weißen Gewändern. Noch mehr Büßer! Oder was waren das für Menschen? Ihre

Körperhaltung war eigentümlich kraftlos, sie schleppten irgendeine unsichtbare Last.

Madeleine verbarg sich in einem Hauseingang und ließ den Zug an sich vorbeiziehen. Sie sah in graue, leblose Gesichter. Manche zuckten, als säße jemand in ihrem Inneren, der sie schlug. Andere lachten vor sich hin. Sie zogen zum Galgenberg.

Madeleine folgte ihnen in einigem Abstand. Sie übersprang einige Rinnsale, in denen Wasser vom Galgenberg hinab in die Stadt floss. Die junge Frau wusste noch nicht, wie sie es anstellen sollte, ihren Plan umzusetzen.

Sie überlegte angestrengt. Immer wieder blickte sie zum Käfig in der Höhe. Dort regte sich nichts. Jetzt wurden einige der schlafenden Soldaten wach und standen auf. Sie reckten sich. Im Osten war nun ein Silberstreif zu sehen, dann riss die Wolkendecke auf, und das Licht des neuen Tages erhellte alles, das Gute und das Böse.

Der Wächter des Rathauses schickte seinen Gehilfen los. Er selbst blieb in seiner Kammer sitzen und frühstückte sein Fladenbrot, das seine Frau mit Käse belegt hatte. Sollte der Gehilfe sich von Piet anschnauzen lassen! Er

hatte das nicht nötig! Wahrscheinlich lag der Prophet noch immer zwischen den Schenkeln der Buhlerin. Sollte er dort auf ewig bleiben! Dann richtete er wenigstens kein Unheil an!

Der Gehilfe hastete die langen, kalten Gänge entlang. Draußen wurde es hell, aber im Inneren des Rathauses, wo die Feuer heruntergebrannt waren oder nur noch schwach glommen, war es dunkel. Der Gehilfe blieb vor der Tür von Piets Zimmer stehen und lauschte. Es war nichts zu hören. Der Gehilfe nahm allen Mut zusammen. Schon einmal hatte ihm

der Prophet beim Eintreten einen Schemel an den Kopf geworfen. Er klopfte.

Nichts rührte sich.

Der Gehilfe klopfte lauter.

Keine Antwort.

Jetzt hämmerte er kurz entschlossen mit den Fäusten gegen die Tür.

»He! Willst du, dass Piet dich aufknüpfen lässt?«, rief ihm ein Wächter zu, der sich noch die Augen rieb.

»Ich habe den Auftrag, den Propheten bei Tagesanbruch zu wecken. Aber er rührt sich nicht.«

»Lass mich mal!«

Der Wächter kam gähmend näher, lauschte, trat dann mit den Füßen gegen die Tür. Alles blieb still.

»Seltsam«, brummte er. »Hol den Hauptmann!«

Der Gehilfe rannte los. Er alarmierte den Hauptmann, der in seiner Kammer bäuchlings auf einem Strohsack lag. Der Mann reckte sich schlaftrunken empor und salutierte, dann sah er, wen er vor sich hatte.

»Tölpel!«, schnarrte er. »Was willst du?«

»Der Prophet rührt sich nicht.«

»Mach einfach die Tür auf und geh rein, um nachzusehen!«

»Jawohl!«

Der Gehilfe rannte zurück. Inzwischen war auch der Nachtwächter vor der Tür. Er legte gerade die Hand auf die Türklinke und drückte sie hinunter.

»Na also!«, brummte er.

Er drückte die Tür auf und spähte vorsichtig hinein. Dann entfuhr ihm ein Schrei, und er riss die Tür weit auf.

»Alarm!«, brüllte er mit sich überschlagender Stimme. »Man hat unseren Messias ermordet!«

Madeleine hörte hinter sich, von der Stadtseite her, den anschwellenden Lärm. Menschen rannten durch die Straßen. Einige kamen näher. Sie riefen etwas.

Sie haben ihn gefunden, dachte Madeleine. Es gehörte zu ihrem Plan. Jetzt konnte sie handeln.

Madeleine wartete, bis die ersten den Galgenberg erreicht hatten. Sie stießen dabei die in sich gekehrten Prozessionsteilnehmer zur Seite. Vor dem Galgen gestikulierten sie wild und zeigten in Richtung Rathaus.

Die Wächter des Galgens schlossen sich ihnen an und rannten in die angegebene Richtung. Nur einer blieb zurück. Er blickte unschlüssig in die Höhe, dann seinen davonrennenden Gefährten hinterher.

Der Wächter sah auch die weiß gekleideten Gestalten, die aus der Neustadt kamen, dorthin, wo die Abgründe lagen. Er war sich nicht sicher, was er davon zu halten hatte.

Im Schutz eines Ziehbrunnens beobachtete Madeleine, was er unternahm. Als sie sah, dass er unschlüssig verharrete, versteckte sie die beiden Schwerter und auch den weißen Umhang mit dem Einstichloch hinter einem Schuppen. Sie griff einen Dolch und verbarg ihn im Ärmelaufschlag ihrer Kutte. Dann ging sie hinüber.

Als sie den Wächter erreichte, deutete sie in die Höhe.

»Ich habe für Piet getanzt und zum Dank diese Gefangenen dort gewonnen. Hol sie herunter, damit ich sie töten kann.«

»Bist du verrückt? Wer bist du überhaupt?«

Madeleine trat auf ihn zu. Sie streifte die Kutte von ihrem weißblonden Haar. »Ich bin der Racheengel«, sagte sie. Blitzschnell zog sie den Dolch hervor und stach auf den Soldaten ein.

Doch Madeleine war keine geübte Kämpferin. Sie hatte einen Angriff wie diesen bislang nur in ihrer Vorstellung durchgespielt und war ein wenig stolz, nicht vor ihrem Plan

zurückgeschreckt zu sein. Aber sie erreichte nicht, was sie wollte.

Es gelang ihr nicht, den Wächter zu töten. Er hatte im letzten Moment Verdacht geschöpft und war einen halben Schritt zurückgetreten, sodass Madeleine nicht tödlich getroffen hatte.

Das Messer war in den Wanst des Soldaten eingedrungen, aber nicht tief genug. Der Mann starrte Madeleine verblüfft an, dann legte er die Hand auf den Bauch, sah das austretende Blut und stieß einen Schrei aus. Dann zog er sein Schwert und hieb unter unartikulierten Lauten auf Madeleine ein.

Die junge Frau stolperte rückwärts. Fast wäre sie über ein paar Hellebarden gestrauchelt, die dort herumlagen. Sie bückte sich geschwind, packte eine der Waffen und richtete sie gegen den Angreifer. Sie war schwer, Madeleine musste alle Kraft aufwenden, um sie zu halten.

Der Soldat versuchte, ihr die Hellebarde aus der Hand zu schlagen. Mit wilden Hieben drang er vor. Madeleine spürte, dass sie dem erfahrenen Kämpfer nicht gewachsen war. Sie wich zurück, die Hellebarde nur noch zur Abwehr hebend.

Der Soldat hob noch einmal das Schwert, er fintierte einen Schlag, tauchte blitzschnell unter der Hellebarde durch und setzte Madeleine das Schwert an den Hals.

Die junge Frau erstarrte. Sie ließ die Hellebarde fallen und hob hilflos die Arme. Der Wächter grinste hämisch.

»Du bist eigentlich zu schön, um getötet zu werden«, flüsterte er. »Aber ich tue es dennoch!«

Er hob das Schwert, um seine Tat zu vollenden, doch dann schrie er plötzlich auf und griff sich an den Bauch. Und jetzt sah Madeleine, dass ihr Stich doch tiefer eingedrungen sein musste, als es den Anschein gehabt hatte. Etwas Weißliches war zu sehen.

Er krümmte sich zusammen und fluchte. Dann ließ er das Schwert fallen. Er sackte auf die Knie.

»Du verdammte Schlampe!«, fluchte er. »Du hast mich doch erwischt.«

Madeleine nahm sein Schwert vom Boden auf. Sie holte weit aus und bohrte es ihm in die Brust.

Ohne einen weiteren Laut brach der Mann zusammen.

Die Nachricht vom Tod des Propheten verbreitete sich rasend schnell in allen Straßen. Manche reagierten panisch darauf, andere wirkten erleichtert.

Die Heiligen Tänzer indes kochten vor Zorn. Jetzt musste durchgegriffen werden! Marck musste zur Raison gebracht werden!

Die Männer hasteten durch die Gänge des Rathauses. Überall standen Gruppen aufgeregter Menschen zusammen. Eigentlich hatte die Sekte das Rathaus besetzt, aber jetzt kamen auch zahlreiche Bürger von Marck hierher. Alle wollten den toten Propheten sehen.

Der Nachtwächter und sein Hauptmann hatten mit angefasst. Man hatte Piet ausgestreckt auf den Tisch gelegt. Dort lag er jetzt. Unter den Kopf hatte ihm jemand ein paar Kleidungsstücke gelegt, darunter waren auch einige durchsichtige Schleier.

Piet lag mit geöffneten Augen da, den Kopf erhoben. Niemand wagte es, ihm die Augen zuzudrücken. Die Augen des Propheten starrten böse geradeaus, waren aber stumpf und blicklos. Die Männer im Zimmer waren sich im Klaren darüber, dass Piet ein Strafgericht halten würde. Dazu war er auch im Tod noch imstande.

»Was jetzt?«, fragte der Nachtwächter ratlos.

Der Hauptmann zuckte die Schultern. Dann besann er sich, dass er eine Autorität war, von der man Antworten erwartete. Er räusperte sich und sagte mit strenger Stimme:

»Sucht dieses Weib! Und zwar überall, in jeder Ecke und in jedem Winkel dieser verdammten Stadt. Die Stadttore werden geschlossen und bewacht. Und dann wird ein Haus nach dem anderen durchkämmt!«

»Hat sie denn den Propheten ermordet?«

»Ja, wer denn sonst? Die Flucht dieser Hure ist ein eindeutiges Geständnis!«

»Wer war sie überhaupt?«

Einer der Sektierer meldete sich zu Wort. »Sie war der Geist der getöteten Sarah Goldstein! Ich habe selbst gehört, wie ein Soldat davon sprach.«

»Welcher Soldat?«, blaffte der Hauptmann.

»Einer vom Eingang unten.«

»Holt ihn, ihr Schwachköpfe!«

Einer rannte nach unten.

»Ein Geist!«, äffte der Hauptmann den Sektierer nach. »Sind hier alle total verblödet? Könnt ihr einen Moment lang klar denken? Oder hat euch der Prophet den Kopf zugeschissen?«

»Aber warum?«, fragte der Sektierer, »wir stehen doch nach dem Tod alle wieder auf! Wir kommen in den Himmel, und dann schenkt man uns ein neues Leben! Auch dieser Sarah wurde es geschenkt. Sie kam als Racheengel auf die Erde zurück.«

Der Hauptmann schnaubte, aber dann fasste er sich wieder. »Gut. Wir werden sehen. Nach der Beschreibung ist sie also blond, schlank, groß, gekleidet in eine Kutte der Benediktinerinnen. Wir werden sie finden.«

Stiefelschritte polterten. Zwei Soldaten betraten Piets Sterbezimmer. Einer von ihnen war der Wächter, der vorgegeben hatte, Sarahs Geist gesehen zu haben. Er berichtete dem Hauptmann nun von dieser Begegnung. Sarah sei ihm erschienen wie der Leibhaftige, erklärte er. Man sei so entsetzt gewesen, dass man sie widerstandslos in das Rathaus ließ.

»Dafür werdet ihr gehängt werden!«, schrie der Hauptmann.
»Eine Tote zum Propheten vorzulassen! Ja seid ihr denn...?«

»Sie sah aber gar nicht tot aus«, sagte der eingeschüchterte Soldat trotzig.

»Dann war es auch nicht Sarah Goldstein«, sagte der Hauptmann, jetzt ganz ruhig. Er hob den Finger, als wisse er ein Geheimnis. »Denn die hatte schwarze Haare, richtig? Dieser Racheengel hier war aber nach allem, was wir wissen, blond! Also kann sie nicht Sarah gewesen sein!«

Einige der Umstehenden schien die Logik des Hauptmanns zu verwirren, sie versuchten, seine Worte nachzuvollziehen.

Doch der Hauptmann kümmerte sich nicht um sie. »Sucht sie!«, brüllte er lautstark. »Durchkämmt jeden Stall, jedes Zimmer, jede Müllhalde, sucht in jedem Baum und Strauch! Wir müssen sie finden!«

»Wir werden sie finden!«, sagte einer der Heiligen Tänzer mit tiefer Stimme.

Die Anwesenden erschrecken für einen Moment. Sie blickten Piet an. Sie hatten einen schrecklichen Herzschlag lang geglaubt, er habe zu ihnen gesprochen.

Madeleine keuchte vor Anstrengung. Sie stand einen Moment lang da und stützte die Arme auf die Oberschenkel. Der Soldat zu ihren Füßen war tot.

Madeleine sah zum Käfig empor. Sie hörte die vertraute Stimme Uthmans. Er rief ihr zu:

»Madeleine! Du bist es! Um Allahs willen!«

Henri rief fast gleichzeitig: »Wir kommen am Seil herunter. Immer einer nach dem anderen. Am Schluss lassen wir Joshua im Käfig zu Boden.«

»Ich habe noch mehr Waffen!«, rief Madeleine. »Ich hole sie.«

Oben zwängte sich Henri durch die beiden herausgebrochenen Gitterstäbe. Er turnte zum Seil, bekam es zu fassen und rutschte daran herunter. Er achtete nicht darauf, dass die Haut seiner Handflächen dabei aufgescheuert wurde.

Als er unten war, hielt er das Seil fest, so konnte auch Uthman schnell herunterkommen. Dann folgte Sean. Sie lösten das Seil aus dem Eisenring. Zu dritt anpackend, ließen sie den schweren Holzkäfig langsam herunter. Sie atmeten auf, als er unbeschadet den Boden berührte.

Uthman blickte zu Madeleine hinüber, die in diesem Augenblick mit zwei Schwertern angerannt kam. Uthman eilte ihr entgegen und umarmte sie. Er war so gerührt, dass ihm nichts einfiel, was er der jungen Frau sagen konnte. Sie legte ihm verständnisvoll die Finger auf den Mund.

Sean half Joshua aus dem Käfig. Der geschwächte Jude hatte ein paar Mal im Käfig das Stehen geübt, es war ihm immer besser gelungen. Dennoch zitterten ihm nun die Knie. Sean stützte ihn.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Sean besorgt.

»Keine Angst, es geht mir gut«, antwortete Joshua und versuchte zu lächeln.

»Wir brauchen Pferde«, sagte Henri. »Woher bekommen wir welche?«

»Ich schlage vor, wir verschwinden erst mal von diesem unseligen Galgenplatz«, meinte Uthman. »Irgendwo verstecken wir uns fürs Erste. Dann besorge ich Pferde.«

»Sie werden nicht gezielt nach uns suchen«, schätzte Henri die Lage ein, »die Stadt ist völlig durcheinander.«

»Alle schreien, ihr Prophet sei tot«, meinte Sean. »Wenn wir wüssten, ob das stimmt...«

»Er ist tatsächlich tot«, sagte Madeleine. »Ich selbst habe ihn getötet.«

Die Freunde standen wie vom Donner gerührt.

»Du?« Uthman war völlig entgeistert. »Aber...«

»Ich bin zu ihm ins Rathaus gegangen. Dort blieb ich die Nacht. Dann, als er keinen Verdacht mehr schöpfte, erstach ich ihn.«

»Du warst in der Nacht bei ihm?« Uthmans Stimme war unsicher.

»Ja«, berichtete Madeleine und blickte Uthman offen in die Augen. »Ich gab vor, ihn zu bewundern. Sonst wäre ich nie an ihn herangekommen. Wir waren allein im Zimmer. Nur so konnte es gelingen, ihn zu töten.«

»Hat er dich...«

Madeleine schüttelte den Kopf. »Er kam nicht dazu.«

»Madeleine, du warst mit ihm die ganze Nacht allein, und...«

»Aber Uthman! Liebster! Ich suchte kein Vergnügen mit dem Verrückten! Ich wollte ihn töten!«

»Natürlich. Verzeih mir! Wie töricht ich bin.«

»Könnt ihr diesen Zwist fortsetzen, wenn ihr verheiratet seid?«, warf Henri ein. »Wir müssen hier schleunigst verschwinden. Es kommen Soldaten!«

Madeleine zog jetzt das Templergewand unter ihrer Kutte hervor und reichte es Henri.

»Hier. Es ist noch das Blut des Toten daran. Er hatte es getragen. Aber ich dachte, du möchtest es dennoch wiederhaben.«

Henri starrte auf seinen Umhang. Dann nahm er ihn dankbar entgegen. Aber er legte ihn nicht an.

Uthman trat plötzlich mit voller Kraft gegen die Gitter des Käfigs. Ein Stab zerbrach dabei. Irgendwie musste er sich abreagieren. Das hätte ich schon vorher tun können, dachte Uthman.

Sie nahmen Joshua in ihre Mitte. Da keiner sich in Marck auskannte, nahmen sie einfach den Weg in Richtung der

Häuser mit den grauen Schieferdächern. Dort schien es leichter zu sein, unterzutauchen.

Als sie im Gassengewirr dieses Viertels untertauchten, verebbte hinter ihnen das Geschrei der Verfolger.

Sie fühlten sich fürs Erste in Sicherheit.

In den Katakomben rauschte das Wasser. Die Ärzte verordneten Kuren, die Kranken seufzten, badeten und tranken Heilwasser. Unten und oben in Marck war das Wasser das Wichtigste. Aber während oben keiner mehr darauf achten wollte, ob das Wasser sauber blieb, weil alles drunter- und drüberging, hielt man in der Unterwelt weiterhin die strenge Kontrolle bei.

Es gab sie durchaus, die verantwortungsvollen Ärzte, die mit Wasser heilen wollten. Nur einige wenige dachten daran, mit dem Wasser Macht auszuüben, sie wollten das Fluidum nutzen, um die Menschen in ihren Bann zu schlagen. Die anderen waren ernsthaft an der Heilung interessiert. Ihr Wissen stammte aus Schriften der alten Ägypter, Griechen und Römer.

Was man diesen Schriften leider nicht entnehmen konnte, waren Ratschläge für das Einfangen abhanden gekommener Patienten. Einige Kranke waren im allgemeinen Durcheinander ausgebrochen und taumelten nun durch die Straßen von Marck. Sie musste man nun wieder einfangen!

Während sich oben die Nachricht vom Mord an Piet van Utrecht wie ein Lauffeuer verbreitete, saßen die Wasserwerker in einem der Laboratorien zusammen. Sie waren untereinander heillos zerstritten.

Jemand sprang auf und deutete mit dem Finger auf den Arzt, der für die magnetischen Sitzungen zuständig war. Dort säße der Schuldige, er bringe alle in Verruf, die Behörden in der großen Hafenstadt seien schon hellhörig geworden. Der

Beschuldigte hörte sich die Vorwürfe ungerührt an. Dann ergriff er ruhig das Wort.

Er sprach von Heilung, von dem Wunsch, die Krankheiten ein für alle Mal zu besiegen, vom Auftrag der Ärzte, hinter denen das Religiöse zurückstehen müsse. Man dürfe den einzigartigen Schatz von Marck nicht zerstören, und er dürfe nicht in falsche Hände geraten.

»Muss man die Forschungen nicht geheim halten?«, wollte jemand wissen. Und als er dies sagte, drehten sich alle Köpfe zu einem Fremden um, der erst am Vortag aus Calais gekommen war – was wollte er hier?

Jemand forderte den Leiter der Truppe auf, seine Experimente zu erklären. Der Forscher erhob sich und

sagte: »Meine Forschungen beginnen mit einer philosophischen Hypothese, die von den alten Griechen stammt. Ich glaube, das Leben des Menschen fängt durch Bewegung an und endet durch Ruhe. Das Erlöschen der Bewegung oder des Lebensfeuers ist deshalb gleichbedeutend mit dem Tod...«

»Lebensfeuer!«, fragte der Gast aus Calais neugierig nach.

»Ja. Das Grundwesen des Menschen hat etwas von der Natur des Feuers, es ist jedoch keineswegs – wie eine gewisse Fraktion hier im Ort meint – eine Substanz, sondern eine Bewegung, wie der Ton in der Luft oder das Licht im Äther. Aber diese Flut ist nicht eine des gewöhnlichen Feuers noch die des Lichts, sondern sie ist von einer Ordnung, die alles an Feinheit und Beweglichkeit übertrifft. Wahrscheinlich ist es dieselbe, die unsere Nerven durchdringt, und sie steht mit der gesamten Natur in einem Wechselverhältnis, wir wissen noch zu wenig darüber...«

»Hört, hört!«, höhnte ein Sektenmitglied.

»Nun, dieses Lebensfeuer kann – wie ich glaube – an alle möglichen Substanzen weitergegeben werden, an Bäume,

Pflanzen und Tiere, Steine, Sand und Wasser. Vor allem an Wasser, auf alle Entfernungen und auf alle Größen hin. Hier unten haben wir den Beweis gefunden. Die Übertragung des Lebensfeuers vollzieht sich durch die Berührung mit einem magnetischen Körper, mit einem von diesem unsichtbaren Feuer entzündeten Körper. Die Fortpflanzung geschieht durch Erschütterungen wie Licht und Schall, durch alle flüssigen und festen Körper hindurch, wie durch Saiten, durch Fäden, durch Luft

und Wasser. Durch den Schall und das Licht von Spiegelgläsern kann sie zurückgestrahlt werden. Ja – und hier liegt die größte Gefahr –, selbst durch Blicke oder sogar durch den Gedanken und den bloßen Willen, den einige Geübte hier besitzen, kann das unsichtbare Feuer übertragen werden. Und hier beginnt unsere medizinische und moralische Verantwortung, und auch die Verantwortung der Kirche. Wir dürfen mit dieser Gabe keinen Missbrauch treiben.«

»Und woran denkt Ihr?«, fragte der Forscher den Mann aus Calais.

»An das Gemeinwesen natürlich, an die Ordnung, an die Neigung gewisser Kräfte, das Chaos in Marck zu schüren.«

»Nun gut«, erwiderte der Forscher, »da liegen wir nicht weit auseinander. Aber ich bekämpfe das Chaos allein auf der medizinischen Ebene. Krankheit, wie ich sie verstehe, rührt von dem Durcheinander, der Unordnung des Fluidums her, von dessen beliebiger Verteilung im Körper der Kranken. Bei der Behandlung geht es um die Wiederherstellung des Strömens und die harmonische Verteilung dieses Fluidums durch das Fluidum des Arztes. Diese Aura müssen wir herstellen, erhalten und allein für die Kranken nutzbar machen, sie darf nie und nimmer zur Unterdrückung von Menschen genutzt werden.«

Jetzt meldete sich einer der Heiligen Tänzer zu Wort. Die roten Äderchen in seinem Gesicht leuchteten. »Ihr habt doch nur Angst!«, keifte er. »Ihr fürchtet Euch vor nebelhafter Alchimie mit ihren erdrückenden Bildern, ich habe Euch das selbst sagen hören. Ihr habt Angst vor

deren mit Ungeheuern bevölkerten Labyrinthen, ihren Sternen, die einem nicht mehr aus dem Sinn gehen. Uns flößt das keine Angst ein, denn wir sind Träumer, wir wissen wohl, dass unsere Welt zugleich wirklich und eingebildet ist, geistig wie stofflich, subjektiv wie objektiv, dass die Symbole mit tatsächlichen Phänomenen der Schöpfung verschmelzen. Alle Dinge, die wir gesammelt haben, aus allen Jahrhunderten, zeugen davon. Aber Ihr seid zu feige, dies anzuerkennen, Ihr verschanzt Euch hinter einer Lehre, der Medizin, dem Heilungsauftrag. So vergeudet Ihr die Wirkung all dieser Dinge!«

»Wir wollen wissen, wie sich das Leben verlängern lässt!«, schrie jemand.

»Nur deshalb sind wir hier! Und auch alle Kranken! Wir wollen das ewige Leben«, brüllte ein anderer.

»Wir suchen es seit langer Zeit!«

»Verbrüdern wir uns mit der Sekte der Heiligen Tänzer! Dann können wir alles erreichen!«

»Nicht, solange ich hier das Sagen habe!«, rief der Forscher.

Dann brüllten alle durcheinander, es war kein Wort mehr zu verstehen. Es dauerte lange, bis wieder Ruhe einkehrte.

Dann sagte einer der Ärzte: »Wir brauchen auf jeden Fall neue Versuchsobjekte, denn wie ihr wisst, sind einige unserer Patienten kürzlich ausgebrochen.«

»Holen wir uns doch einfach Nachschub von oben!«, rief jemand aus der Menge.

Und alle stimmten ihm zu.

Madeleine führte die Gefährten durch das Viertel, in dem die Eingänge zu den unterirdischen Verliesen lagen. Piet hatte diese ihr gegenüber erwähnt. Er war ein erbitterter Gegner der Wasserforscher gewesen. Aber er hatte sie geduldet.

»Vielleicht können wir dort unten Zuflucht finden, bis sich hier oben alles beruhigt hat«, sagte Madeleine. »Da wird niemand nach uns suchen.«

»Ich bin schon unten gewesen«, sagte Joshua. »Die Ärzte dort sind ebenso verrückt wie die Heiligen Tänzer, nur auf andere Weise. Ich gehe dorthin nicht zurück.«

»Mein Bedarf an Fanatikern, egal, ob sie das Gute oder das Böse wollen, ist jedenfalls gedeckt«, sagte Henri.

»Mir geht es genauso«, sagte Sean, den seine Verletzung immer noch plagte.

»Vielleicht kurieren sie uns unten mit Wasser«, meinte Madeleine. »Auch deine Schulter, Uthman. Vielleicht helfen Bäder oder dieser Magnetismus!«

»Sollen wir es nicht doch versuchen?«, fragte Uthman in die Runde.

»Lasst uns einen anderen Unterschlupf suchen!«, bat Joshua.

»Ich weiß ungefähr, wo die Eingänge liegen«, beharrte Madeleine. »Wir wollen dort ja nicht für immer bleiben, nur so lange, bis sich hier alles beruhigt hat.«

»Nun gut«, seufzte Henri. Er blickte sich nach allen Seiten um. Aus der Ferne waren wieder Lärm und Geschrei zu hören. »Mit ein paar Ärzten und Irren werden wir schon fertig werden.«

»Also, dann führe uns in die unterirdischen Gänge, Madeleine«, sagte Uthman.

»Ihr wisst ja nicht, worauf ihr euch einlasst«, warnte Joshua die Freunde noch einmal. »Es ist die Hölle. Die Verrückten

glauben an ein Wesen, das durch ein Fluidum entstanden sein soll, eine Art Golem. Nein, ich gehe nicht mit!«

Noch während sie sich stritten, sprangen Bewaffnete auf sie zu. Im Nu waren die Gefährten umringt.

In der Stadt griff das Chaos um sich. Fast alle Stadtbewohner wollten zum Rathaus, wo der Prophet aufgebahrt lag. Sie konnten und wollten nicht an die Gerüchte glauben, sondern mussten den Toten mit eigenen Augen sehen. Laut schreiend und gestikulierend liefen die Leute kreuz und quer durch die Straßen.

Unterdessen versuchten die Heiligen Tänzer, ihre Macht aufrechtzuerhalten. Dazu wählten sie den Hauptmann zu ihrem neuen Anführer. Er schickte bewaffnete Patrouillen durch die Stadt und versuchte die Bewohner zu beschwichtigen, indem er das nahe Heil verkünden ließ. Aber die allgemeine Wut entlud sich immer offener gegen die Sekte, von der man sich drangsaliert fühlte. Da von außen keine Hilfe zu erwarten war, da die Stadttore geschlossen waren, griff man zur Selbsthilfe. Die Bauern bewaffneten sich mit Dreschflegeln, Sensen und Sichel. Bald stand eine kleine, entschlossene Armee zorniger Marcker bereit, um die Tyrannei der Sekte brechen.

Auch die Heiligen Tänzer bildeten Kampftruppen und versuchten als Erstes, das Rathaus als Basis zu sichern. Von hier aus wollten sie systematisch in die Stadt vordringen und die einzelnen Viertel unter Kontrolle bringen. Sie beabsichtigten, die Eingänge zu den unterirdischen Labyrinthen zu versperren, damit ihnen die Wasserwerker nicht in den Rücken fallen konnten. Am liebsten hätten sie diese Unterwelt gleich ganz zerstört, etwa durch Flutung der Gänge.

Der Hauptmann gab entsprechende Befehle.

Anfang Oktober 1318. Feuer und Wasser

Die Gefährten sahen sich erneut Angreifern gegenüber. Der ewige Kampf schien ihr Schicksal zu sein.

Einen der Angreifer konnte Joshua identifizieren. »Es ist der Sammler!«, sagte er. »Ich habe ihn kennen gelernt, als ich in die unterirdischen Gänge verschleppt wurde. Im besten Fall haben wir es mit Alchimisten zu tun. Ich fürchte jedoch, es sind alles Irre.«

Der Genannte trat aus dem Kreis der Männer in weißen und grauen Gewändern hervor. »Wir stehen im Dienst der Forschung«, sagte er. »Religiöse Fanatiker begreifen das nicht. Wir brauchen freiwillige Versuchsobjekte. Nur, wenn ihr euch wehrt, werden wir Gewalt anwenden.«

»Und bei diesen Leuten sollen wir uns verstecken, bis die Heiligen Tänzer sich ausgetobt haben?«, fragte Uthman. »Mir reicht es!«

»Auf geht's!«, sagte Henri.

Sie hoben die Waffen. Auch Madeleine hielt ihre beiden Dolche in den Händen. Von diesen seltsamen Forschern hatten sie jetzt schon die Nase voll.

»Macht den Weg frei!«, sagte Uthman drohend.

»Wie ich bereits sagte«, entgegnete der Sammler, »wir brauchen euch für unsere Versuche.«

Henri machte ein paar Schritte vorwärts. Hinter ihm gingen Joshua, Sean und Madeleine. Uthman sicherte nach hinten ab. Plötzlich hörten sie Rufe, die aus dem Erdinneren zu kommen

schienen. Es war ein Flehen und Seufzen, das Joshua schon einmal gehört hatte.

»Nur fort von hier!«, rief Joshua.

Im selben Moment sahen die Gefährten, wie aus dem anderen Stadtviertel Bewaffnete mit Schwertern und brennenden Fackeln heranstürmten. Es waren die Heiligen Tänzer.

Henri hielt sein Schwert drohend gegen die Wasserwerker vor sich gerichtet. Als niemand zurückwich, hob er die Waffe und schlug einem den Knüppel aus der Hand, dann hieb er ihm den Schwertknauf gegen die Schläfe. Er wehrte einen weiteren Angreifer ab und streckte auch ihn zu Boden. Andere rückten nach. Aber die Männer waren keine erfahrenen Kämpfer. Sie zögerten und schienen unsicher, was sie tun sollten.

Der Sammler, den sie offenbar zum Anführer auserkoren hatten, schrie: »Pakt sie endlich! Aber seid vorsichtig, wir brauchen sie lebend!«

Seine Worte wirkten nur für einen Moment. Sie versuchten, den Gefährten den Weg abzuschneiden. Uthman durchschaute das Manöver, löste sich aus der Gruppe und schlug rücksichtslos auf sie ein. Drei Männer stürzten getroffen zu Boden.

Von der anderen Seite her kamen die Heiligen Tänzer immer näher.

Henri signalisierte Uthman und Sean, dass sie nahe bei ihm bleiben sollten. Sie mussten verhindern, zwischen die Fronten zu geraten. Gleichzeitig sollte Joshua sich davonstehlen und nach Pferden Ausschau halten. Madeleine sollte versuchen, zu den Stadttoren zu gelangen, um sicherzustellen, dass sie offen waren.

»Schafft ihr beide das?«, fragte Henri. Doch Joshua und Madeleine hatten sich schon auf den Weg gemacht.

Die drei übrigen Gefährten versuchten, die beiden angreifenden Gruppen aufeinander zu hetzen. Zunächst hatten

sie wenig Erfolg damit. Die Heiligen Tänzer schlugen von allen Seiten planlos auf sie ein. Die meisten von ihnen kämpften jedoch völlig kraftlos, was vom Fasten herrühren mochte oder vom unzüchtigen Leben im Schatten des wollüstigen Propheten. Ihre Hiebe waren nur schwach.

Aber ein harter Kern rückte näher. Das war die Elite, Piet van Utrechts ehemalige Leibwache.

Die Gefährten waren durch all die Strapazen äußerst geschwächt. Doch allmählich gelang es ihnen, seitlich an den Heiligen Tänzern vorbeizukommen. Jetzt konnten sie sie gegen die Männer des Sammlers abdrängen.

Schon fiel einer der Heiligen Tänzer zu Boden, getroffen vom Knüppel eines Arztes. Beide Gruppen begannen allmählich, sich ineinander zu verbeißen. Als ein Heiliger Tänzer einem Gegner eine brennende Fackel ins Gesicht stieß, hob ein wildes Gemetzel an.

Joshua und Madeleine liefen so schnell sie konnten. Joshua musste öfter stehen bleiben, so entkräftet war er. Als er gar nicht mehr konnte, rief er Madeleine atemlos zu: »Geh allein weiter zum Stadttor. Ich brauche mehr Zeit. Warte in der Nähe des Tores. Ich komme mit vier Pferden dorthin.«

Also trennten sich die beiden. Joshuas Ziel waren die öffentlichen Ställe, wo die Pferde der Stadtbewohner untergebracht waren.

Madeleine ging weiter in Richtung Stadtmauer, dabei verbarg sie sich so gut wie möglich in ihrer Benediktinerinnenkutte. Sie bemühte sich, nicht zu rennen, um nicht aufzufallen, doch sie erkannte schnell, dass in Marck mittlerweile jeder mit sich selbst beschäftigt war. Man beachtete sie kaum.

Überall waren Kämpfe im Gang. Die Heiligen Tänzer versuchten, die Einwohner einzuschüchtern. Diese wiederum hatten sich mittlerweile gut organisiert.

Die Kämpfe konzentrierten sich in den engen und gewundenen Straßen des ältesten Teils der Stadt rund um das Rathaus herum. Hier lagen bereits zahlreiche Tote, und Verwundete krochen wimmernd und stöhnend umher. Aber auch in den Häusern wurde gekämpft und gerungen.

Madeleine musste einige Male in Hauseingänge oder Schuppen zurückweichen. Als sie die Stadtmauer erreichte, musste sie feststellen, dass alle Tore geschlossen waren. Man hatte Gitter aus dicken Holzsparren heruntergelassen, die unten wie Speere angespitzt waren. Madeleine hielt nach Wachen Ausschau. An den Toren selbst entdeckte sie niemanden, aber in den Türmen darüber nahm sie Bewegungen an den offenen Fensterhöhlen wahr. Sicher warteten dort die Wachmannschaften, und vermutlich waren sie mit Bögen bewaffnet.

Madeleines Mut sank. So, wie es aussah, würden sie auf diesem Weg niemals aus Marck entkommen. Nie und nimmer würde es ihr gelingen, eines der Tore zu öffnen. Die Wachen würden sie entdecken und schnell unschädlich machen. Und um das Gitter emporzuwuchten, bedurfte es ohnehin mehrerer kräftiger Männer.

Trotzdem sah sich Madeleine den Mechanismus des Tores, vor dem sie gerade stand, genauer an. Am Gitter war ein dickes Seil befestigt, das über einer Winde lag. Normalerweise musste eine schwere Handkurbel an der Seite betätigt werden, um das Gitter in die Höhe zu ziehen, so war es jedenfalls bei anderen Toren. Aber hier entdeckte Madeleine ein zusätzliches zweites Sicherungsseil, das die Winde verriegelte. Würde dieses Seil gelöst werden, musste sich die Winde unweigerlich abspulen – und das Tor würde sich öffnen!

Madeleine wartete noch einen Moment. Wieder registrierte sie in den Fenstern oberhalb des Tores eine Bewegung.

Madeleine wartete auf ihre Chance, dann rannte sie flink hinüber zum Tor. Wenn sie jemand gesehen hatte, musste sie um ihr Leben fürchten, von oben herab war sie leicht zu treffen.

Aber nichts geschah. Madeleine nahm all ihren Mut zusammen, blickte noch einmal nach oben und begann mit einem ihrer beiden Dolche, das Sicherungsseil zu durchtrennen.

Henri, Uthman und Sean hatten ihre Gegner vor sich und den Rücken frei. Sie standen nebeneinander und führten Schlag auf Schlag. Sie verstanden sich blind.

Die Heiligen Tänzer wurden langsam zu den unterirdischen Gängen der Wasserwerker zurückgedrängt. Plötzlich stürzten einige von ihnen. Ein Loch hatte sich im Erdboden aufgetan. Sand und kleine Steine fielen hinab. Die Decke eines unterirdischen Raums war eingestürzt. Die Wasserwerker waren in der Überzahl. Zudem kamen immer noch mehr weiß gekleidete Gestalten aus dem Erdinneren. Sie trugen lange Stangen in den Händen, an denen bunte Bänder hingen. Die Gefährten konnten sich nicht erklären, was es mit diesen Stangen auf sich hatte.

Die Heiligen Tänzer begannen ihrerseits, aus Lederschläuchen eine Flüssigkeit auszugießen. Die gelbe, ölige Lache breitete sich rasch aus und floss in den Eingang zu den Labyrinth. Einer der Männer warf eine brennende Fackel mitten in die Lache. Sofort züngelten bläuliche Flammen empor.

Henri, Uthman und Sean mussten zurückweichen, um nicht vom Feuer erfasst zu werden. Sie sahen, wie die Flammen auf

den Eingang zuschossen und sich dann in die unterirdischen Gänge hineinfraßen.

Im gleichen Augenblick warfen die Wasserwerker ihre Stangen in die Laufrinnen, in denen das Wasser in die Stadt lief. Ein bläulicher Strahl umspielte das Wasser in den Rinnen. Es musste etwas mit dem Magnetismus zu tun haben, von dem Joshua erzählt hatte.

Irgendwo hinter dem Eingang zur Wasserwelt ertönten Schreie. Flammen schossen jetzt heraus, als seien sie drinnen auf einen Widerstand geprallt, der sie zurückwarf. Es zischte. Dampf stieg auf. Dann weißer Rauch. Etwas explodierte. Dann erneut Flammen, die sich im Dampf entzündeten.

»Wir verschwinden!«, sagte Henri. »Das ist nicht mehr unser Kampf.«

Gemeinsam liefen sie los. Hinter ihnen wogte die Schlacht weiter. Getroffene stürzten schreiend zu Boden. Die Wut der Kämpfer steigerte sich immer mehr. Der offene Schlund der Labyrinth wirkte wie das Maul eines riesigen Ungeheuers, das nach und nach zahlreiche Kämpfer verschluckte.

Noch während er lief, wickelte Henri den durchlöchernten Tempelritterumhang aus und zog ihn sich über den Kopf. Dieses Kleidungsstück war für ihn wie eine zweite Haut. Das Blut des toten Propheten bildete im Brustbereich einen dunkelroten Fleck, es besudelte das rote Tatzenkreuz der Armen Ritter Christi. Es war klar, dass sich niemand in Marck darum kümmern würde, einen verfemten Tempelritter festzunehmen. Hier wurden zurzeit ganz andere Schlachten geschlagen.

Dennoch kämpfte in Marck offenbar nicht jeder. Während die Freunde auf die Stadtmauer zuliefen, kamen ihnen einige Leute entgegen, die seltsam apathisch wirkten. Ob sie von den Mitgliedern einer der beiden rivalisierenden Sekten verhext worden oder lediglich vom vielen Kämpfen erschöpft waren,

ließ sich nicht erkennen. Die Gefährten kümmerten sich auch nicht weiter darum. Sie rannten derweil auf das große Stadttor zu.

Unterdessen stellte sich Henri die bange Frage, ob Joshua und Madeleine erfolgreich gewesen waren.

Madeleine duckte sich im Toreingang. Es dauerte nicht lange, bis sie mit der scharfen Klinge ihres Dolchs das Seil, das die Seiltrommel hielt, durchtrennt hatte. Als es so weit war, barst das Seil mit einem reißenden Laut, und die Seilwinde begann sich rasend schnell zu drehen und das Seil abzurollen. Wie von Geisterhand fuhr das Torgitter in die Höhe.

Madeleine blickte erleichtert durch das Tor ins Freie. Die Landschaft jenseits von Marck lag friedlich vor ihr in der Nachmittagssonne. Die Gefährten waren jedoch noch nirgendwo zu sehen.

Plötzlich hörte Madeleine über ihrem Kopf ein Poltern. Sie blickte auf und entdeckte das Gesicht eines Soldaten in der Fensterhöhlung.

»He, Weib! Was treibst du da?«, schrie er hinab. »Das ist doch...«

Madeleine rannte los. Der Soldat lief die Turmtreppe hinab und setzte ihr nach. Als Madeleine sich umwandte, sah sie, dass ein weiterer Mann ihr folgte. Zum Glück trug nur der Hintere Pfeil und Bogen. Er blieb einen Moment stehen, legte an und schoss.

Madeleine spürte, wie der surrende Pfeil ihren Kopf nur knapp verfehlte. Unwillkürlich duckte sie sich. Da näherte sich schon ein zweiter Pfeil mit einem Zischen. Doch auch er verfehlte sein Ziel und schlug neben ihr auf.

Der nächste wird mich treffen, dachte Madeleine voller Panik. Doch nach einigen weiteren schnellen Sprüngen in

Richtung Stadt erblickte sie etwas, das ihr Herz schneller schlagen ließ. Joshua näherte sich mit einigen Pferden der Stadtmauer, darunter war auch ihr eigenes, ein gescheckter Wallach, den sie bei ihrer Ankunft in Marck einem Stallknecht übergeben hatte. Kurz darauf entdeckte sie hinter dem reitenden Joshua auch die anderen Gefährten!

»Uthman!«, schrie Madeleine.

»Madeleine!«

»Das Tor ist geöffnet!«

»Schneller doch!«, rief Uthman seinen Gefährten zu.

Jetzt erreichte Madeleine Joshua und die Pferde. Der Jude lachte, obwohl ihm die Anstrengung anzusehen war. Madeleine blickte ihm dankbar entgegen. Sie schwang sich auf den Wallach. Joshua wandte sich um und ritt den Freunden entgegen. Auch sie sprangen ohne Zögern auf die Pferde.

Als die Torwächter das sahen, stellten sie die Verfolgung ein und liefen zum Tor zurück. Indes trieben Madeleine und die vier Freunde ihre Pferde an.

»Sie haben Pfeil und Bogen«, rief Madeleine den anderen zu.

»Mach dir keine Sorgen!«, rief Uthman zurück. Er gab seinem Pferd noch einmal die Sporen und sprengte voraus.

Inzwischen hatte sich der Bogenschütze inmitten des Torbogens aufgestellt. Als er den Sarazenen herannahen sah, legte er auf ihn an. Uthman vollführte eine blitzschnelle Handbewegung, und ein blitzendes Messer schoss aus seinem Ärmel. Es fuhr dem Soldaten direkt in die Kehle. Der Getroffene griff nach der Waffe und zerrte daran, dann stürzte er wie gefällt zu Boden. Der zweite Torwächter zog sich durch eine Seitenforte zurück, die zum Turm hinaufführte.

Die Gefährten preschten durch das Tor hinaus in die Freiheit. Einst waren sie auf diesem Weg nach Marck gekommen. Wie lange war das her? Es schien vor einer Ewigkeit gewesen zu sein.

Erst auf einem der Hügel, weit außerhalb der Stadt, hielten die Freunde an. Vor ihnen färbte sich der Himmel dunkelrot. Sie wendeten die Pferde und erblickten dicke Rauchschwaden über Marck. Das Viertel, in dem die Labyrinth lagen, brannte lichterloh.

»Dies ist das Ende«, sagte Madeleine.

»Wer Wind sät, wird Sturm ernten«, entgegnete Joshua tonlos. »So erfüllt sich zumindest eine Prophezeiung.«

»Die Marcker werden ihre Stadt neu aufbauen müssen«, sagte Henri. »Aber das schaffen sie schon. Der Lebenswille siegt immer über den Fanatismus.«

Anfang Oktober 1318. Das Meer

Calais war nicht mehr weit. Schon konnte man das Meer riechen. Es roch anders als das Wasser in Marck.

Die Gefährten hatten beschlossen, Joshua in die Hafenstadt zu begleiten. Von Calais aus würde er nach London übersetzen. Davon hatte sich Joshua nicht abbringen lassen. Die anderen wollten dann endgültig nach Süden reiten.

Als sie diese Pläne besprachen, kam ihnen die Situation seltsam vertraut vor. Das Schicksal hatte ihnen dreizehn Tage ihres Lebens geraubt. Jetzt waren sie wieder da angekommen, wo sie schon einmal gewesen waren, und sie machten dort weiter, wo sie aufgehört hatten.

Sie sogen den Duft des Meeres ein, der sie unendlich beflügelte. Die Ereignisse in Marck kamen ihnen mittlerweile vor wie ein Spuk.

»Ein Albtraum!«, sagte Joshua und schüttelte sich. »Ich habe selten so schlecht geträumt.«

»Ich habe bis heute nicht verstanden, was sie mit dem Wasser wirklich gemacht haben«, sagte Sean. »Was hatte es mit diesem komischen Magnetismus auf sich, von dem so oft gesprochen wurde?«

»Das weiß keiner«, erwiderte Joshua. »Mit solchen Dingen haben wir uns noch nicht beschäftigt. Vielleicht war es nur fauler Zauber. Meine bescheidenen Kenntnisse vom Wasser beziehen sich jedenfalls nur auf den jüdischen Ritus.«

»Erzähle uns davon«, bat Sean den Freund.

»Nun, uns Juden interessiert weniger die Heilkraft des Wassers, sondern wir baden darin, um uns geistig zu erneuern. All unsere Priester müssen sich Hände und Füße waschen, ehe sie in den Tempel gehen. Wenn wir in der *Mikwe*, der rituellen Badestelle, baden, müssen wir alle fremden Gegenstände ablegen – Halsketten, Ringe, Haarspangen, Pflaster, Verbände. Wir tauchen dreimal vollständig unter und gehen innerlich rein aus dieser Waschung hervor.«

»Dann ist den Juden Wasser als Heilmittel unbekannt?«, fragte Madeleine.

»Nicht ganz«, sagte Joshua. »Wir kennen Heilquellen, deren Wasser auf die Stimmung wirkt. Wir kennen aus unserer Überlieferung Wasser, das geheime Kräfte besitzt. Es gibt Wasser, das den Liebestrieb abtötet, und anderes, das diesen Trieb stimuliert. Ein besonders laues Wasser soll gut gegen den Wahnsinn bei Männern sein, damit experimentierten ein paar unserer Ärzte. Vielleicht kannten die Mediziner in Marck deren Forschungen. Wasser aus anderen Quellen hilft angeblich gegen die Melancholie. Darüber hinaus gibt es spezielle Wasser gegen die Trunksucht, gegen Nervenleiden und gegen Hypochondrie. Bei Geisteskranken verordnen jüdische Ärzte Kupfer- und Schwefelwasser.«

»Etwas anderes haben die Leute in Marck doch auch nicht getan, oder?«, fragte Sean.

»Oh, doch«, sagte Joshua. »Sie haben den Menschen nicht geholfen. Der einzige Zweck ihrer Forschungen war, Kenntnisse zu erlangen, um Macht ausüben zu können!«

»In unserer Kultur gilt Wasser als Luxus, den sich jeder gönnt, der es sich leisten kann«, warf Uthman ein.

»In unseren Innenhöfen plätschern Brunnen, die meistens aus Wasserleitungen gespeist werden. Dampfbäder gibt es in jeder Stadt. Sie dienen nicht nur der Reinigung, sondern sind auch gediegene Gärten der Lüste. Aber mit Wasser zu heilen, das ist

eine andere Sache. Den Magnetismus kennt man in unseren Ländern nicht. Ich hörte einmal von dem arabischen Arzt Ar-Rasi, der die heilende Wirkung von Mineralwasser untersucht hat. Er hat Schwefelwasser, Alaunwasser, Kupferwasser und Eisenwasser angewandt – Letzteres könnte möglicherweise magnetisch gewesen sein. Kalte Bäder und Güsse verschrieb er bei Magenschwäche oder Nasenbluten. Und Ibn Sina, der berühmte persische Gelehrte, beschrieb die nach außen zur Haut hin wirkenden Kräfte des Wassers. In seinem *Canon medicinae* widmete er zweihundert Seiten allein dem Wasser, besonders den verschiedenen Bädern.«

»Wenn die christlichen Kreuzfahrer ins Heilige Land zogen, dann wurde ihnen geraten, stets etwas vaterländische Erde im Gepäck zu haben«, sagte Henri. »Ins Trinkwasser gestreut, sollte dieses dann gefahrlos zu genießen sein.«

»Ihr Christen!«, seufzte Uthman.

»Wir Christen wissen nicht viel über das Wasser«, gab Henri zu. »Immerhin taufen wir die Neugeborenen darin. Zweimal bis dreimal sollen Neugeborene in den ersten Tagen gebadet werden. Auch Bäder im Meer werden als heilsam gepriesen. Allerdings soll man sich davor hüten, Wasser ins Ohr eindringen zu lassen. Und beim Trinken von Mineral- und Seewasser muss man sehr vorsichtig sein. Dunkelheit des Gesichts, Schwerhörigkeit, Kopfsausen und Hautjucken können die Folge sein. Nach einer Liebesnacht ist Wassertrinken übrigens immer gefährlich, denn es verursacht Herzzittern und Schweißausbrüche.«

»Das kommt nicht vom Wasser, sondern von der Liebe«, sagte Madeleine, die bisher geschwiegen hatte. »Die Liebe lässt Menschen erbeben.«

»In Cordoba haben wir neunhundert Bäder«, erklärte Uthman stolz. »Und das verdanken wir allein den Mauren. Es sind üppig ausgestattete Dampfbäder. Kommt mich einmal dort

besuchen. Wir baden, trinken Tee, plaudern, studieren die großen Bücher. Es ist himmlisch.«

»Gibt es dort auch Frauen?«, wollte Madeleine wissen.

»In den geheimen Kammern«, verriet Uthman. »Aber ich gehe nur zum Studieren hin«, fügte er schnell hinzu. »Jungfrauen sollen übrigens im Dunkeln baden, bei Nacht oder bei geschlossenen Fenstern, um die Gesetze der Scham nicht zu verletzen.«

»Die Urchristen in Rom hielten ihre Gottesdienste übrigens häufig in den Bädern ab«, wusste Henri, »denn sie besaßen noch keine eigenen Kirchen. Später wurden Badepaläste auch zu Zufluchtsorten vor den Verfolgern. Und das Osterfest feierten sie immer in den Thermen.«

»Aber dabei ging es nicht um leibliche Gesundheit«, sagte Madeleine.

»Nein, um geistige. Aber unsere christlichen Eiferer in der frühen Zeit lehnten das Baden allgemein ab«, erklärte Henri. »Der heilige Antonius etwa benetzte seinen Leib nie mit Wasser, es sei denn, er musste durch einen Bach waten. Evagrius rühmte sich, weder Fleisch gegessen noch je gebadet zu haben. Auch Isidor von Alexandrien und der heilige Fulgentius lehnten Bäder ab. Sie wehrten sich, selbst, als sie sterbenskrank daniederlagen, gegen die ihnen verordneten Heilbäder.«

»Das war ziemlich dumm von ihnen«, sagte Sean.

»Diese vehemente Abneigung gegen Wasser leuchtet mir auch nicht ein. Immerhin werden Christen mit Wasser getauft«, warf Joshua ein.

»Ja«, sagte Henri, »aber nur mit geweihtem Wasser, nicht mit natürlichem. Der wasserfeindliche Abt des Klosters Scopulo in Sizilien sorgte einst sogar für ein Wunder, das gegen das Baden sprach. Bei einem inbrünstigen Gebet quoll unter ihm plötzlich eine Quelle hervor. Die Mönche baten nun ihren

Vorsteher, im Kloster einen Baderaum für dieses köstliche Nass erbauen zu dürfen. Nach langem Zögern gab der Abt diesem Wunsch nach. Doch als die Klosterbrüder das erste Mal in ihr Bad stiegen, versiegte die Quelle. Sie sprudelte erst wieder, als man den Baderaum abgebrochen hatte.«

Als sie dies hörten, konnten die Gefährten zum ersten Mal seit vielen Tagen wieder lachen. Sie fühlten sich plötzlich gelöst und frei. Die Landschaft war schön. Das Herbstlicht strahlte und wärmte sie. Das Leben konnte so leicht und angenehm sein.

Sie ritten dahin. Das Meer kam immer näher.

Calais hatte einen großen Hafen, in dem die Masten der Schiffe wie schaukelnde Kirchtürme aufragten. Überall roch es nach Salz, Tang und Fischen, nach Pech, feuchtem Holz und Öl.

Zur Meerseite hin brannten Feuer. Dort hatte die Armee des französischen Königs in geringen Abständen Holzgerüste errichtet, die der englischen Flotte weit draußen den freien Blick auf die Stadt verwehren sollten.

Joshua sah sich sofort nach einem auslaufenden Schiff um, das ihn über den Kanal bringen konnte. Die Gefährten begleiteten ihn dabei zu seinem Schutz, überließen ihm aber die Entscheidung, welches Schiff er nehmen wollte.

Am Abend musste Joshua resigniert feststellen, dass zurzeit kein Schiff den schützenden Hafen freiwillig verlassen würde. Darüber hinaus war ihm und den Gefährten aufgefallen, dass sich zahllose Sektierer in Calais befanden.

»Sekten sind Sekten«, sagte Joshua, als die Gefährten über diese Entdeckung diskutierten. »Sie befinden sich alle im Unrecht, weil sie immer nur einen kleinen Ausschnitt des Lebens sehen und es zum ganzen Leben erklären.«

»Vor allem glauben sie, Erleuchtete zu sein, aber seht euch an, wie erbärmlich sie sind!«, sagte Madeleine.

Bei diesen Worten dachte jeder an die Geschehnisse in Marck zurück.

»Von hier kommst du jedenfalls nicht so schnell weg, Joshua«, stellte Henri fest. »Solange die Seeleute und Kaufmänner befürchten, von englischen Kriegsschiffen angegriffen zu werden, sobald sie das offene Meer erreichen, werden ihre Schiffe den Hafen nicht verlassen.«

»Du müsstest ein Boot finden, in dem man dich dorthin rudert, wo abseits ein Schiff wartet, das außerhalb der Reichweite der Engländer liegt. Es muss doch genug Kaufleute geben, die Calais auf diese Weise verlassen wollen. Der Handel geht ja weiter.«

»Oder ich tarne mich als Engländer«, überlegte Joshua. »Wenn du mich begleiten würdest, Henri, und ihr anderen auch, dann könnte es gelingen. Wir geben vor, wertvolle Tuche oder Getreidesamen oder Zucker nach Schottland zu bringen.«

Henri sah dem Freund tief in die Augen. »Nein, Joshua. Ich fahre nicht mit dir nach England. Wir ziehen nach Süden. Und wenn du nicht mit uns kommen willst, werden wir uns hier trennen.«

»Wie schade!«

»Aber wir reisen erst ab, wenn wir dich an Bord eines sicheren Schiffes wissen!«

Und so begleiteten die Gefährten Joshua noch einmal durch alle Gasthäuser im Hafenviertel. Sie wollten in Erfahrung bringen, wie man in diesen Tagen von Calais nach England gelangen konnte. Dabei trafen sie zwar allerorten auf Seeleute, die sich erbot über die schlechte Lage dem Alkohol zugewendet hatten, doch eine Reisemöglichkeit für Joshua fanden sie nicht. Derzeit verließ kein Schiff den Hafen, nicht einmal die Jollen der Fischer.

Doch Joshua ließ nicht locker. Und so lernte er nach zwei Tagen zwei Matrosen kennen, die ihn in einer Barkasse nach Osten rudern wollten. Dort war an einer felsigen Küste ein winziger Naturhafen, von wo aus kleine Barken Waren an die Ostküste von England brachten.

»Wir nehmen dich gerne mit, Kaufmann«, sagte ein Matrose mit feuerrotem Bart. »Aber das kostet 'ne Kleinigkeit.«

»Das regeln wir schon«, sagte Joshua. »Wo geht das Kaufmannsschiff in England an Land?«

»Es fährt nach Osten, um Goodwin Sands herum, und landet, so Gott will, in Margate an.«

»Ich bin mit von der Partie.«

Man verabredete, sich wegen der zu erwartenden Herbststürme schon in der folgenden Nacht an einem bestimmten Pier im Hafen zu treffen. Joshua sollte das Geld für die Passage bereithalten.

»Willst du es dir nicht doch noch überlegen, Joshua?«, fragte Henri eindringlich. »Dein Vorhaben ist gefährlich. Es kann Stürme geben. Oder die Engländer entdecken und versenken euch. Oder ihr werdet von Piraten überfallen. In diesen Zeiten ist es auf Land sicherer als auf See – Sekten hin oder her.«

Doch Joshua schüttelte entschieden den Kopf. »Es bleibt dabei, ich reise nach England«, erwiderte er.

Während sie abends durch die Hafenstadt zogen, auf der Suche nach einem Gasthof, in dem sie Hunger und Durst stillen konnten, fielen ihnen wieder Sektierer auf. Calais schien ein Tummelplatz von Propheten und ihrer Gefolgschaft zu sein.

Außerdem sahen die Freunde, dass jenseits der auflodernden Feuer am Ufer lange Reihen Geharnischter standen. Es war eine Mauer von Soldaten, deren Waffen im Licht der Feuer funkelten.

»Vielleicht sollten wir doch mit Joshua nach England schippern«, sagte Sean.

»Ist es in England einfacher, wenn ein Muslim eine Christin heiraten will?«, fragte Madeleine.

»Dort ist es ebenso unmöglich wie hier«, antwortete Henri.

»Dann auf nach Italien«, sagte Uthman.

»Ihr bleibt also ebenfalls bei eurem Entschluss?«, fragte Joshua.

»Wir reiten in dem Moment, in dem wir dich in See stechen sehen, mein Joshua«, sagte Henri.

Die Nacht des Aufbruchs kam. Der Mond versteckte sich immer wieder hinter schnell ziehenden Wolken. Die Gefährten begleiteten Joshua zur Ablegestelle.

Als sie den Pier am äußersten östlichen Rand des Hafens erreicht hatten, lag der Kahn schon in der Dünung. Noch immer brannten die Feuer, die Flammen fraßen sich in die Nacht, ihr schwarzer Rauch stieg in den dunklen Nachthimmel. Weit draußen auf dem Meer konnte man im Mondlicht die lauernenden Kriegsschiffe der Engländer entdecken. Sie standen unter vollen Segeln. An dieser Küste lief alles auf einen Kampf hinaus.

Die beiden Matrosen mit ihren weißen Mützen ließen sich auszahlen und drängten Joshua zur Eile. Dieser warf das wenige Gepäck, das er dabei hatte, in den Kahn und wandte sich dann zu den Freunden um. Man verabschiedete sich wortlos voneinander. Es war alles gesagt worden, was zu sagen war.

Madeleine hatte Tränen in den Augen. Sean musste mit seiner Rührung kämpfen.

»Werden wir uns wieder sehen, mein Joshua?«, fragte Henri schließlich.

»Es liegt in Gottes Hand«, erwiderte der Freund.

Er stieg schnell in den Kahn. Die Matrosen begannen, kräftig zu rudern. Die Zurückbleibenden sahen dem Boot noch lange nach. Einmal, als der Mond wieder von Wolken befreit war, tauchte es am Rand ihres Blickfelds auf, ein länglicher, dunkler Fleck auf dem Wasser, das geheimnisvoll funkelte.

Dann verschwand der Kahn in der Tiefe der Nacht. Das Meer hatte ihn verschluckt.

Die Gefährten beteten, jeder auf seine Weise, dafür, dass Joshua eine glückliche Reise bevorstand.

»Wir werden auf direktem Weg nach Süden reiten«, entschied Henri. »Es geht entlang der Straße zum Rhein. Von dort aus werden wir ein Schiff nehmen. Erst in Basel gehen wir wieder an Land. Später reisen wir auf der Via Mala weiter. Dort ist es gefährlich, aber wir werden den Weg schon meistern. Dann kommen wir zum Corner See. Und von dort aus ist es nicht mehr weit bis nach Lodi.«

»Alle Wege stehen uns offen!«, schwärmte Sean. »Es ist herrlich, das zu wissen!«

»Ich kann es kaum erwarten, Francesco della Rocca und Anna di Angero in Lodi zu treffen«, sagte Madeleine. »In dieser Stadt wird es uns sicher besser ergehen als hier. An dem Tag, an dem wir dieses Paar treffen, werden wir auch für uns eine Entscheidung fällen, nicht wahr, Uthman?«

»So wird es sein«, erwiderte der Sarazene feierlich.

Sie trabten an und ließen Calais mit seinen waffenstarrenden Soldaten und den Sektierern hinter sich. Der Weg führte durch eine freie Landschaft. Der Himmel war klar, und weder am Tag noch in der Nacht sahen sie Kometen, Sternensplitter oder andere beunruhigende Zeichen.

Historische Nachbemerkung:

Das Ende der Zeiten, das Ende der Welt

Für die Christen des Mittelalters war die Vorstellung, dass die Welt untergehen werde, ja müsse, geradezu Allgemeingut. Die Schriften der Bibel, die das geistliche Leben im Mittelalter grundlegend prägten, enthielten genügend Hinweise auf das Ende der Welt. Doch wann würde es kommen? Und vor allem: Wie würde es aussehen? Diese Fragen versuchten schon die Kirchenväter zu beantworten. Daneben gab es volksnahe Propheten und Weissager, die bei der Deutung der vorhergesagten Zeichen mitunter ganz eigene Wege beschritten. So drifteten die offizielle Endzeitvision der Kirche und die eher volkstümlichen Vorstellungen mit der Zeit mehr und mehr auseinander. Letztere beeinflussten – trotz zahlreicher Bemühungen der Kirche – die weniger gebildeten Schichten desto mehr, je drastischer sie waren. Katastrophen wie Hungersnöte und Epidemien boten in diesen Kreisen immer wieder Anlass, nach Zeichen der mutmaßlich anbrechenden Endzeit zu suchen.

Die Endzeit im Neuen Testament

Bereits vor dem Wirken Jesu lebten die Juden in einer Endzeiterwartung. Sie glaubten – und glauben bis heute – an einen Messias, der kommen wird, um das Reich Gottes auf Erden zu errichten. Viele von ihnen fragten daher auch Jesus zu seinen Lebzeiten nach diesem Reich. Der Evangelist Lukas überliefert eine Antwort, die Jesus den Pharisäern gab und die uns einen Einblick in die biblische Vorstellung dieses Reichs vermittelt: »Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man's beobachten kann, man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! Oder: Da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist schon mitten unter euch« [Lk 17,21]. Anschließend spricht Jesus zu seinen Jüngern von einer Zeit, zu der er nicht mehr da sein werde, und warnt sie davor, denen zu folgen, die behaupteten, sie wüssten, wo er sei. Seine spätere Rückkehr vergleicht er mit einem Blitz, der »aufblitzt und leuchtet von einem Ende des Himmels zum andern« [Lk 17,24]. Wenn dies geschehe, dann sollten die Menschen dort bleiben, wo sie sich gerade befänden, und darauf warten, dass der Menschensohn sie zu sich hole. Viele mittelalterliche Weissager interpretierten diesen Blitz nicht im Sinne eines Gleichnisses, sondern als tatsächliches Verkündungszeichen der Wiederkunft Jesu.

Diese noch recht vage Ankündigung konkretisiert sich in der so genannten Endzeitrede im Matthäus-Evangelium. Jesus sagt hier die Zerstörung des Jerusalemer Tempels voraus. Seine Jünger wollen wissen, wann diese Zerstörung stattfinden werde und welche Zeichen ihr vorausgingen. Jesus spricht daraufhin von kommenden Kriegen und der blutigen Verfolgung seiner Anhänger, der ein Abfall vom Glauben und das Auftreten vieler falscher Propheten folgen würden. In dieser Zeit, so ermahnt Jesus seine Anhänger, müssten sie standhaft bleiben,

ihr Ende würde durch kosmische Zeichen angekündigt werden: »Sogleich aber nach der Bedrängnis jener Tage wird die Sonne sich verfinstern und der Mond seinen Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels werden ins Wanken kommen. Und dann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohns am Himmel« [Mt 24,29]. Diese Zeichen, sagt Jesus weiter, würden seine Zuhörer noch zu sehen bekommen. »Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der Sohn nicht, allein der Vater« [Mt 24,36]. Damit weist Jesus jede an ihn gerichtete Frage nach dem genauen Zeitpunkt des Weltuntergangs von sich. Die moderne Bibelinterpretation sieht in der Vorhersage der Tempelzerstörung allerdings keine Prophezeiung, sondern den Rückbezug des Evangelienautors auf die zu seiner Zeit bereits erfolgte Zerstörung des Tempels durch die Römer im Jahr 70 n. Chr. Den Christen galt diese Rede allerdings immer als echte Prophezeiung, und so warteten sie auf die angekündigten Zeichen.

Auch der Apostel Paulus beschreibt in seinen Briefen das Ende der Welt. Auf den tatsächlichen Beginn der Endzeit legt er sich darin ebenso wenig fest wie Jesus; dieser Tag, so schreibt er, komme »wie ein Dieb in der Nacht«. Allerdings hat Paulus wohl erwartet, diesen Tag selbst noch gemeinsam mit seinen Zeitgenossen zu erleben. Dies wird deutlich, wenn er sagt: »Denn er selbst, der Herr, wird, wenn der Befehl ertönt, wenn die Stimme des Erzengels und die Posaune Gottes erschallen, herabkommen vom Himmel, und zuerst werden die Toten, die in Christus gestorben sind, auferstehen. Danach werden wir, die wir leben und übrig bleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden auf den Wolken in die Luft, dem Herrn entgegen; und so werden wir bei dem Herrn sein allezeit« [1 Thess 4,16/17].

Vor der Rückkehr Jesu ist allerdings mit dem Auftreten eines »Widersachers« zu rechnen. Paulus ruft dazu auf, nicht voreilig zu glauben, Jesus sei zurückgekehrt, »denn zuvor muss der Abfall kommen und der Mensch der Bosheit offenbart werden, der Sohn des Verderbens« [2 Thess 2,3]. Dieser Widersacher, so Paulus, werde vorgeben, selbst Gott zu sein, und im Tempel sitzen. Paulus warnt vor ihm: »Der Böse aber wird in der Macht des Satans auftreten mit großer Kraft und lügenhaften Zeichen und Wundern und mit jeglicher Verführung zur Ungerechtigkeit...« Erfolg werde der Widersacher jedoch nur bei denen haben, die nicht der Lehre Jesu folgen, und das sogar mit dem Einverständnis Gottes, »damit gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glaubten, sondern Lust hatten an der Ungerechtigkeit« [2 Thess 2,9-12]. Die Zeit des Widersachers ist allerdings begrenzt, »denn es regt sich schon das Geheimnis der Bosheit; nur muss der, der es jetzt noch aufhält, weggetan werden, und dann wird der Böse offenbart werden. Ihn wird der Herr Jesus umbringen mit dem Hauch seines Mundes und wird ihm ein Ende machen durch seine Erscheinung, wenn er kommt« [2 Thess 2,7/8]. Paulus skizziert hier erstmals die Vorstellung von einem Endkampf zwischen Gut und Böse, an dessen Ende Jesus das Böse töten werde.

Auch wenn Jesus von kosmischen Zeichen sprach, mit denen die letzten Tage eingeleitet würden, kündigte er keine Naturkatastrophen an. Von solchen wird erst im zweiten Petrusbrief gesprochen. Für den Tag des Endes malt Petrus ein Szenario gewaltiger Katastrophen aus: »An ihm werden die Himmel mit Krachen vergehen, die Elemente aber in der Flammenglut sich auflösen, und die Erde wird mit allen Menschenwerken, die auf ihr sind, in Feuer aufgehen.« Dies ist für Petrus allerdings nicht das völlige Ende: »Wir erwarten aber nach seiner Verheißung neue Himmel und eine neue Erde,

in denen Gerechtigkeit wohnt« [2 Petr 3,13]. Die Feuerkatastrophe ist demnach – wie die Sintflut zu Noahs Zeiten – ein Ereignis, aus dem die Welt und mit ihr die Menschheit gereinigt hervorgehen wird. Dass die Endzeit noch auf sich warten lässt, erklärt Petrus mit der Langmut Gottes: »Der Herr ist mit der Verheißung nicht säumig, wie manche Leute eine Säumigkeit sehen, sondern er übt Langmut gegen euch, weil er nicht will, dass einige verloren gehen, sondern dass alle zur Buße gelangen« [2 Petr 3,8]. Alle diese Ankündigungen zeichnen das Bild eines Endpunkts und eines Neuanfangs der Geschichte, doch die Umstände dieser Zeitenwende bleiben ungewiss. Nicht nur der Zeitpunkt, auch der genaue Ablauf der Ereignisse bleiben unbekannt. Erst die Johannes-Apokalypse, das letzte Buch des Neuen Testaments, beendet diese Ungewissheit weitgehend. In diesem Text, der wahrscheinlich um das Jahr 96 n. Chr. auf der Insel Patmos geschrieben wurde, wird ein umfangreiches Szenario vom Ende der Zeiten entwickelt, und es werden eindeutige Zeichen genannt, die die Wiederkunft des Messias ankündigen sollen. So heißt es, dass das Lamm Gottes die sieben Siegel einer Buchrolle öffnen und mit jedem geöffneten Siegel eine Plage über die Menschheit hereinbrechen wird. Krieg, Hunger, Pest und Tod werden die Menschheit dezimieren, und der Kosmos selbst wird aus den Fugen geraten, auch der Himmel soll verschwinden »wie eine Schriftrolle, die zusammengerollt wird« [Off 6,14]. Eine Flucht wird nicht möglich sein, und nur 144000 Gerechte werden mit dem Siegel Gottes versehen und vor dessen Thron treten können. Unter dem Schall von sieben Posaunen soll sich die Vernichtung des Lebens auf der Erde fortsetzen. Schließlich werden zwei Tiere erscheinen: das erste, mit zehn Hörnern und sieben Köpfen, steigt aus dem Meer [Off 13,1], das zweite aus der Erde [Off 13,11]. Dann beginnt der Entscheidungskampf zwischen Himmel und Hölle.

Erzengel Michael wird mit allen Engeln des Herrn gegen den Drachen – den Antichristen – und dessen Engel kämpfen, bis der Drache in den Abgrund stürzt. Dann werden Engel sieben Schalen des Zorns ausgießen, die die letzten Plagen über die Erde bringen und dadurch das Reich der Bösen vernichten. Christus selbst wird nach der Vernichtung der Hauptstadt des antichristlichen Weltherrschers gegen die Tiere ziehen, die in Feuerseen geworfen werden. Der Drache aber wird für tausend Jahre in den Abgrund gesperrt [Off 20,1-3] werden. Während dieser tausend Jahre werden die Märtyrer zusammen mit Christus über die Welt herrschen. Dann wird der Antichrist noch einmal freikommen, doch er wird schließlich wieder überwältigt und wie die Tiere in den Feuersee geworfen werden. Schließlich werden die vom Tod auferstandenen Menschen vor Gottes Gericht stehen, und das Neue Jerusalem wird sich vom Himmel herabsenken. »Und es wird keine Nacht mehr sein, und sie bedürfen keiner Leuchte und nicht des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit« [Off 22,5].

Wie lange währt die Welt?

Der Gedanke an das nahe bevorstehende Ende der Welt beschäftigte viele Generationen christlicher Gelehrter. Dass die Ereignisse wie vorhergesagt eintreten würden, bezweifelte wohl keiner von ihnen. Doch obwohl die Evangelisten in ihren Schriften immer wieder darauf hingewiesen hatten, dass der Tag und die Stunde des Weltendes nicht vorherzusagen seien, versuchten sie beständig, den genauen Zeitpunkt dieses Ereignisses zu bestimmen.

Die Schriften des Kerinthos begründeten bereits im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung den so genannten Chiliasmus – die Lehre von der Erwartung des in der Johannes-Apokalypse angekündigten tausendjährigen Gottesreichs. Zu ihren Verfechtern zählten unter anderen Justin (gest. um 165), Papias (etwa 65-130) und Irenäus von Lyon (140-202). Letzterer war überzeugt davon, dass das »jetzt herrschende Imperium« von den zehn Königen abgelöst werden solle, die in der Johannes-Apokalypse genannt werden [Irenäus, *Gegen die Häresien*, XXVI, 1]. Andere Gelehrte berichten, dass bereits Zeichen des nahenden Gottesreichs gesichtet worden seien. So schreibt Tertullian (160-225), in Judäa habe man vierzig Tage lang jeweils am Morgen eine am Himmel schwebende Stadt gesehen. In einer fantastischen Ausmalung der Zeit nach dem Sturz des Antichristen stellte er in Aussicht, dass sich alle Frauen in Männer verwandeln würden.

Laktanz (250-330) war der letzte bedeutende Vertreter des frühen Chiliasmus. Er schildert die Endzeit gemäß der überlieferten Zeugnisse. Dabei betont er: »Alle diese Dinge sind wahr und zuverlässig; denn sie sind durch die gleich lautenden Weissagungen aller Propheten verkündigt.« Doch

Laktanz stützt sich nicht nur auf die Bibel, sondern verweist darauf, dass »mit diesen Weissagungen auch die Aussprüche des Trismegistus, des Hystaspes und der Sibyllen« übereinstimmen. Die Zeit des Endes stand für ihn kurz bevor: »Noch sind sechs Jahrtausende nicht ganz vergangen; ist diese Zahl abgeschlossen, dann erst wird alles Böse verschwinden und die Gerechtigkeit allein herrschen« [Lactantius, *Auszug*, Kap. 68].

Die großen Hoffnungen der frühen Chiliasten wurden allerdings schon bald enttäuscht, denn die vermeintlichen Vorzeichen entpuppten sich nicht als Ankündigungen des Weltuntergangs, auf all die Verfolgungen und Kriege folgte nicht das Anbrechen der Endzeit. Die Abkehr von der Naherwartung wurde von Origines (185-254) und schließlich von Augustinus (354-430) vollzogen. Der Chiliasmus galt als überwunden und wurde auf dem Konzil von Ephesus im Jahr 431 verurteilt. Somit blieb die Erwartung des nahe bevorstehenden Weltendes einzelnen Schwärmern und Sektierern überlassen. Dies bedeutete allerdings nicht das völlige Ende diesbezüglicher Ansichten unter den Christen. Das gesamte Mittelalter hindurch sollte die Sehnsucht nach dem Millennium, nach dem Anbruch des tausendjährigen Reichs, immer wieder hervorbrechen.

Antichrist und Endzeitkaiser

Die ersten Spekulationen um die Figur des Antichristen begannen wahrscheinlich schon mit der Abfassung der Apokalypse des Johannes. Die darin genannte Zahl des Tiers – 666 – bot Anlass zu zahlreichen Bemühungen, den Namen des Widersachers mit Hilfe der Zahlenmystik zu ermitteln. In diesem Zusammenhang fielen immer wieder die Namen der Kaiser Nero (Ks. 54-68) und Domitian (Ks. 81-96). Allerdings wurden oft genug auch weniger berühmte Männer als Antichristen bezeichnet. So berichtet der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours im Zusammenhang mit Ereignissen des Jahres 591 von einem Mann, der sich als der wiedergekommene Christus ausgab. »Und es strömte ihm eine große Menge Volks zu und brachte die Kranken herbei, die er durch seine Berührung gesund machte«, schrieb der Chronist. Der Mann wurde schließlich von Soldaten des Bischofs von Valey getötet, »und so fiel jener Christus, den man lieber Antichrist nennen sollte, und starb...« [Gregor von Tours, *Historiarum* X, 25.] Gregor betrachtete den Mann nicht als einfachen Lügner oder Aufschneider, denn er erfüllte seiner Ansicht nach alle Kriterien des Antichristen: Er behauptete von sich, Christus zu sein, er scharte Anhänger um sich, wirkte – laut Gregor mit Unterstützung des Satans – Wunder und heilte Kranke. Dass sein Einfluss nicht lokal begrenzt war, zeigt sich an seiner großen Anhängerschaft, die auch nach seinem Tod weiterbestand. Das Interessante an dieser Situation war, dass der Wanderprediger, indem er sich als wieder erschienener Christus ausgab, entscheidenden Anteil am Endzeitdrama beanspruchte und ihm seine Gegner, anstatt ihn für unbedeutend zu erklären, ebenfalls eine herausragende Rolle in

den Endzeitgeschehnissen zusprachen, indem sie in ihm den Antichristen sahen.

Dieser Antichrist sollte nicht lange allein bleiben. Schon in den Schriften des Laktanz hatte sich der Einfluss der Prophezeiungen der Tiburtinischen Sibylle gezeigt, die zu Zeiten des Trojanischen Krieges gelebt haben soll. Es heißt, dass sie nach Rom gekommen sei und dort das Schicksal des Römischen Reichs vorhergesagt habe. Der Text, auf dem diese Annahme beruht, wurde jedoch wahrscheinlich erst in der Mitte des 4. Jahrhunderts verfasst, als das Römische Reich bereits zwischen den beiden Söhnen von Kaiser Konstantin I. (Ks. 324-337), Constantius (Ks. 350-361) und Constans (Ks. 340-350) aufgeteilt war. Erst nach Constans' Ermordung konnte sein Bruder das Reich wieder vereinen.

In der Weissagung der Tiburtinischen Sibylle ist von einer kommenden Zeit die Rede, in der das Römische Reich schreckliche Gräueltaten erleiden müsse. »Rom wird während der Verfolgung auch mit dem Schwerte erobert werden«, heißt es, »und es werden herrschsüchtige Menschen, Tyrannen, auftreten, die die Armen hassen, die Unschuldigen unterdrücken und die Schuldigen emporziehen.« Doch dann solle Rettung nahen: »Und dann erhebt sich ein Griechenkönig, der Constans heißt, und er wird König der Römer und Griechen sein. Dieser wird groß sein an Gestalt, herrlich anzuschauen... Und seine Herrschaft wird erst in 112 Jahren beendet werden.« Die Sibylle kündigt für diese Zeit großen Überfluss an. Der König werde unterdessen auch die Heiden zur Taufe zwingen und ihre Tempel und Städte zerstören; nach 120 Jahren wären sogar die Juden bekehrt. Dann jedoch werde der Antichrist sein Haupt erheben: »In jener Zeit erhebt sich der Fürst der Ungerechtigkeit aus dem Stamme Dan, welcher genannt wird der Antichrist. Dieser wird sein der Sohn der Verderbnis, das Haupt des Hochmuts, der

Lehrer des Irrtums, die Fülle der Bosheit; er wird die Welt stürzen und große Zeichen und Wunder tun durch falschen Schein.« Auch sollen sich nach dieser Weissagung nun die Völker Gog und Magog erheben. Die gewaltigen Armeen dieser Völker werden aber vom König der Römer vernichtet. »Dann wird er nach Jerusalem kommen und dort sein Diadem vom Haupte nehmen und die ganze königliche Gewandung ablegen und das Christenreich Gott Vater und seinem Sohn Jesus Christus überlassen.« Für kurze Zeit errichtet der Antichrist seine Herrschaft erneut in Jerusalem, doch wird er schließlich vom Erzengel Michael auf dem Ölberg getötet [Hübscher, 1952, S. 24-31].

Eine weitere Prophezeiung über den kommenden Kaiser der Endzeit enthält die gegen Ende des 7. Jahrhunderts in Syrien entstandene Schrift des Pseudo-Methodios. Zunächst werden darin die Nöte der syrischen Christen unter der islamischen Herrschaft geschildert. In die Zukunft ausgreifend, wird dann das Kommen eines bis dahin für tot gehaltenen Königs der Griechen und Römer prophezeit, der alle Feinde besiegt und unter seine Herrschaft zwingt. Anschließend soll eine Friedenszeit anbrechen, die aber endet, wenn Völker aus dem Norden ins Reich eindringen. Dann allerdings werde Gott einen Heerführer senden, der die Feinde augenblicklich vernichte, heißt es weiter. Der König der Römer wird danach in Jerusalem leben, bis der »Sohn des Verderbens« – der Antichrist – erscheint. Nun übergibt der König das Reich Gott selbst und stirbt. Im Kampf gegen den Antichristen fallen die einst leiblich in den Himmel aufgefahrenen Propheten Henoch und Elia, bevor Christus selbst erscheint und den Antichristen tötet [Sackur, 1898, S. 39-41].

Mit dem Motiv des endzeitlichen Kaisers neben dem Antichristen kam eine weitere Figur ins Spiel, die die Phantasie beflügelte. Denn es stellte sich die Frage, wer dieser

Kaiser sein würde, der das Römische Reich zu seinem Ende führen sollte.

Nach dem Tod Kaiser Friedrichs I. kamen Prophezeiungen von einem künftigen Friedrich auf, der als Endzeitkaiser wirken solle. Als 1220 Friedrich II. zum Kaiser gekrönt wurde, glaubten viele, dass sich mit ihm die Prophezeiung erfüllen würde. Allerdings galt ebenderselbe Mann vielen anderen wiederum als Inbegriff des Antichristen.

Die Lehren des Joachim von Fiore und die Folgen

Mit seiner Lehre von den drei Zeitaltern der Welt und der Annahme, dass das dritte Zeitalter bald anbrechen werde, prägte der um 1135 in Kalabrien geborene Joachim von Fiore den Chiliasmus seiner Zeit. Als junger Mann hatte er zunächst Karriere am sizilianischen Königshof gemacht, doch während eines Aufenthalts in Konstantinopel kündigte er seine Dienste auf. Im Heiligen Land versuchte er, durch Meditation den in seinem Leben wirkenden Willen Gottes zu erfahren. In einer seiner Schriften berichtet er davon, wie er schließlich auf dem Berg Tabor die »Fülle des Wissens« erlangte. Nach Italien zurückgekehrt, lebte Joachim einige Zeit als Wanderprediger, bevor er in das Kloster von Corazzo eintrat, wo er 1178 zum Abt ernannt wurde. Fünf Jahre später wechselte Joachim in die Abtei von Casamari, wo er innerhalb eines Jahres seine drei wichtigsten Werke verfasste: das *Concordia novi et veteris Testamenti*, in dem er das Alte und das Neue Testament vergleicht und nach Übereinstimmungen sucht, die *Expositio in Apocalypsim*, eine umfassende Darstellung der Johannes-Apokalypse, und das *Psalterium decem chordarum*. Um 1190, nachdem er eine Zeit lang als Eremit gelebt hatte, gründete Joachim das Kloster San Giovanni in Fiore. Schon bald nach seinem Tod im Jahr 1202 sollte seinen Werken, die zu seinen Lebzeiten keine weite Verbreitung gefunden hatten, größte Beachtung zuteil werden.

Joachim lehrte, dass die Geschichte vom Beginn der Schöpfung an in drei Zeitalter unterteilt sei. Das erste habe unter der Herrschaft Gottvaters gestanden und sich von Adam bis Christus erstreckt, das zweite, in dem man sich gegenwärtig befände, sei das Zeitalter Christi, diesem würde sich zukünftig das dritte Zeitalter, das des Heiligen Geistes,

anschließen. Den Beginn dieses dritten Zeitalters hatte Joachim anhand der biblischen Generationen errechnet. Von Abraham bis Jesus ermittelte er 42 Generationen zu je 30 Jahren, was einer Zeitspanne von 1260 Jahren entspricht. Ebenso lange sollte seiner Meinung nach das zweite Zeitalter dauern, das somit im Jahr 1260 enden musste; im Jahr darauf würde folglich das dritte Zeitalter beginnen, das laut Joachim von einer neuen Form des religiösen Lebens bestimmt werden sollte. In seinen Schriften entwickelt Joachim das Bild einer rein religiös bestimmten Gesellschaft, in der der göttliche Plan allen Menschen durch einen neuen Zugang zur Heiligen Schrift vermittelt wird.

Diese Lehren fanden rasch Anklang in den neu gegründeten Bettelorden. Insbesondere die Spiritualen, die Vertreter der strengsten Richtung des Franziskanerordens, ließen sich von Joachims Schriften anregen. Sie betrachteten sich als die Verkörperung der von Joachim vorhergesagten Geistkirche und sahen in Franz von Assisi den Begründer des dritten Zeitalters. In diesem Sinne verfasste Gherardino von Borgo San-Donnino im Jahr 1254 das auf Joachims Werken basierende *Ewige Evangelium*. In dieser Schrift wurde der Beginn des dritten Zeitalters erneut für das Jahr 1260 angekündigt. Darüber hinaus erklärte Gherardino, dass zu diesem Zeitpunkt auch die Periode des Neuen Testaments zu Ende gehe. Dass die Schrift bei den Gelehrten der damaligen Zeit auf heftige Ablehnung stieß, kann nicht verwundern. Man setzte alles daran, Gherardino zu widerlegen. Theologen der Pariser Universität wiesen ihm schließlich auch nicht weniger als 31 Irrtümer nach. Gherardino wollte seine Thesen jedoch nicht widerrufen, und so wurde er von seinen eigenen Ordensbrüdern bis an sein Lebensende eingekerkert. Der Bannstrahl traf kurz darauf auch Joachims Schriften, denn man hielt es für erwiesen, dass ein Leser seiner Werke zu dem

Schluss kommen könne, die Autorität der Kirche werde im dritten Zeitalter infrage gestellt.

Die heftige Kritik an Joachims Lehren tat dem Interesse an ihnen allerdings keinen Abbruch. Über 50 Schriften galten zur damaligen Zeit als joachitisch, tatsächlich stammten jedoch nur 16 davon von Joachim selbst. Zu den ihm fälschlicherweise zugeschriebenen Werken zählte auch der Jeremias-Kommentar von 1240. In ihm vermischt sich die Geschichtsdeutung Joachims mit älteren Weissagungen. Es wird die Vorstellung beschworen, dass das Römische Kaiserreich zunächst die Kirche bestrafen wird, woraufhin es selbst wiederum durch die Sarazenen – die »zehn Könige« der Johannes-Apokalypse – vernichtet wird; anschließend, so heißt es weiter, solle die Zeit des »vollkommenen Sabbats« folgen. In Anlehnung an die Schriften Joachims sagt dieser Text eine blutige Verfolgung der Kirche für das Jahr 1260 voraus. Kaiser Friedrich II. (Ks. 1220-1250) galt dem Verfasser als Vorläufer des Antichristen. Der Kaiser starb allerdings bereits im Jahr 1250, ohne die vorhergesagten Gräueltaten begangen zu haben. Die Deutungen der joachitischen Bewegung konzentrierten sich daraufhin auf neue Ziele. Für Johannes von Toledo stand 1256 fest, dass der kommende Weltkaiser die sündhaften Nachkommen Friedrichs II. vernichten werde.

Als das Jahr 1260 immer näher kam, begannen nach und nach auch Menschen, die nicht dem Franziskanerorden angehörten, aber die Schriften Joachims und seiner Anhänger kannten, zu glauben, dass die Zeitenwende bevorstand. Für die Masse der Menetekelgläubigen hatte sich die einschneidende Umwälzung ohnehin längst angekündigt. Die Armen und die Landbevölkerung hatten während der vorangegangenen Jahre unter Hungersnöten und Epidemien gelitten. In Italien kamen die andauernden Kämpfe zwischen den papsttreuen Guelfen und den kaisertreuen Ghibellinen hinzu, in deren Folge

zahlreiche Städte und Landschaften verwüstet wurden und viele Menschen in permanenter Angst lebten. Im Verlauf des Jahres 1260 wurden die endzeitlichen Erwartungen in den italienischen Städten nicht zuletzt deswegen immer hysterischer. Viele betrachteten die anhaltenden Hungersnöte, Epidemien und Kriege als die in den Prophezeiungen angekündigten Martyrien vor der Zeitenwende. Die Schlacht von Montaperto, in der König Manfred, der Sohn Kaiser Friedrichs II. mit seinen Truppen das Aufgebot des guelfischen Florenz besiegte, galt als Markstein auf dem Weg zu dieser Wende.

Zu dieser Zeit rief der Legende nach der Einsiedler Raniero Fasani mit seinen Predigten in Perugia die Geißlerbewegung ins Leben. Die Bruderschaft »Disciplinati di Gesu Cristo« war nach dem heutigen Kenntnisstand die erste der durchs Land ziehenden organisierten Geißlertrupps. Diese waren keine festen Gruppen, sondern sie lösten sich immer wieder auf, um sich an anderer Stelle spontan zu formieren. Überall, wo sie hinkamen, boten sie denen, die sie beobachteten, schauerliche Darbietungen: Unter unablässigem Beten und Singen schlugen sie sich mit langen, an den Enden mit Nägeln besetzten Lederriemen die Haut auf. Das Blut floss in Strömen über die gemarterten Körper, die noch von zahlreichen Wunden früherer Geißelungen gezeichnet waren. Schauspiele dieser Art übten auf viele Zuschauer eine magische Anziehungskraft aus, und so erhielt die Bewegung vielerorts Zulauf und Unterstützung, auch aus wohlhabenderen Kreisen. Sie breitete sich in rasantem Tempo aus, südlich bis nach Rom, in nördlicher Richtung bis zu den Städten der Lombardei. Das Auftreten der Geißler wurde überall als ein Zeichen für den Beginn eines großen Umbruchs gedeutet.

Als das Jahr 1260 zu Ende ging, ohne dass es einen eindeutigen Hinweis auf den Anbruch eines neuen Zeitalters

gegeben hätte, ebte das Interesse an der Geißlerbewegung in Italien ab. Allerdings fanden sich jetzt nördlich der Alpen, in Süddeutschland und in den Städten am Rhein eifrige Nachahmer. Die Geißler waren hier straff organisiert, sie entwickelten strenge Rituale zur Durchführung ihrer Bußübungen und sangen eigene Geißlerlieder. Um sich und ihr Tun zu legitimieren, zeigten sie darüber hinaus jedem, der danach verlangte, einen »Himmelsbrief«. Darin hieß es, dass ein Engel den Menschen zu der von ihnen praktizierten Art der körperlichen Buße geraten habe, weil Gott über die Sündhaftigkeit auf der Erde erzürnt sei, und dass alle Priester, die nicht zuließen, dass diese göttliche Botschaft unter den Christen Verbreitung finde, ewige Verdammnis zu fürchten hätten. Anders als ihre italienischen Vorläufer stellten sich die deutschen Geißler zudem gegen die Kirche. Ihre Erlösung, so erklärten sie, könnten sie ohne deren Hilfe erlangen. Aufgrund dieser Haltung wurden die Geißler exkommuniziert, und weltliche Fürsten begannen, die unliebsame Bewegung zu bekämpfen. 1292 gewann die Geißlerbewegung jedoch erneut an Zulauf. Nach einer schweren Hungersnot zogen erneut Tausende Geißler durch die Städte am Rhein.

Die joachitische Bewegung verlor nach 1260 an Einfluss, dennoch gab es immer noch Menschen, die nicht von Joachims Lehren ablassen wollten. Einer von ihnen war Ubertino di Casale. Um an Joachims Prophezeiungen festhalten zu können, verlegte er den Beginn des dritten Zeitalters einfach um 30 Jahre in die Zukunft. Er behauptete, Joachim habe sich geirrt, als er den Beginn des zweiten Zeitalters an der Geburt Jesu festmachte, denn tatsächlich habe es erst mit seiner Auferstehung begonnen; dementsprechend könne das dritte Zeitalter erst im Jahr 1293 beginnen.

Auch dieses Jahr rückte immer näher, und wieder einmal fühlten sich die Spiritualen in ihren Hoffnungen gestärkt, denn

1293 wurde Cölestin V. ein ehemaliger Eremit und Freund der Spiritualen, zum Papst gewählt. Allerdings starb er bereits kurz nach seiner Ernennung; somit war offenbar auch diesmal die Zeit des Heiligen Geistes nicht angebrochen. Vielmehr begann unter Papst Bonifatius VIII. (PM 1294-1303) für die Spiritualen eine Zeit der Verfolgung. Der Grund dafür waren nicht nur ihre von der Hauptkirche abweichende Lehre, sondern auch ihre massive Kritik am neuen Kirchenoberhaupt. Diese äußerte sich unter anderem in einem Apokalypsen-Kommentar von Petrus Johannis Olivi, der ganz im Sinne Joachims verfasst worden war. Darin wurden nicht nur die Vorwürfe gegen Friedrich II. und seine Nachkommen wiederholt, sondern vor allem ein über die »fleischliche Kirche«, die »große Hure Babylon«, kommendes Strafgericht ausgemalt. Der Sitz des Papstes wurde als Thron des Antichristen bezeichnet, Franz von Assisi hingegen als ein zweiter Christus gepriesen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts nahm die Sehnsucht nach einem neuen Zeitalter noch einmal sehr radikale und gewalttätige Züge an. Noch im Jahr 1261 hatte Gherardo Segarelli mit dem »Orden der Apostel« einen eigenen Bettelorden gegründet, der dem Vorbild der Apostel folgen sollte. Obwohl dieser Orden nicht offiziell anerkannt wurde, gewann Gherardo zahlreiche Anhänger, vor allem aus den ärmeren Bevölkerungsschichten. Dabei hatte Gherardo zunächst nur einen Gefährten gehabt. Der Chronist Salimbene von Parma schreibt: »Beide zogen also in ihren Mänteln den ganzen Tag lang in der Stadt umher, zum Erstaunen der Parmesen. Und gar bald vermehrten sie sich auf 30 und versammelten sich in einem Haus zum Essen und zum Schlafen« [Salimbene, *Chronik*, Bd. 1, S. 246]. Salimbene wirft den Ordensbrüdern vor, vom Betteln zu leben, ohne die Wohltaten, die sie erhalten, zu vergelten. 1290 begann die

Verfolgung des Ordens. 1294 wurde Gherardo verhaftet und wegen zahlreicher Ketzereien eingekerkert, bis er sechs Jahre später wegen Rückfälligkeit auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt war der Orden zwar wegen seiner Lehren und der Bettelei, die seine Mitglieder betrieben, lästig gewesen, aber nicht gewalttätig. Dies änderte sich, als Fra Dolcino die Führung übernahm. Er erklärte, dass im Zeitalter des Heiligen Geistes, dessen Beginn er selbst einleitete, kein äußerer Zwang und keine äußere Autorität herrschen sollten. Nur das geistige Band freier Liebe sollte die Menschen von nun an verbinden, wobei niemand dem anderen verweigern solle, was dieser um der Liebe willen fordere. Privateigentum und auch die Ehe galten als aufgehoben, aller Besitz sollte der Gemeinschaft gehören, die Erträge des Betteins durften die Apostelbrüder nicht für sich verwenden. Insbesondere versagte Fra Dolcino allen kirchlichen Autoritäten seit Papst Silvester die Anerkennung, nur bei Papst Cölestin V. machte er eine Ausnahme. In seinen »Sendschreiben« schilderte Fra Dolcino seine Sicht der künftigen Ereignisse. Er prophezeite, dass Friedrich, der Sohn von Peter II. von Aragon, im Jahr 1304 Bonifatius VIII. und den größten Teil der hohen Geistlichkeit töten würde, falls er zum König von Sizilien gekrönt werde. Er selbst, Fra Dolcino, würde dann zum Papst erhoben werden, und unter seiner Herrschaft könnten sich die Apostelbrüder aller Freiheiten erfreuen [Gui, *Practica*, Anhang I, 5].

Über Jahre hinweg zogen die Anhänger Fra Dolcinos durch die Gegend von Novara und Vercelli, wobei sie von Raub und Plünderung lebten. Schließlich sandte Papst Clemens V. ein Kreuzheer unter der Führung von Bischof von Vercelli gegen die räuberischen Rebellen. Aber die Kreuzfahrer siegten erst nach zweijährigen heftigen Kämpfen am 23. März 1307.

Fra Dolcino wurde gefangen genommen, gefoltert und schließlich zusammen mit Margarete, seiner geistigen Schwester, in Vercelli auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Endzeit und Politik

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts bedienten sich zwei weitere Autoren der Apokalyptik als politischen Instruments und nutzten die Bilder der Endzeit zur Diffamierung ihrer Gegner. Der 1259 geborene Spirituale Ubertino da Casale war mit 14 Jahren dem Franziskanerorden beigetreten und in die Geheimnisse des dritten Zeitalters direkt von Petrus Olivi eingeweiht worden. 1305 legte Ubertino in seinem Werk *Arbor vitae crucifixae Jesu* seine apokalyptischen Ideen zum immer noch andauernden zweiten Zeitalter dar.

Seiner Ansicht nach hatte der sechste Abschnitt dieses Zeitalters mit dem Auftreten Franz von Assisis begonnen, der ihm zufolge die Erneuerung des evangelischen Lebens und den Kampf der freiwillig Armen gegen den Antichristen verkörperte. Nach der Niederlage des Antichristen würden sich die Auserwählten im siebten Abschnitt des zweiten Zeitalters eines beschaulichen Lebens erfreuen können; dann sei alles im Überfluss vorhanden, und »der Geist Christi wird die Kirche in alle Wahrheit leiten« [zit. n. Knoth, 1903, S. 35]. Um die Rechtgläubigkeit zu wahren, betont Ubertino, dass die Sakramente und die Lehre der Kirche allerdings auch während dieser Zeit noch gültig seien. Nichtsdestotrotz gehen von Ubertino auch ganz konkrete Angriffe auf hohe Kirchenherren aus. In Papst Bonifatius VIII. sieht er beispielsweise den »Engel des Abgrunds«, für ihn verkörpert er nicht den Stellvertreter Christi auf Erden, sondern das Ungeheuer mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern der Johannes-Apokalypse. Als Retter betrachtete Ubertino König Philipp IV. von Frankreich (Kg. 1285-1314). Dieser hatte einen harten Kampf gegen Papst Bonifatius geführt. Schließlich war das Kirchenoberhaupt verhaftet worden und kurz darauf

verstorben. Aber auch gegen Bonifatius' Nachfolger, Papst Benedikt XI. (PM 1303-1304), konspirierte Ubertino unermüdlich. Er beauftragte sogar einige Gelehrte, die Zahl des Tiers – 666 – aus seinem Namen abzuleiten.

Ein weiterer wichtiger Apokalyptiker des beginnenden 14. Jahrhunderts war Arnaldus de Villanova. Als Ratgeber und Botschafter war er direkt in die Politik seiner Zeit eingebunden und maßgeblich an zahlreichen politischen Entscheidungen beteiligt. Er diente mehreren Päpsten, Königen und Fürsten als Leibarzt, und er war auch für seine medizinischen Schriften berühmt. Überdies lag ihm die Auseinandersetzung mit den Geheimnissen der Apokalypse am Herzen. Arnaldus schrieb zunächst einen Kommentar zur Johannes-Apokalypse, bevor er 1299 den *Traktat über die Zeit der Ankunft des Antichrist* verfasste. Darin versucht er zu beweisen, dass das Ende der Welt nicht mehr fern sei; die Ankunft des Antichristen erwartete er im Jahr 1378. Arnaldus reichte seine Schrift bei der Pariser Universität zur Begutachtung ein, woraufhin er verhaftet wurde. Einzelne Sätze hatten Anstoß erregt und zur Verdammung der Schrift geführt. In einer späteren Ausarbeitung des Traktats wurden daher auch die Pariser Theologen angegriffen. Arnaldus ging schließlich nach Rom und diente Papst Bonifatius VIII. der ihn gewähren ließ. Als er allerdings dessen Nachfolger Benedikt XL, auch im Hinblick auf das nahe bevorstehende Ende der Welt, unverblümt zu einer Kirchenreform aufforderte, ließ dieser ihn verhaften. Erst nach dem Tod Benedikts kam Arnaldus wieder frei und diente schließlich Friedrich III. von Aragon, dem König von Sizilien, als Ratgeber. Die Verhaftung der Templer im Jahr 1307 betrachtete er als Teil der Erfüllung seiner früheren Prophezeiungen. Zu Beginn des Jahres 1308 schrieb Arnaldus einen Brief an Papst Clemens V, eine wohl formulierte Mahnung, die kein anderes Ziel hatte, als den zögerlichen

Papst zu einem schärferen Vorgehen gegen die Templer zu veranlassen. Dabei griff Arnaldus auf Formulierungen seiner eigenen apokalyptischen Schriften zurück. König Jayme II. erklärte in einem Brief, den auch Arnaldus erhielt, dass er die im Templerprozess aufgedeckten Verbrechen als Belege für die Nähe des Antichristen werte. Arnaldus antwortete daraufhin, dass im September 1307 die »Reform der evangelischen Wahrheit« begonnen habe, die von Gott »auf die Tränen einiger ihm anhängender Personen hin« angeordnet worden sei – mit »Reform« meinte Arnaldus den Prozess gegen die Templer. Arnaldus schloss seinen Brief mit den Worten: »Schon naht eilig die Zeit, in welcher die, die meine Prophezeiungen als Fantasmen verachteten, erkennen werden, dass in Wahrheit sie Fantasten gewesen sind« [zit. n. Dieppen, 1909, S. 55]. Für die Verfolger der Tempelritter war dieses Schreiben eine Art Freibrief, denn es garantierte ihnen, dass sie mit der Vernichtung des Ordens ein Werk taten, das im Prozess der Heilsgeschichte einen wichtigen Stellenwert besaß.

Das Thema der nahenden Endzeit sollte die Menschen noch weit über das 14. Jahrhundert hinaus beschäftigen, vor allem während der Zeit der großen Pestepidemien. Und vereinzelt treten auch heute noch Gruppen in Erscheinung, die davon überzeugt sind, dass das Ende der Welt unmittelbar bevorstehe. Die Jahrtausendwende war ein wichtiges Datum für sie, eines, das die Welt allerdings wieder einmal unbeschadet überstanden hat.

Jörg Dendl

Literatur:

Aurelius Augustinus, *Zweiundzwanzig Bücher über den Gottesstaat* [Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 28, Kempten/München 1916]

Bernardo Gui, *Das Buch der Inquisition* [= Practica], Petra Seifert (Hg.), Augsburg 1999

Claude Carozzi, *Weltuntergang und Seelenheil*, Frankfurt a. M. 1996

Norman Cohn, *Die Sehnsucht nach dem Millennium*, Freiburg/Basel/Wien 1998

Paul Diepgen, *Arnald von Villanova*, Berlin/Leipzig 1909

Gregor von Tours, *Zehn Bücher Geschichten* [Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. III, Darmstadt 2000]

Arthur Hübscher, *Die große Weissagung*, München 1952

Ernst Knoth, *Ubertino von Casale*, Marburg 1903

Lactantius, *Auszug aus den Göttlichen Unterweisungen* [Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 36, Kempten/München 1919]

Irenäus von Lyon, *Fünf Bücher gegen die Häresien* [Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 4, Kempten/München 1912]

Origines, *Acht Bücher gegen Celsus* [Bibliothek der Kirchenväter, Bd. 53, München 1927]

Ernst Sackur, *Sibyllinische Texte und Forschungen*, Halle a. d. S. 1898

Salimbene von Parma, *Chronik* [Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 93-94, Leipzig 1914]